42. Jahrg. / März 1928 / 7. Heft

Velhagen & Klasings Monatshefte

Schriftleitung in Berlin W 50,
Tauentzienstraße 7b,
Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig u. Wien

ORIGINAL-
E
FÖN
&SON

Mit einem Hemde komm' ich aus —
Seitdem ich einen „Fön" im Haus.

Neu! Original Fön im Isoliergehäuse, hellfarbig. Preis 28.— RM.

Nur echt mit eingeprägter Schutzmarke FÖN

Hunderttausende im Gebrauch!

Neu! FÖN Son. Die neue preiswerte Heißluftdusche. Preis 21.— RM.

Zur Körper- und Schönheitspflege:

Sanax-Vibrator, Penetrator, Vibrofix u. Sanofix elektr. Massageapparate

„Radiolux" und **„Radiostat"** D. R. P. erdschlußfrei, elektrische Hochfrequenzapparate

Sicherheits-Heizkissen Sanotherm mit Vacu-Regler D. R. P.

Neu! Sanotherm Son. Das neue elektrische Sicherheits-Heizkissen, Gr. 25 × 36, **Preis 15.45 RM.**

Überall erhältlich!

FABRIK: ELECTR. GESELLSCHAFT „SANITAS", BERLIN N 24

Velhagen & Klasings Monatshefte

Monatlich ein Heft zum Preise von 2.40 Reichsmark

Inhalt des Märzheftes:

	Seite
Der Zinsgroschen. Roman von Wilhelm Hegeler (Schluß) . .	1
Gedichte. Von Johann Friedrich. Das Flußrauschen — Das leidenschaftliche Buch . . .	23
Mumienbildnisse im Fajum. Von Hans Rosenhagen. Mit 10 farbigen Abbildungen . . .	24
Die Erforschung des Menschen. Von Univ.-Prof. Dr. Eugen Fischer	33
Der Große. Gedicht von Hans Much	36
Gouvernantennovelle. Von Ernst Lothar	37
Ehrlichkeit und Unehrlichkeit in der Handschrift. Eine graphologische Studie von Robert Saudek, London. Mit 8 Abbildungen	49
Der Steingarten der sieben Jahreszeiten — Der März als neuer Blumengartenmonat. Von Karl Foerster, Bornim. Mit 16 farbigen Bildern aus dem Bornimer Schau- und Versuchsgarten, darunter 8 Aquarelle von Herbert Kampf	57
Der Teufel und sein Hofstaat. Von Dr. Georg Giesecke . .	73
Die uralte Kornfeldlinde. Gedicht von Arno Holz	76
Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt: Friedrich Huch in seinem Dichterdachsbau. Von Grete Gulbranssson	77
Fritz Reusing. Von Dr. Oskar Schürer. Mit 17 ein- und mehrfarbigen Wiedergaben	81

Seite

Das Goldstück. Novelle von Hans Grimm 93
Welche Farbe macht blaß? Von Dr. R. Ehrhardt. 100
Neues vom Büchertisch: Karl Strecker: Romane, Novellen u. a. Prof. Dr. Claus Schilling: Der Arzt und seine Sendung . . . 102
Illustrierte Rundschau: Amtliche Graphik — Zwei Kostüme — Algraphie von Heinrich Wolff — Dietz Edzards „Offenbarung" — Arbeiten aus der Stuttgarter Kunstgewerbeschule — Modemarionetten — Zu unsern Bildern 106
Neuigkeiten vom Büchertisch (im vorderen Anzeigenteil): u. a. „Romanhafte Geschichte" (Rasputin) 20, 24, 26, 28
Der Beobachter (im rückwärtigen Anzeigenteil): Berliner Bühnen — Karl Hagemeister 80 Jahre alt — Die Ehe im Spiegel der Statistik — Anekdoten . . . . . 3—8

Kunstbeilagen in Mehrfarbendruck:

Freundin des Hafis. Gemälde von Ivo Saliger Titelbild
Das rauchende Chemnitz. Gemälde von Alfred Kunze 16— 17
Marschenlandschaft. Gemälde von Prof. Max Clarenbach . . . . . 40— 41
Der Raucher. Gemälde von Lesser Ury . . . . . 100—101
Bergsee. Gemälde von Joseph Köttschbach . . . . 104—105

Kunstbeilagen in Tondruck:

Der Ausritt. Gemälde von G. Spencer-Watson. . 8— 9
Bö. Bildwerk von Mathias Gasteiger . . . . . 56—57

Anzeigenteil:

Vorderer Anzeigenteil . . 1—32
Rückwärtiger Anzeigenteil einschl. „Der Beobachter". 1— 8
Umschlag . . . . . 2— 4
Im vorderen Anzeigenteil befinden sich folgende Abteilungen:
Unterrichtsanstalten . . 13—14
Töchterpensionate . . . 14—15
Reise- und Kuraufenthalt 16
Hotels und Pensionen . 17
Heilanstalten . . . . . 18—19
Deutsche Bücher. . . . . 21—23

Am weitesten kommen Sie

wenn Sie einen „Wanderer" in Ihre Dienste nehmen. Auch bei größter Kälte, auf vereisten Straßen oder durch tiefen Schnee bringt der „Wanderer" Sie sicher ans Ziel, ebenso schnell und sicher wie dies ein D-Zug vermöchte. So stark ist das Anzugsvermögen dieses Wagens, daß er den Sechszylindern nicht im mindesten nachsteht. Stoßfreie Lenkung, weiche Federung und gutes Liegen auf der Straße machen das Fahren im „Wanderer" zum ungetrübten Genuß und die rasch, weich und unbedingt zuverlässig wirkende Vierradbremse verleiht Ihnen das Gefühl wohltuender Sicherheit. Auch Ihr Urteil wird lauten: Ein Fahrzeug von erstaunlicher Leistungsfähigkeit, ein Wagen allererster Klasse.

WANDERER

WANDERER WERKE SCHOENAU-CHEMNITZ
WW

KALODERMA

TOILETTE-SEIFE

von den Guten
die Beste

70 ₰

F. WOLFF & SOHN · KARLSRUHE

VORWERK=TEPPICHE

NUR ECHT MIT DEM NAMEN

VORWERK

VORWERK & Co, BARMEN

Ein Blick-

— und Sie haben die Gewißheit: es ist ein *„Bleyle“*; der Name bürgt für Qualität u. Ausführung. Achten Sie bitte stets auf das eingenähte Echtheitszeichen: Nicht jeder gestrickte Anzug ist ein

„Bleyle“

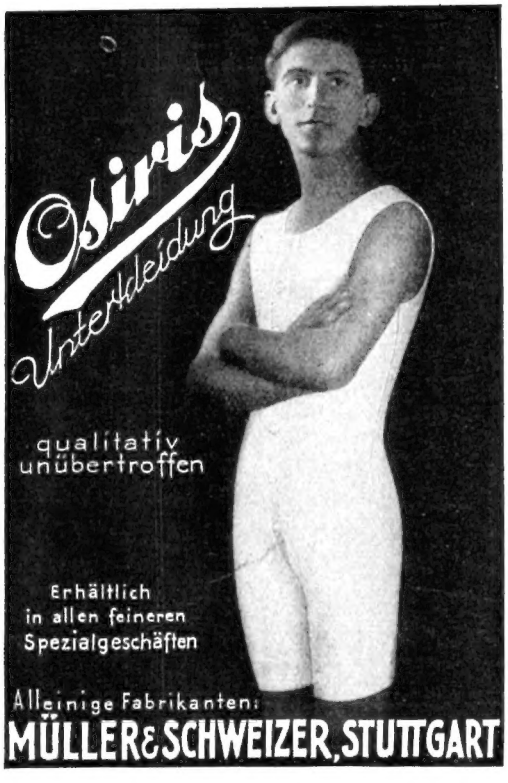
Bleyle-Verkaufsstellen finden Sie in allen Städten; Auskunft erteilt bereitwilligst die Fabrik Wilh. Bleyle G. m. b. H. Stuttgart

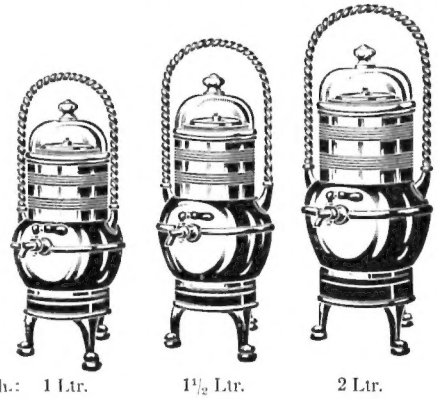
BMW
MOTORRÄDER

IN DER STEIERMARK

Ein BMW-Motorrad ist wegen seiner großen Zuverlässigkeit und guten Fahreigenschaften eine bevorzugte Reisemaschine

BAYERISCHE MOTOREN WERKE
AKTIENGESELLSCHAFT MÜNCHEN 46





Inh.: 1 Ltr. 1½ Ltr. 2 Ltr.

Nicht eine beliebige Kaffeemaschine, auch nicht der Filter, **sondern die**

Elektrokaffeemaschine Becker

liefert Ihnen **nach Wiener Art** — bei sparsamstem Bohnenverbrauch — einen hochfeinen aromatischen Kaffee in nicht zu übertreffender Güte, frei von jedem Beigeschmack, einfach, sauber, bequem, zuverlässig, billig und in kürzester Zeit!

Sie vereinigt Zweckmässigkeit, Formschönheit und Qualität, ist äusserst preiswürdig und verbreitet Freude und Behaglichkeit in Ihrem Heim. Probestücke werden überallhin ohne Kaufzwang abgegeben.

Wo nicht erhältlich, wende man sich an die Fabrik:

Becker & Cie., Villingen i. Schwarzwald

★

Die interessante Broschüre: „Die Kaffeebereitung im Haushalt" wird jedem Interessenten kostenlos zugesandt.

Keine Misserfolge bei Verwendung von

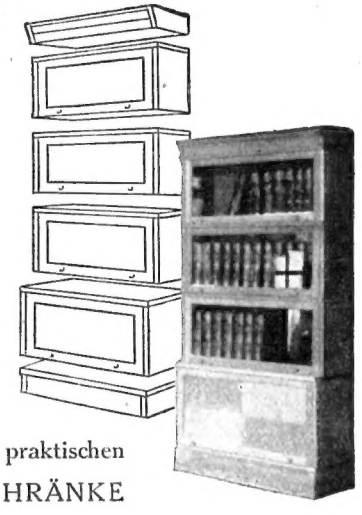
SIDI
GASLICHT
CELLOFIX
selbsttonend
die zuverlässigen Photopapiere
ELEPHANT-TONBAD
für Sidi-Gaslicht-Papier

Kraft & Steudel Fabrik photogr. Papiere G.m.b.H. Dresden

Beste Ostergabe

Für den studierenden Sohn,
für die lernende Tochter,
zu Konfirmation, Schulentlassung,
Abitur

SOENNECKEN
Ideal-Bücherschränke



Mit nur **einem** Abteil mit Sockel und Kopfstück legen Sie den Grundstock zu einer stetig auszubauenden Bibliothek. —
Es gibt kein „idealeres" Geschenk als die praktischen
SOENNECKEN-IDEAL-BÜCHERSCHRÄNKE

Verlangen Sie vor Auswahl Ihres Geschenkes meinen ausführlichen Sonder-Prospekt Nr 1908/J 16

F. SOENNECKEN / BONN / BERLIN, Taubenstr. 16/18 / LEIPZIG, Markt 1

Kinder haben Kolynos gerne, weil es dem Munde ein frisches Gefühl verleiht, das stundenlang anhält. Nur ein Zentimeter Kolynos genügt, um Speisereste zu entfernen, jeden Zahnbelag aufzulösen, tückische Keime zu töten und Zahnschmerzen, sowie Gaumeninfektion zu verhüten.

Zu haben in den Apotheken u. and. einschl. Geschäften. Gratismustertube erhalten Sie portofr. durch die

Generalvertretung für Deutschland:
MAX WEBER
Oberweimar, Thür.

KOLYNOS
Zahnpasta

979

Für Anspruchsvolle:

Purezas

Cabinetkiste
50 Stück M. 15.–

Havana-Sortiment 19

50 Upmann 214 *Purezas* . . . . . M 15.—
25 Upmann 216 *Obeliscos* . . . . M 12.50
25 Upmann 299 *Favoritas* . . . . M 12.50
25 Upmann 213 *Cesares* . . . . . M 15.—

125 feine Havana-Zigarren für nur M 55.—

Pikant herzhaft, kräftig.

Brasil-Sortiment 19

50 Upmann 55 *Supremos* . . . . M 10.—
50 Upmann 65 *Puritanos* . . . . M 12.50
50 Upmann 80 *Culebras* . . . . . M 15.—
50 Upmann 40 *Seniores* . . . . . M 17.50

200 feine Brasil-Zigarren für nur M 55.—

Mittelstark bis kräftig, gut zu vertragen

Sumatra-Sortiment 19

50 Upmann 13 *Selectos* . . . . . M 7.50
50 Upmann 36 *Graciosas* . . . . M 10.—
50 Upmann 43 *Preciosas* . . . . . M 12.50
50 Upmann 37 *Apollos* . . . . . M 15.—

200 feine Sumatra-Zigarren für nur M 45.—

Sehr mild, dabei fein aromatisch.

★

Gegen Nachnahme oder Ueberweisung auf unser Postsch.-Konto 62032 Hamburg erfolgt

Lieferung frei Haus

an jede gewünschte Adresse.

★

Illustrierter Hauptkatalog A wird gratis mitgeschickt.

Export nach allen Weltteilen.

Upmann & Co. G. m. b. H.
Bremen

588 verschied. **Europa und Kolonien**
gar. echt, Katalogwert über Mk. 50.—, Ausnahmepreis **Mk. 4.—.** Briefmarken-Preisliste, reich illustr., auch über Alben, vers. kostenlos.
Max Herbst, Markenhaus, Hamburg P.

Musikinstrumente
Harmonikas. Sprechapparate. Fabrikation. Katalog gratis. Niedrige Preise. Reell. Schallplatten p. St. 1 Mk.
Ernst Heß Nachf. Stammfabrik gegr. 1872 Klingenthal i. Sa 20.

J. A. Henckels
Zwillingswerk – Solingen
Stahlwaren Ia Qualität
und im besonderen:
„Noxida"-Messer **(nichtrostend)** mit bestem Schnitt aus eigenem Stahlwerk.
Hauptniederlage: BERLIN W. 8, Leipziger Strasse 117/118
Eigene Verkaufs-Niederlagen: Köln a. Rh., Dresden-A., Frankfurt a. M., Hamburg, München, Wien I, Paris.

Helft ihm,

Mütter!

Ungeheure Anstrengungen erträgt der Körper des Kindes in den Zeiten des Wachstums und der besonderen Entwicklungsperioden. Schmerzen verschiedenster Art, Müdigkeit von Geist und Körper hemmen die ruhige Entfaltung körperlicher und geistiger Fähigkeiten. Gebt, Mütter, Euren Kindern den Energiezuschuß, den sie zur Ueberwindung der Wachstumsschwierigkeiten brauchen, gebt ihnen zum täglichen Frühstück eine Tasse

Dr. Wander's **Ovomaltine.**

Ovomaltine ist eine aus wertvollsten Nahrungsmitteln konzentrierte Kraftnahrung, die überaus leicht verdaulich und appetitanregend ist und den Aufbau des Körpers und der Nerven wirkungsvoll unterstützt. In Milch und anderen Getränken aufgelöst, ist Ovomaltine mit ihrem köstlichen Wohlgeschmack das Lieblingsgetränk aller Kinder.

Büchsen zu Mk. 2.70 und Mk. 5.— in Apotheken und Drogerien.

Gratisproben unter Bezugnahme auf diese Zeitschrift durch die Fabrik:

Dr. A. Wander, G. m. b. H., Osthofen (Rheinhessen).

F6

Ernähren Sein Kind mit „KUFEKE" u. frischer Milch!

Du wirst Freude haben.

Tri-Phonola-Flügel und -Pianos

mit 3 Kunstspielarten und Tastenspiel
Der Inbegriff edelster Hausmusik
Verlangen Sie Broschüren

Hupfeld-Gebr. Zimmermann A.-G.
Leipzig

Bei Verstopfung

Blähungen und Fettsucht

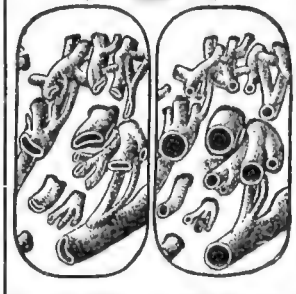
verlange man **Gratisprobe** von **Schmelzers allein echten Bad Mergentheimer Pillen** (aus pflanzlichen Stoffen hergestellt) durch **Merzsche Apotheke, Bad Mergentheim.**

Monatsschützer „Lupa"

gesetzl. gesch., garantiert **undurchlässig** und **federleicht,** wiegt nur 30 g, wird von **vielen Tausenden** Frauen und Mädchen **allmonatlich** getragen, da Damenbinden **nicht** genügen. „Lupa" verhindert **unbedingt,** dass Wäsche und Kleider **verdorben** werden und Damen in **peinliche** Situation geraten. Beim Sitzen, Sport und Tanzen **unentbehrlich. Wasch- und kochbar,** grösste Sauberkeit bei jahrelanger Dauer. **Keine** Monatshose, welche **lästig** und **ungesund** ist. Verschaffen auch Sie sich das **köstliche** Gefühl der **Sicherheit** und bestellen Sie noch heute „Lupa". Preis RM. 2.95. Bei Nichtzusage Geld zurück.

Ludwig Paechtner, Dresden-A. 21/833, Bendemannstr. 15.
Eine Postkarte: Senden Sie **„Lupa"** genügt.

Gesichts-Punkt-Roller



Stark vergrößerte Aderngruppe. Ausschnitt aus dem Gewebe eines welken, faltigen Gesichtes. Man sieht deutlich, wie die vom Fett zusammengepressten Adern welken, und dass sie infolge träger Blutzirkulation die Gewebe des Gesichtes nicht genügend ernähren können.

Aderngruppe eines gepflegten Gesichtes. Die Massage mit dem „Gesichts-Punkt-Roller" ermöglicht die denkbar beste Durchblutung, also Ernährung der Haut. Die unzähligen haarfeinen Blutgefässe werden durch die Massage mit dem „Gesichts-Punkt-Roller" zu intensiver Tätigkeit angeregt.

Korpulente Personen müssen besonders darauf bedacht sein, ihre Gesichtsmuskeln zu festigen und den Fettüberschuss an Wange und Kinn zu beseitigen, weil gerade bei starken Personen sehr früh das sogen. Doppelkinn und die Hängebacken entstehen, die dann allmählich das ganze Gesicht deformieren, es müde, welk und faltig machen. Falten können eben nur durch eine Schwächung der Gesichtsmuskeln entstehen. Schwache Muskeln nur durch träge Blutzirkulation. Unser neuer „Gesichts-Punkt-Roller" mit seinen weichen Kautschuk-Saugnäpfchen beseitigt das überflüssige, schwammige Fett, strafft und stärkt die Gesichtsmuskeln. Ihre Haut wird auf ganz natürliche Weise durch kräftige Durchblutung und Ernährung frisch, straff und rein. Die erhöhte Blutzirkulation und Hyperämie hält nach der Anwendung noch 1 bis 1½ Stunden an. In dieser Nachwirkung liegt der grosse Erfolg des „Gesichts-Punkt-Rollers." Achten Sie beim Einkauf streng auf die Bezeichnung „Gesichts-Punkt-Roller" mit den Kautschuk-Saugnäpfchen. Schutzmarke „Punkt auf der Stirn". Preis Mk. 5.— und Mk. 7.50, in allen Punkt-Roller-Verkaufsstellen zu haben.

L. M. Baginski, Fabrik orthopädischer Apparate G. m. b. H.
Berlin-Pankow 83, Hiddenseestrasse 10

Rudolf Amsinck, Kiel-O.
Spezial-Versand
von
Orig. Matrosen-Anzügen
für Knaben u. Mädchen
Eigene Anfertigung.
Preisliste
und Muster frei
zu Diensten

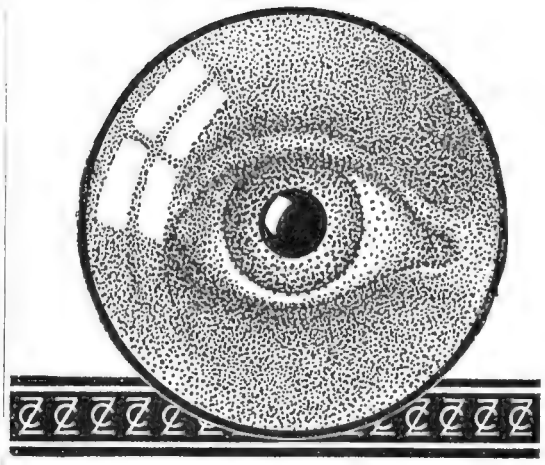
seca

Zur vernünftigen Sportsübung

GEHÖRT EINE GUTE PERSONENWAAGE UM DIE SCHWANKUNGEN DES GEWICHTS VOR UND NACH JEDER SPORTBETÄTIGUNG FESTSTELLEN ZU KÖNNEN. SEHEN SIE SICH ALSO NOCH HEUTE DIE PERSONENWAAGE seca AN.

VOGEL & HALKE
WAAGENFABRIK
HAMBURG 36

Zu haben in 2000 Fachgeschäften
oder durch unsere Vermittlung



Ihr Auge und
das Punktalglas

Ob Sie geradeaus durch die Mitte des Punktalglases blicken oder schräg durch seine Randteile, überallhin sieht Ihr Auge deutlich. Die Flächenkrümmungen des Punktalglases sind so berechnet und im Zeisswerk so peinlich genau ausgeführt, dass sie mit dem lebenden, beweglichen Auge zu einem vollkommenen optischen System vereint in jeder Blickrichtung punktscharfe Netzhautbilder entwerfen.

„Zeiss-Punktal" macht Ihr Auge wieder normalsichtig, macht Sie wieder zum vollwertigen Menschen.

ZEISS
Punktal

Das vollkommene Augenglas

Wem künstliches Licht bei der Arbeit lästig fällt, versuche es mit Zeiss-Uro-Punktalgläsern. Sie dämpfen die im künstlichen Licht so übermässig vorhandenen ultraroten Strahlen und gleichen den Lichteindruck dem des Tageslichtes an.

Nur der Fachoptiker

leistet Gewähr für richtige Anpassung, die Vorbedingung für jede Brille. Ein Blick in die Auslagen der optischen Fachgeschäfte zeigt Ihnen, wo „Zeiss-Punktalgläser" geführt werden. Preis des Punktalglases je nach Stärkegrad von **M. 3,50** an. Ausführliche Druckschrift „Punktal 17" und Preisliste kostenfrei von Carl Zeiss, Jena, Berlin, Hamburg, Köln, Wien.

CARL ZEISS
JENA

Emser

Wasser (Kränchen)
Pastillen / Quellsalz

Die natürlichen Vorbeugungs- und Heilmittel von Weltruf bei

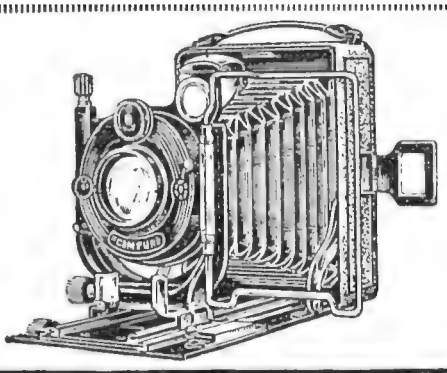
Katarrhen, Asthma, Husten, Heiserkeit, Verschleimung, Grippe u. Grippefolgen, Magensäure (Sodbrennen), Zucker u. harnsaurer Diathese

EMS

Emsolith
das Mundpflegemittel
Verhindert Zahnsteinansatz

Man beachte stets diese Schutzmarke u. meide künstliche Erzeugnisse

Staatl. Bade- und Brunnendirektion
Bad Ems



Wählen Sie diese Qualitätskamera

Orionwerk Akt.-Ges., Hannover ★ Gegr. 1893
Ältestes u. grösstes Kamerawerk Norddeutschlands
Bezug durch Fachgeschäfte / Katalog kostenlos

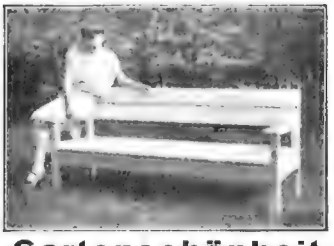
Mehr freie Zeit....

ist die Losung der modernen Hausfrau. Früher verbrachte sie allein den halben Tag am Herd; doch seit sie

Liebig flüssig

zur Bereitung von Fleischbrühe verwendet braucht sie nicht mehr stundenlang teures Suppenfleisch auszusieden. Liebig flüssig ist natürliche, fertig gewürzte Ochsenfleischbrühe

Eine Gratisprobe und eine Serie Liebig-Bilder sendet gegen diese Anzeige die Liebig Gesellschaft m. b. H. Köln V. I



Gartenschönheit durch Hetzer Gartenmöbel

Erstklassige Ausführung. / Konkurrenzlose Preise.
Versand direkt ab Fabrik frachtfrei aller Staatsbahnstationen.
Verlangen Sie sofort kostenlos Prospekt 9

Otto Hetzer A.-G., Seestadt Wismar. ★ Gegr. 1872.

Briefmarken-haus Burbach, Köln, Krebsgasse 18. Gegr. 1898. Preislisten kostenl. **Anbieten alle verschied.:** 2000 alle Welt 8.50, 100 **Bulgar.** 2.–, 200 **engl. Kolon.** 4.–, 150 **Belgien** 3.–, 100 **port. Kolon.** 1.50, 100 **Skand.** 1.–, 100 **Persien** 6.–.

Bonjer-Club-Möbel

in Leder, auch in Stoff
unerreicht in Qualität Verarbeitung — Form und Preiswürdigkeit
Zahlungserleichterung.
Katalog auf Wunsch.

München C., Maximilianstr. 13.

Simplex

ist über ein Jahr alt und noch vollkommen frisch! — Nur

Garantol

Eierkonservierungsmittel erzielt dieses Ergebnis. Seit Jahrzehnten bewährt. Pack. für 120 Eier 40 Pfg. Ueberall erhältlich.

Wir kennen keinen Husten mehr!
Kaiser's Brust-Caramellen

MIT DEN «3 TANNEN»

das millionenfach, seit 35 Jahren bewährte Mittel, wirkt schnell u. sicher bei allen Erkältungen
7000 Zeugnisse!

Paket 40 Pfg. · Dose 80 Pfg.

Zu haben in Apotheken u. Drogerien u. wo Plakate sichtbar.

*Alleiniger Fabrikant: **Fr. Kaiser, Waiblingen-Stuttgart,** Fabrik medizinisch-diätetischer Präparate. Fabriken in Würzburg, Bregenz, St. Margrethen und Prag.*

Seht mich an –

ich bekomme in meine Suppen, Milch, Flammeris und alle Speisen nur

MAIZENA

immer in den gelben Paketen
niemals lose!

Rezept u. Bilderbuch v. Paul Simmel gratis durch die
DEUTSCHE MAIZENA GES. A.G. HAMBURG 15d

Das Tempo der Zeit

beansprucht Nerven und Augen heute um ein vielfaches gegen früher. Ihre Leistungsfähigkeit hängt eng zusammen mit dem Wohl Ihrer Augen. Geben Sie ihnen deshalb die nötige Hilfe durch

(N.G.)-BUSCH-Ultrasin-Brillengläser,

die dem Auge nicht nur seine volle, unbehinderte Sehkraft verleihen, sondern es auch vor den spezifischen Schäden der ultravioletten Strahlen im Tages- und dem intensiven künstlichen Licht bewahren.

Sachgemäße Anpassung dieser hochwertigen Gläser durch den fachkundigen Optiker ist Vorbedingung für die uneingeschränkte Ausnutzung aller Vorteile.

Ultrasin-Gläser sind kenntlich an der Marke (N G B)

Aufklärende Druckschriften Nr. 507 kostenlos!

Nitsche & Günther | **Emil Busch A.-G.**
Optische Werke A.-G. | Optische Industrie
R a t h e n o w

Rassehunde-
Zuchtanstalt u. Handlung
„Hektor", Bad Köstritz 2
★
Reichillustrierter Katalog mit Preisliste Rm. 1.—

Photo:
Präzisions-Ausrüstungen.
Katalog M mit wertvollen Tabellen **gratis.**
Dr. Staeble-Werk München
Export nach allen Weltteilen

A. F. SCHERNIKOW NACHFLG. FRITZ KRUSE · SALZWEDEL · SCHUTZ-MARKE AFS

Zur Konfirmation
Salzwedeler
Baumkuchen

Nr. 1 ungefähr 3—4 Pfd., Höhe 30 cm
„ 2 „ 4—4½ „ „ 36 „
„ 3 „ 5—5½ „ „ 40 „
„ 4 „ 6—6½ „ „ 45 „

Grössere Kuchen bis 80 cm Höhe können geliefert werden. Der Eigenart der Herstellung halber muss ich mir kleine Abweichungen im Gewicht vorbehalten, Baumkuchen im Anschnitt, also weniger als 3 Pfd., kann ebenfalls täglich frisch versandt werden.

Preis pro Pfund 4.— M.

Preise ab hier, Verpackung billigst berechnet. Unbekannten Bestellern: Nachnahme.

Der gute Ruf des Hauses bürgt für die Güte der Ware.

A. F. Schernikow Nchfl. *Inh.: Fritz Kruse*
Telephon 491 ***Salzwedel*** *Telegr.: Konditor Kruse*
Feinstes und ältestes Geschäft in Salzwedel.

Ich habe in vier Wochen 30 Pfd. zugenommen

Es gibt Personen, die ohne krank zu sein, so wenig Neigung zum Fettansatz haben, daß ihre Magerkeit sehr unschön in die Augen fällt. Namentlich bei Damen wirkt die stete Erinnerung an das Knochengerüst, das wir in uns tragen, recht peinlich. Bekanntlich beruht die weiche, gleichmäßige Rundung der Formen, die ein Zeichen weiblicher Schönheit ist, auf normalem Unterhautfettgewebe. Auch ist das Fett für viele Organe, z. B. die Nieren, den Augapfel, den Drüsenkörper der Brust, ein unbedingt notwendiges Polster. Zur Beseitigung der Magerkeit und zur Schaffung der gewünschten Fülle sind die **„Eta-Tragol-Bonbons"** ein vorzügliches Mittel. Durch den Genuß der „Eta-Tragol-Bonbons" läßt sich das Körpergewicht in einigen Wochen um 10—30 Pfund erhöhen. Zugleich schaffen sie aber auch — indem sie die roten Blutkörperchen bis zu 50 % vermehren — Nervenkraft und Blut. — Schachtel Mk. 2.50 gegen Nachnahme. Nur zu beziehen von der „ETA", Chem.-techn. Fabrik, Berlin-Pankow 84, Borkumer Str. 2

Einige praktische Fragen an die Hausfrau:

1. *Bereiten Sie Ihre Speisen noch an der offenen Feuerstelle?*
2. *Beleuchten Sie Ihre Räume noch mit der Oellampe oder dem Kienspan?*
3. *Machen Sie Ihre Reisen noch mit der Postkutsche?*
4. *Waschen Sie Ihre Wäsche noch mit der Hand, oder bedienen Sie sich der*

Miele-Elektro-Waschmaschine?

Bei normalem Hausgebrauch macht sie sich schon in 2 Jahren bezahlt. In den einschlägigen Geschäften – auf Wunsch gegen bequeme Ratenzahlung – zu haben.

Mielewerke A.-G.
Gütersloh/Westfalen
Grösste Waschmaschinenfabrik Deutschlands.

FALTBOOTE
PIONIER-FALTBOOT-WERFT
BAD TÖLZ - OBERBAYERN

„Welt-Detektiv"
Auskunftei Preiss, Berlin W. 38, Kleiststrasse 36 I, Hochbahnh. Nollendorfplatz — Kurfürst 4543 — Tausendf. gute Erfolge — Beste Empfehlg. — zwanzigjähr. Erfahrungen — solide Gebühren f. **Ermittelungen, Beobachtungen** (überall u. in jeder Sache)
Spezial-Auskünfte
(Vorleben, Vermögen, Gesundheit, Lebensführung usw.), In-, Ausland.

Ruder-Apparat
Mk. 160.—
Runge & Co., Osnabrück

Gegr. 1891 *Gegr. 1891*

Max Sellge
Baumkuchen Fabrik Berlin
W. 62. Kurfürstenstr. 71

Vornehmes, stets passendes Geschenk.
Ausgezeichneter Wohlgeschmack.
Lange Frischhaltung.
Preis: 1 Pfund Mk. 5.– zuzügl. Porto u. Verpackung.

Empfohlene Unterrichtsanstalten

Techn. Assistentinnen an medizinischen Instituten

Ausbildung zum Staatsexamen durch
Electricitäts-Gesellschaft „SANITAS“
Mitglied der staatlichen Prüfungs-Kommission
Berlin N. 24, Friedrichstr. 131 d.
Prospekte frei.

Abitur $^{O\,II}_{Reife.}$ ★ **Dr. Meusel's** Vorbereit.-Anstalt mit Internat.
Berlin W. 62, Kurfürstenstrasse 72. Auch Arbeitsstunden und Abendkurse. Sprechstunden: Montg., Mittw., Freitg. 12–1, 6–7.

RACKOWs

kaufmännische Privatschulen

Berlin, Wilhelmstr. 49, Tauentzienstr. 1, Alexanderstr. 50
Hamburg, Glockengiesserwall 19 **Dresden** Altmarkt 15
Hannover, Sophienstr. 6 **Köln,** Agrippastr. 13
Magdeburg, Bismarckstr. 4 **Stettin,** Bismarckstr. 6

Vor- und Fortbildung von Damen u. Herren f. d. allgem. u. höher. kaufmännischen Beruf
Prospekt, Auskunft, Pensionsnachweis frei

Berlin **Thie's Vorbereitungs-Anstalt.** Sexta bis Oberprima, auch Abendkurse. Arbeitsstunden unt. Aufsicht. Schülerheim: sehr gute Verpflegung. Schularzt. Direktor **Thie, Berlin-Charlottenburg,** Leibnizstr. 15 (am Knie).

Bern ★ Humboldtianum Handelsschule

erzieht neuzeitl. Kaufleute. Sprachen. Diplom. Vorbereitung auf **Handels-, Real- und Literarmatur.** Im kl. **Familieninternat** sorgf. Erziehung. Prosp.

Technikum Bingen a. Rh.

Maschinenbau, Elektrotechnik, Eisenhochb.
Beginn: Mitte April und Mitte Oktober.
Programm kostenfrei. Direktor **Prof. Hoepke.**

DESSAU Antoniettenstrasse 34. **Dr. G. Schneider,**
staatlich anerkannte **Chemieschule.** Fachschule für die Zuckerindustrie. ★ Gegründet 1901. Prospekte frei.

Eisenach ★ **Burchardi-Schule,** **Bornstr. 7, 11.**
Haushaltgs.- u. Gewerbeschule f. Mädch. m. Lehrerinn.-Bildgs.-Anst. Abt. I, Töchterheim mit hauswirtsch. Jahr (Berufsschule). **Abt. II, Frauenschule. Abt. III, Seminar** f. Lehrerinnen d. Hauswirtschaftskunde (Gleichber. i. Preussen). **Abt. IV, Berufsoberschule.** Vorbereitung zur Berufsschullehrerin einschl. höh. Fachschule und Städt. Haushaltungspflegerinnen-Ausbildung.
Näheres durch Auskunftsheft.

Genf INSTITUT WIDEMANN

„La Grande Boissière“.
Internat ersten Ranges für Jünglinge von 15 bis 20 Jahren. **Höhere Handelsschule in französischer Sprache.** Prachtvoller Park von 38 000 qm. Sport. Jeder Komfort. Nur Einzelzimmer. Prospekt durch **Dr. René Widemann.**

Das Pädagogium zu Glauchau i. S.
ist private **10stufige Knabenschule** mit den Zielen der Realschule **u. Internat für Knaben,** die in Erziehung (Pflege) u. Unterr. in erhöhtem Masse indiv. Behandlg. bedürfen. Prosp. d. Dir. **K. Richter.**

GNADAU b. Magdeburg Evg. Brüdergemeine

Höhere Mädchenschule u. Lyzeum

(mit zwei Schülerinnenheimen auf dem Lande).

Oberlyzeum neuen Stiles

(mit Schülerinnenheim)

Abiturientenprüfung vermittelt die gleiche Berechtigung wie das Oberrealschulabiturium. ★ Sorgfält. Charakterbildg. a. christl. Grundlage. ★ Grosse Gärten u. Spielplätze. **W. Hafa,** Direktor.

Godesberg/Rhein u. Herchen/Sieg.
Evangel. Pädagogium (Landschulheim), Realgymn. u. Oberrealschule mit Berechtigung zur Abiturientenprüfung (keine Presse!) Kleine Klassen. Internat in einzelnen Familienhäusern. Aufsicht und Anleitung bei den häuslichen Arbeiten. Viel Sport, Turnen, Rudern. Wandern. Direktor: Prof. **Otto Kühne,** Godesberg/Rh., unbesetzt. Gebiet.

Halle/S. Dr. Harangs Höhere Lehranstalt.

Vorbereitg. für alle Prüfungen und Klassen. — Schülerheim. — Prospekt 6.

TRÜPERS Erziehungsheime

mit Jugendsanatorium

Jena-Sophienhöhe

1890 gegr. als heilpädagogische Anstalten für Knaben und Mädchen mit körperlichen, geistigen und nervösen Entwicklungsstörungen, sowie für schulisch zurückgebliebene Kinder. Lehrplan der Oberrealschule (auch hum. Unterr. mögl.). Individuelle Erziehung u. Gemeinschaftsleben in kleinen Gruppen. Lehrwerkstätt., **berufl. Eignungsprüfung,** rhythmische und schwedische Gymnastik. Hallenschwimmbad und Sportplätze im Heim. Illustr. Prospekt.

Erzieh.-Anst. zu Keilhau b. Rudolstadt/Th. (Landerziehungsheim). Gegr. 1817 v. Fr. Fröbel, in ges. Lage, v. Bergwäld. umgeb., a. Fusse d. Thür. Wald. Lehrpl. d. Realsch. m. wahlfr. Span. u. Lat. Berecht. z. Erteil. d. Obersek.-Reife. Drucks. d. **Dir. Gerst.** Fernr.: Rudolst. 185.

Knabenpensionat m. öffentl. höherer Schule Kerpen b. Köln. Sexta bis Obertertia inkl. Gymnas., Realgymn., Realschule. Zeugnisse berecht. z. Eintritt i. UII d. Vollanst. Kl. Klassen. Sport, Fischerei. 4 Tennispl. Hauskapelle. — Prosp. v. geistl. Leiter **Brodmann.**

Prosp. fr. **TECHNIKUM KONSTANZ**
Ingenieurschule am Bodensee.
Maschinenbau und Elektrotechnik.

Gewerbe-Hochschule Köthen/Anhalt

Studienabteilungen:

1. **Maschinenbau und Bauingenieurwesen.**
2. **Elektrotechnik** mit den Fachrichtungen: Allgemeine Elektrotechnik, Fernmeldetechnik.
3. **Technische Chemie** mit den Fachrichtungen: Allgemeine technische Chemie, Elektrochemie, Photochemie, Gastechnik, Zuckertechnik.
4. **Technologie** mit den Fachrichtungen: Hüttenwesen, Keramik, Zementtechnik, Glastechnik, Eisenemaillliertechnik, Papiertechnik.

Aufnahmebedingungen:

Reifezeugnis einer Realschule, eines Lyzeums oder Obersekundareife eines Gymnasiums, Realgymnasiums, einer Oberrealschule, einer deutschen Oberschule.

Dauer des Studiums: 7 Semester.
Beginn des { Sommer-Semesters Mitte April, Winter-Semesters Mitte Oktober.
Vorlesungsverzeichnis kostenlos.

Technikum Lage (Lippe). *INGENIEUR-SCHULE.*
Maschinenbau, Elektrotechnik, Hoch- u. Tiefbau, Tonindustrie. — Getrennte Werkmeister-Abteilungen. Stud.-Kasino. Lehrpläne frei.

LAUSANNE (Schweiz)
INSTITUT LEMANIA

Moderne Sprach- und Handelsfachschule mit abschliessendem **Diplom.**

Gründl. **Erlernung des Französischen** sowie rationelle **Vorbereitung** auf den **kaufmännischen Beruf.** Sport; **Ferienkurse in den Bergen.** Internat u. Externat. — **Alpines Landerziehungsheim in Champéry** für Knaben von 8—15 Jahren.

LEIPZIG, Deutsche Buchhändler-Lehranstalt, Buchhändlerhaus. Ostern 1928: Neuer Jahreskurs f. hochschulm. Ausb. in Buch-, Kunst- u. Musikalienhandel, auch f. Damen u. Ausländer. Satzungen u. Lehrpl. geg. 1/2 GM. d. Stud.-Dir. Prof. Dr. **Frenzel.**

Fortsetzung siehe nächste Seite

Empfohlene Unterrichtsanstalten

Technikum Lemgo i. Lippe ★ **Ingenieurschule. Staatskommissare.**
Maschinenbau, Brückenbau, Elektrotechnik, Betriebstechnik, Hochbau, Tiefbau, Eisenbetonbau, Architektur.

Pädagogium Lübeck
Am Burgfeld 10
M. GERHARDY.
Privatschule für Knaben u. Mädchen. Vorbereit. für sämtl. Prüfungen — Sexta bis Abitur all. Schulsysteme. Erstklassig geleitetes Internat. —

Dr. Schraders Vorbildungsanstalt
Gegründet 1892. Leitung Dr. Grössel. **Magdeburg** Olvenstedter Str. 1/3. Fernsprecher: 2458.
Klassen: U-III bis O-I, real u. gymn. mit Internat.
Von Ostern 1927 besondere feststehende staatliche Prüfungskommission für Abiturienten. Prospekte.

Alpenschulheim Schloss Marquartstein (Obb.) Herrl., gesunde Gebirgslage (Wintersonne). Sorgf. Famil.-Erzieh. Straff. Unterr. i. kl. Klass., daher Umschulg. u. bes. Förderg. leicht. Dir. **E. Endemann.**

Pädagogium Neuenheim-Heidelberg. Kl. Gymnas.- u. Real-Kl.: **Sexta bis Reifeprüf.** Sport. Förderung körperl. Schwacher. Gute Verpfleg. durch eig. Landwirtschaft. **Prüfungserfolge.**

Potsdam-Hermannswerder 15
HOFFBAUER-STIFTUNG
Erziehungs- u. Unterrichtsanstalten: Säuglingsheim, Grundschule, Oberlyzeum neuen Stils. Frauenschule u. Lehrgang für technische Lehrerinnen mit staatl. Abschluss-Prüfung.

Klosterschule Rossleben a. d. Unstrut, Bahn Naumburg-Artern
Gymnas. u. Realgymnas. von **U III bis Abitur, Schülerheim,** Arbeitsstunde, ärztl. Ueberwach., gross. Spielplatz. Auskunft Rektorat.

TECHNIKUM STRELITZ-MECKL.
Hoch- u. Tiefbau, Betonb., Eisenb., Flugzeugb., Maschinenb., Autobau, Heizg. u. Elektrot. Ingenieure u. Techniker. Progr. fr.

INGENIEURSCHULE BAD SULZA IN THÜR.
Höh. Techn. Lehranstalt / Maschinenbau / Elektrotechnik / Gas- u. Wassertechnik / Chemie / Flugwesen. — Programme U kostenlos.

Ingenieur-Akademie
Wismar a. d. Ostsee
Illustr. Programm kostenlos

DER KINDER GLÜCK ist Gesundheit, Erziehung, Wissen. — Erfahrung, Sorgfalt, höchste Vollendung individueller Methoden, begründen internat. Vertrauen u. unsere Erfolge. Es lohnt sich kostenlos Prospekte zu verlangen.
Voralpines Knabeninstitut MONTANA ZUGERBERG (1000 m ü. M.), Schweiz.

Ingenieurschule Zwickau Sa.
Höh. Techn. Lehranstalt für Masch.-Bau / Elektrotechnik und Betriebstechnik. 5 Semester. Studiendauer. Beginn Anfang April u. Oktober.

Die Anzeigenpreise für diese Sonderrubrik werden Interessenten gerne mitgeteilt.
Velhagen & Klasings Anzeigenverwaltung, Abt. Monatshefte, Leipzig C 1.

Empfohlene Töchterpensionate

Clarens-Montreux **Töchter-Pensionat Villa Rurik.** Studium der Sprach. u. Musik. Prakt. hauswirtsch. Kurse. Sport. Empfehl. in Deutschland. **Mr. et Mme. Scheerer-Schnewlin.**

Dresden 6 Bautzner Str. 102. **Töchterheim Götte mit staatl. anerk. Haushalt.-Schule.** Villa mit gr. Garten in freier Lage. Hausw. Ausbild., wissensch. Fortbild. Unterr. in Handelsfäch.

Dresden-Weisser Hirsch ★ **Töchterheim Schellberg,** Straußstr. 8. Erstkl. wiss., hausw., gesellsch. Ausb. Nur erste Lehrkräfte. Künste, Sport. Vorzügl. Körperpfl., tägl. Gymn. im Freien. Herrl. Lage, gr. Garten. Zahlr. Anerkenn.

Freiburg / Br. Töchter-Pensionat **Scholz-Wemans.** Gegr. 1904. Staatl. zugelass. Eig. Villa mit Garten in Waldesnähe. Ausb. in Wissensch., Sprach., Musik, Haushalt, Sport. Telef. 1865. Ref. u. Prosp. d. die Vorsteherinnen Frau **Dr. Scholz,** Frl. **Wemans.**

Gernrode / Harz. **Töchterheim Hagenberg.** Gegr. 1910. Herrl. Lage a. Walde. Haushaltskurse, Wissensch., Sprach., Musik, Handelsfäch., Sport, Tanz, Umgangsformen. Prosp. mit Bildern. Fr. Dir. **M. Falcke.**

Gernrode / Harz. Töchterbildungsheime Waldtraut-Brunhild. I. Wissensch. Fortbildg., Abt. a) unvollend. Schulbild. b) Lyceal-abschluss, II. Lernküchen, III. Handelsabt., IV. Höh. Handelssch. 12 Morg. Wald, Sport- u. Gartenanl., Zentralh., fl. Wass. Lehrpl. fr.

Bay. Gmain Oberbayern. **Töchterheim Gut Hohenfried.** Vorn. christl. Haus. Hauswirtsch. Sprachen, Musik, Gärtn., Viehwirtsch. Herrl. Gebirgslage. Kein Massenbetr., voll. Familienanschl. **Frhr. u. Frfr. v. Roeder.**

Bad Harzburg **Töchterheim Fr. Dr. med. Krausnick.** Gegr. 1907. Ausbild. z. selbst. Führg. d. ges. Hausw., kunstgew. Handarb., Wissensch., Spr. (Engl. i. H.). Gesellsch. Ausbildg. Neuzeitl. einger. Haus.

Bad Harzburg **Töchterheim Villa Mansfeld.** Gegr. 1910. Haus I. Rgs. **Begrenzte Anz. j. Mädch. aus nur best. Kreisen.** Wissensch., Hauswirtsch., Gesellschaft. **Engländerin u. Französin i. Haus.** Sport, herrl. Lage, jed. Komf. Frau **Dr. Rensch.**

München Destouches-Str. 14. — Telephon 32877. **Kleines feines Töchterheim.** — Haushalt, Wissensch., Erholung, Sport. Erste Referenzen. Prospekt. **Frau Else Passavant.**

Bad Reichenhall ★ **Erstklass. Töchterheim. Villa Continental.** Gründl. Ausbildg. i. Wissensch., Hauswirtsch., gesell. Formen, Sport! Illustr. Prosp. mit I. Referenzen. **Frau J. Segebarth. Dr. phil. Ruth Segebarth.**

Rhöndorf-Honnef „Villa am Rhein". **Töchterpensionat Steinkühler** bildet jg. Mädch. aus zur **Selbständigkeit** i. gesamt. Hauswes., Schneid. u. kunstgewerbl. Handarb. Wissensch., musikal. u. gesellsch. Ausbild. Näh. Prosp.

Fortsetzung siehe nächste Seite

Empfohlene Töchterpensionate

Thale/Harz. Töchterheim Lohmann. Gegr. 1902. Gedieg. u. zeitgem. theoret. u. prakt. Fortbild. n. neuest. staatl. Grunds. d. gepr. Lehrkr. Herrl. Wald- u. Gebirgsl., beste Pflege. Prosp. **A.M. Lohmann,** staatl. gepr. ADT

Weimar ★ Institut Dr. Weiss. Gegründet 1874. Staatl. genehmigt.

Töchterheim.	Frauenschule.	Abiturvorbereitung.
Hauswirtschaftl., gewerbl. u. wissensch. Fortbildung. Musik, Gymnastik, Sport. Berufsschulberechtigung.	Lehrplan d. Forderungen der neuen Frauensch. entspr. Staatl. Abschl.-Pr.	(Obersekunda bis Oberprima.) Staatliche Reifeprüfung.

Akademische u. gewerbl. Lehrkräfte im Haus. Grosser Besitz. Park. Prospekte und Referenzen durch **Dr. Curt Weiss u. Frau.**

Kassel-Wilhelmshöhe. Töchterheim d. Ev. Diakonievereins am Brasselsberg. Staatl. anerk. Haushaltungsschule in schönster gesunder Lage, am Fuße des Habichtswaldes. Gr. Garten, Haus mit all. neuzeitl. Einricht. Gründl. prakt. u. theoret. Ausbildung in Hausb., Küche, Handarb., Weißnähen u. Gartenarbeit. Sittliche u. geist. Fortbildg. Berufsberatung. Auf Wunsch Sprach-, Zeichen-, Musik- u. Tanzunterricht. **Semesterbeginn: April u. Oktober. Semesterpreis: 800.— M.** Näheres durch die Leiterin **Marg. Wiederhold.**

Kassel-Wilhelmshöhe Töchterheim Haus Harre. EigneVilla. Gründl. Ausbildg. Plan d. Frauenschule. Mäss. Preise. Prosp. geg. Doppelporto d. d. Vorsteh. Frau Fabrikdirektor **E. Harre,** staatl. gepr. Lehrerin.

Flügel-Pianos
Kunstspiel-Pianos
altbewährter Fabrikat

R. HUPFER & Co

Hofpianofortefabrik

-ZEITZ-

Prov. Sachsen

Gegr. 1875

DLW

LINOLEUM

der ideale Fußbodenbelag

dauerhaft
leicht zu reinigen
hygienisch, fußwarm
schalldämpfend

in hohem Maße wirtschaftlich

DEUTSCHE LINOLEUM-WERKE A-G

Werke: Bietigheim bei Stuttgart / Anker, Hansa. Schlüssel (Delmenhorst) / Maximiliansau Cöpenick und Velten

---

Das blasse Kind!

braucht „Künstliche Höhensonne".

Beim blassen Kinde besteht fast stets irgendeine skrofulöse Erkrankung. Beim Säugling äussert sie sich in Wundsein, Ausschlag, Milchschorf, beim älteren Kinde in Neigung zu Katarrhen der Luftwege (Schnupfen, Husten, Heiserkeit) oder in Nesselsucht, Juckausschlag, Vergrösserung der Rachen- oder Gaumenmandeln u. a. m. Ferner in Abmagerung, Blässe, Appetitlosigkeit, Mattigkeit, leicht erhöhten Temperaturen. Oft besteht lange anhaltende Ohreiterung. Am häufigsten anzutreffen aber ist eine Entzündung der Augen, Tränenfluss, wunde Lidränder und starke Lichtscheu.

Es ist Elternpflicht

auf diese Symptome zu achten und die Kinder in solchen Fällen bei einem Arzte, der die Hanauer Höhensonne hat, bestrahlen zu lassen. Das ist nicht teuer und die Kinder haben lebenslänglich gesundheitlichen Nutzen davon. Insbesondere sollen auch die Kinder bestrahlt werden, bei denen nur Drüsenschwellungen ohne die Zeichen der Skrofulose bestehen. Findet die Mutter am Hals ihres Kindes kleine Knötchen, so sind die Drüsen des ganzen Körpers geschwollen. Das Kind hat keinen Appetit und ist nervös. Diese Drüsenkrankheit (lymphatische Diathese) wird mit Sicherheit durch die ultravioletten Strahlen der „Künstlichen Höhensonne" auf das günstigste beeinflusst. — Nicht nur bei Skrofulose, sondern auch bei vielen anderen Formen der Tuberkulose und bei Tuberkulose-Verdacht, werden nach den Erfahrungen zahlreicher Autoritäten treffliche Heilerfolge erzielt durch die billige, bequeme und schnellwirkende Ultraviolett-Bestrahlung mit Quarzlampe „Künstliche Höhensonne" — Original Hanau.

Die Rachitis (englische Krankheit), durch die Kinder schon in den ersten Lebensjahren zu siechen Krüppeln werden können, wird durch vorbeugende Bestrahlung im Säuglingsalter sicher verhindert. Die Rachitis bekämpfen, heisst auch den Masern, dem Keuchhusten und anderen Krankheiten ihre Gefährlichkeit nehmen. — Fragen Sie Ihren Arzt!

Verlangen Sie kostenlos die Aufklärungsschriften für Eltern und Pflegerinnen betr. Rachitis, Skrofulose und Tetanie.

Quarzlampen-Gesellschaft m.b.H.
Hanau a. M., Postfach 499

= Reise- u. Kuraufenthalt =

BERCHTESGADEN, Schönau, Haus Wolfseck. Jg.Damen Aufn.als zahld.Gäste. Monatl. RM. 200.–. Anltg. zu selbst. Wirtsch.(Wien.Küche),Sprachen,vielerlei Sport.Voll.Fam.-Anschl. Dienstboten vorh. **Frfr. v. Meyern-Hohenberg, geb. Freiin v. Ende.**

BERLIN-SÜDENDE ★ Asthmakurhaus
Dr. WEISS. — Ganzj. Betrieb. Südr. 1544.

Schroth-Kur Dr. Möllers Sanatorium Dresden-Loschwitz Gr. Erfolge. Prosp. fr.

Bad Lippspringe heilt die Lunge
Verlangen Sie kostenlos Prospekt D 2 vom **Kaiser-Karls-Bad**
i. Bad Lippspringe a. Teutoburger Walde. Bitte Adresse genau beachte.

Sanitätsrat Dr. Jaspersen's Sanatorium Schellhorner Berg bei Preetz in Holstein. I. Zwei Krankenvillen für erholungsbedürftige u. nervöse Herren u. Damen. II. Kuranstalt für nerven- und gemütskranke Damen. 60 Morgen grosse alte Parkanlagen.

Augen- Heilanst. Spez. Method. **Eisenach,** Prinzenweg 5. **Dr. Rehm**

SANATORIUM AROSA (Schweiz) 1870 m ü. M.
Erstklassige Heilanstalt für Lungenkrankheiten und chirurg. Tuberkulose.
Neue behaglich eingerichtete Gesellschaftsräume. Fliess. Warm- u. Kaltwasser. Pensionspreis einschl. ärztl. Behandlung von Fr. 17.— an. Prospekte frei.
Chefarzt: **San.-Rat Dr. E. Jacobi.** Hausarzt: **Dr. H. Trenkel.**

DAVOS- Dorf 4: **Sanatorium Seehof.** Prosp. Preis ab M. 13.—
Platz 4: **Esplanade.** Das behagliche Kurhotel. Preis ab M. 12.—

Kurhaus Monte Bre Lugano (Südschweiz) Moderne phys.-diätet. Kuranstalt u. Erholungsheim. — Rivieraklima. Deutsches Haus.
Pension von M. 8.— an. Illustr. Prosp. frei durch den Besitzer.

Cademario Kurhaus 500 m oberhalb Lugano. 160 Betten, Jahresbetrieb. Dr. med. Keller-Hoerchelmann.

MONT RIANT über Montreux, 750 m ü. M. Physik.-diätet. Kuranstalt mit den modernsten Einrichtungen. Sonn, geschützte Lage. Frs. 20.- bis 35.-. Das ganze Jahr besucht. Priv.-Doz. **Dr. Christin.**

Nerven-Heilanstalt Friedheim, Zihlschlacht, Schweiz
Eisenb.-Stat. Amriswil b. Romanshorn. Für Nerv.-, Gemütskranke, Entwöhnungskuren. 3 Aerzte. Gegr. 1891. Chefarzt Dr. Krayenbühl.

OBERITALIEN. SEEN
DAS SCHÖNSTE ANDENKEN AN DIE OBERITALIEN. REISE IST DAS ALBUM DER OBERITALIEN. SEEN. MIT 20 HERRLICHEN PHOTOCHROMBILDERN. PREIS M. 10.—.
ALFRED ARNOLD VERLAG / LUGANO (SÜDSCHWEIZ)

Velhagen & Klasings
Taschenatlas für Eisenbahnreisende
mit erläuterndem Text und einem Ortsverzeichnis herausgegeben von
Dr. Ernst Ambrosius u. Karl Tänzler
Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage.
Preis 7 Mark in biegsamem Ganzleinenband
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.
Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig

Baden (Schweiz) bei Zürich
Radio-aktives Schwefelbad gegen Rheumatismus, Gicht, Ischias, Gelenkleiden
Saisoneröffnung 1. April
17 Schwefelquellen von 48°.
Alle Kurmittel in den Badehotels. Kursaal. — Täglich Konzerte.
★
Prospekte durch die Kurverwaltung.

LAUSANNE-OUCHY
AM GENFERSEE. — Strandbad mit Sportplatz. Jeder Wasser- und Landsport wird geboten. Exkursions-Zentrum per Dampfer, Bahn und Auto. Eignet sich besonders auch für Jahres-Aufenthalt. Gleichmässigste Temperatur Mittel-Europas. Sport-Zentrum der französ. Schweiz.
Empfehlenswerte Hotels:

Beau-Rivage . . von frs. 19.—	Victoria . . . . von frs. 15.—	de la Paix . . . von frs. 14.—	Bristol-Regina von frs. 10.—
Lausanne-Palace „ „ 19.—	Alexandra . . . . „ „ 14.—	Windsor & Montana . . . . . „ „ 14.—	British & American Hotel . . . „ „ 10.—
Royal . . . . . „ „ 18.—	Balmoral . . . . „ „ 14.—	Eden . . . . . „ „ 13.—	Byron . . . . . „ „ 10.—
Savoy . . . . . „ „ 18.—	Beau-Séjour . . . „ „ 14.—	Mont Fleury . . „ „ 11.—	Britannia . . . . „ „ 9.—
Cécil . . . . . „ „ 16.—	Belvédère . . . . „ „ 14.—	du Parc . . . . . „ „ 11.—	Village Suisse . „ „ 9.—
Mirabeau . . . . „ „ 16.—	Château . . . . . „ „ 14.—		

Empfohlene Hotels und Pensionen

Arosa *Schweiz, 1850 m ü. M.* **Hotel Arosa Kulm.** Erstklass. Familien- u. Sport-Hotel. Höchste, sonnigste Lage inmitten schönst. Skifelder. Eig. Eisbahn. **Modernst. Komf.** Orch., Dancing. Sais.: Dez.-April. Dir. **F. Helbling.**

Basel *Bundesbahnhof.* **SAVOY HOTEL UNIVERS.** Behaglich-modernes Haus I. Rgs mit ruhigen Gartenzimmern u. fliessendem Wasser. Privatappart. Bäder. Dir. **H. Weissenberger.**

Berchtesgaden · Haus Geiger. Ueber 60 Jahre im Besitz und unter Führung der Familie. Fliessend Wasser, Zentralheizung, Autogaragen. Bes. **F. Geiger.**

Alpenhotel Bödele ★ (1140 m ü. M.) — Station Dornbirn, Vorarlberg. **Höhenluftkurort und Wintersportplatz I. Ranges.** Pension v. M. 8 — bis M. 9.50. Prospekt durch Dir **F. Freylinger.**

Brannenburg · **Berghotel Wendelsteinhaus** (1740 m) am Endpunkt d. elektrischen Zahnradbahn auf den Wendelstein. Neuzeitlich eingerichtet. Ganzjährig geöffnet.

Dresden ★ **Hotel Bellevue** Generaldirektor R. Ronnefeld. **Weltbekannt, sehr vornehm. Unvergleichliche Lage.** Mit allen zeitgemässen Einrichtungen.

FLIMS **Waldhaus** · **Grand Hotel et Surselva.** Wintersport: Sonne, viele gepflegte Spazierwege. ** Pension von Frs. 16.— bis 25.—. Prospekte durch Direktion. **P. Buol.**

Bad Harzburg · **Waldpark-Hotel Südekum (Belvedere).** Ganzjährig geöffnet. Natürl. Sol- u. Kohlensäurebäder auf allen Etagen. Pension einschl. Zimmer M. 9.—12.50. **Otto Südekum.**

Mentone **Die Perle der französischen Riviera. — HOTEL DE VENISE.** Vornehmes Familienhaus allerersten Rgs. Zentral u. sonnig, im herrl. Park gelegen. 200 Südzimmer, 80 Privatbäder. **A. Somazzi,** Besitzer.

Montreux ★ **Grd. Hot. EDEN.** Erstkl. 220 B. In allen Z. fliess. Wasser. Am See. Neb. Kursaal. Absolute Ruhe. Mässige Preise. **E. Eberhard,** Besitzer.

Nizza · **Hotel Astoria** Das angenehmste Heim an der französischen Riviera. **A. Uhring,** Besitzer.

Oberhof / **Thür.** **Wünscher's Park-Hotel.** Das Haus d. vornehmen Familien. Das ganze Jahr geöffnet. Südlage mit herrl. Fernsicht. Autohallen. Fernruf 7 und 70.

PARIS **HOTEL VIOLET. Passage Violet.** Im Geschäftszentrum. Mit modernstem Komfort eingerichtet. Erstklass. Restauration. Bestempfohlenes Haus bei mässigem Preis. — Telegramm-Adresse: Telviolet Paris.

Partenkirchen ★ **Hotel „Der Kurhof"** Schönstgeleg., vornehmes Familienhaus. — Näheres Prospekte.

Schierke (Oberharz). **HOTEL WALDFRIEDEN.** Besitzer: **Conrad Schinke.** Vornehmes Haus. Fliess. Wasser. Bäder. Passantenlogis, Autogaragen. Zimmer inkl. Verpflegung von Mk. 8—12. Prospekt frei.

Weggis **am Vierwaldstättersee** ★ **Hotel Albana.** Bekannt. Haus in best. Lage. Waldpark. Tennis. Zimmer mit fliess. Wasser. Herrl. Aussicht auf See u. Alpen. **Sehr** empfohlen. Pension v. Fr. 11.— an. Prospekte bereitwilligst durch **Fam. Wolf.**

Wiesbaden **Hotel und Kochbrunnen Badhaus Schwarzer Bock.** Besuchtestes Kur- und Passantenhaus I. Ranges, beste Kurlage, 280 Betten, fliessendes Wasser, elegante Gesellschaftsräume, anerkannt gute Küche. Pension einschliesslich Thermalbad und aller Nebenausgaben von Mk. 11.— ab. Jahresbetrieb! F. 9751. Garage. Bes.: **Theodor Schäfer.**

Die Anzeigenpreise für diese Sonderrubrik werden Interessenten gerne mitgeteilt.
Velhagen & Klasings Anzeigenverwaltung, Abt. Monatshefte, Leipzig C 1.

PONTRESINA **Engadin** 1803 m **Schweiz** **Schloss-Hotel Enderlin.** Vornehm. Familienhotel. 200 Zimmer. Sommer- u. Wintersport. Zweighaus: **Parkhotel Pontresina.** **Grd. Hotel des Temples, Girgenti (Sizilien).**

Jagd-, Sport- u. Luxus-Waffen kaufen Sie am vorteilhaftesten unter **5jähriger Garantie** direkt von der **Gewehrfabrik Emil von Nordheim** Zella-Mehlis 2 (Thür.) *Reichhalt. Hauptkatalog 1927/28 an Interessenten gratis u. franko.*

Indischer Teepilz Yaponge, von Ärzten empfohlen, in Asien allgem. Volksheilmittel geg. vorgeschrittene Arterienverkalk., Gicht, Rheumatismus, Verstopfung, lief. aus eig Zuchten **Extraktionswerk Propfe, Neschwitz-Böhmen 21**

JK! **Couleur-Artikel** Ia zu Fabrikpreisen **JOSEF KRAUS Würzburg V** Stud.-Utens.-Fabrik. Katal. grat. u. franko.

Besser — dabei billiger als Unpraktisches in der Wirtschaft zu benutzen, ist: Sie fordern unsre Liste K. kostenlos u. wählen daraus gediegene Geräte (auch Geschenke!), die sich bewahren u. Freude machen! **Dr.-Ing. Forkel, Berlin-Weissensee.**

DAS DÜRER-JAHR 1928 IN NÜRNBERG

vom 6. April bis Mitte September

Einzigartige Ausstellung von Originalwerken Albrecht Dürers aus dem In- und Ausland in nie gesehener Zahl. Werke seiner Lehrer und Meisterschüler. — Große Ausstellung moderner deutscher Kunst (Malerei, Graphik, Plastik). — Bedeutende Ausstellungen in Archiv und Bibliothek. — Festspiele im Stadttheater, besonders der „Meistersinger von Nürnberg". — Mittelalterliche Spiele.

Auskünfte jeder Art durch Fremdenverkehrsverein, Hauptbahnhof.

Heilanstalten

von Mitgliedern des Verbandes Deutscher ärztlicher Heilanstaltsbesitzer u. Leiter. — Geschäftsstelle des Verbandes: Hedemünden a. d. Werra. — Prospekte durch die einzelnen Anstalten.

Ahrweiler (Ahrtal-Rheinland). **Kurhaus Ahrweiler** Das ganze Jahr geöffnet.
Indikation: Alle Formen psychischer und nervöser Störungen, Entziehungskuren; besondere Abteilung für innere Krankheiten (Diabetes etc.).
Leitender Arzt: **Dr. von Ehrenwall,** Geheimer Sanitätsrat.

Sanitätsrat Dr. Wiedeburgs **Waldsanatorium Schwarzeck** in Bad Blankenburg, Thür. Wald, f. nerv. u. inn. Kranke u. Rekonvalesz. 4 Fachärzte. Alle phys.-diätet. Kurbehelfe. Psychotherapie.

St. Blasien i. südl. Schwarzwald, 800 m ü. M. **Sanatorium St. Blasien** für **Leicht-Lungenkranke.** Aerztl. Leiter: **Prof. Dr. Bacmeister.**

Braunlage (Oberharz) **Sanatorium Dr. Barner** für Mag.-, Darm- u. Stoffwechselkranke, Herz- u. Nervenkranke, Asthmatiker. Tel. 8 u. 12.

Bühlerhöhe 800 m ü. M. bei **Baden-Baden**
Kurhaus 85 Betten, Sanatorium 60 Betten: f. Erholungsbedürftige, Nerven- und innere Kranke. — Sommer- und Wintersport.

Dr. Lahmann's Sanatorium „Weisser Hirsch" / Dresden
Physikal.-diätetische Heilanstalt
Klinische Sonderabteilung.
Das ganze Jahr geöffnet.

Dresden-Weißer Hirsch, Dr. Teuscher's Sanatorium für Nerven- und innere Kranke.

San.-Rat Dr. Bieling's Waldsanat. Tannenhof Friedrichroda in Thür., gewährt sorgfältigste ärztliche Behandlung u. Diätkuren bei **Nerven-, Herz- u. inner., spez. Magen- u. Darmkrankh., Basedow u. Fettleibigkeit.**

Nicht besetztes Rheinland.
Kurfürstenbad Godesberg a. Rh. Für Nervöse u. innerlich Leidende.
Ärztl. Leitg.: San.-R. **Dr. Staehly.** Kfm. Leitg.: Direktor **Butin.**

Christophsbad Göppingen (Württ.) / Dr. Landerer Söhne.
Heilanstalt für Nerven- u. Gemütskranke. Offenes Landhaus für Leichtkranke u. Erholungsbedürft. Ärztl. Leitung **Dr. F. Glatzel.**

Luftkurort Görbersdorf in Schlesien, 561 m.
Heilanstalt am Buchberg für Lungenkranke des Mittelstandes.
Chefarzt **Dr. Busch.** — Kurschriften durch die Verwaltung.

Görbersdorf (Kr. Waldenbg., Schl.) **Dr. Weicker's Lungenheilanstalten.** a) Priv.-Sanat. „Marienhaus" f. kl. Zahl Lungenkr. d. bemitt. Stände; b) Heilst. „Krankenheim" m. Männ.-, Frau.- u. Kind.-Abt., auch f. Selbstzahl. Aerztl. Leitg.: **Dr. Steinmeyer, Dr. Warnecke.**

Görlitz · **Dr. Kahlbaum** **Sanatorium und Ärztl. Pädagogium**
für Nervenkrankheiten und Psychosen mit Schulunterricht, Berufsausbildung

Hamburg · **Prof. Unna's Klinik** Haut- und Haarkrankheiten. Kosm. Kuren. Histopatholog. Bakteriolog. Serolog. Strahleninstitute. Prof. **P. G. Unna** sen., Dr. **K. Unna**, Dr. **Paul Unna** jun. u. Dr. **G. W. Unna.**

Hirsau bei Calw, württ. Schwarzwald **Sanatorium**
Für Nerven- und innere Kranke. — Psychotherapie.
Das ganze Jahr geöffnet. Besitz. u. Leiter: Sanitätsrat **Dr. C. Römer.**

Kurhaus Höchenschwand (Bad. Schwarzwald). 1015 m. **Höchstgeleg. deutsche Kuranstalt** f. Erhol.-Bedürft. Innere u. Stoffwechselkr. Tuberkulosefrei. Jahresbetrieb. Leit. Arzt **Dr. W. Bettinger.**

Hohenlychen · **Sanatorium** **für lungenkranke Frauen.**
(Kr. Templin). Leit. Arzt: **S.-R. Dr. Koch.** Mod. einger. Häuser inmitten herrl. Wäld. u. Seen. Mäss. Pr. Anfr. an die Verwaltung.

Sanatorium Hohenwaldau
Degerloch-Stuttgart, f. physik.-diätet.-homöop. Heilverf.
Aerztl. Leiter: **Dr. med. Katz**

Stuttgart-Hohenwaldau **Sanatorium Dr. Reinert**
Innere- u. Nervenkrankh., Gehstörungen, chirurg. Tuberkulose.

Dr. Ferd. Wahrendorffsche „Kuranstalt Ilten" b. Hannover f. Nerv.- u. Gemütskranke. Offene, halboff. u. geschl. Häus. **Grosse, eig. Landwirtschaft** mit Beschäftigungsmöglichkeit. Mod. Therapie. 4 Aerzte Näheres durch Anfr. Fernruf: Hannover Nrd. 324.

Kennenburg bei Esslingen (Württemb.) **Heilanstalt**
für Nerven- und Gemütskranke. Prospekte. Telephon Esslingen 197. Besitzer u. leitender Arzt: San.-Rat **Dr. R. Krauss.**

Bad Kösen Aerztlich geleitetes **Erholungsheim**
für leicht Nervenkranke, Erholungsbedürftige, Entziehungskuren.
Ganzjährig geöffnet. San.-Rat Dr. Lehmann.

Liebenstein i. Thür. **Sanatorium** DDr. Eichler, Seige. Klin. gel. Kuranst. spez. f. Herz-, Mag.-, Darm-, Stoffw.-, Nerv.-Kr. Jahresbetr. **Diätkuren.** Psychotherapie.

Kurhaus Bad Nassau
SANATORIUM FÜR NERVEN- UND INNERE KRANKE
Leitende Aerzte: **Dr. R. Fleischmann, Dr. Fritz Poensgen.**

Neuemühle bei Cassel ★ **Sanatorium für Nerven- und Gemütskranke, Entziehungskuren.**
Telephon: 604 Cassel.
Sanitätsrat **Dr. Otto Brunner.** Sanitätsrat **Dr. Gustav Brunner.**

Kuranstalt Neufriedenheim / München, für Nervenkranke all. Art. Herrl. 12 ha gr. alt. Park. Alle Kurmittel u. psychischen Behandlungsmethoden. Entziehungskuren. Völl. getrennte Abteilungen f. Psychosen. Geh. San.-R. **Dr. Rehm Dr. Baumüller.**

Kuranst. Obersendling München 44. F. Nervöse u. Erhol.-Bedürft. Entzieh.-Kuren. Villenanl. i. gr. Park. Getrennte Vill. f. Psychosen (hier nur wbl. Kranke). Mod. Behandl.-Methoden (Psychotherapie, planm. Beschäft., Gymnast. Malariakuren). Geh. S.R. **Dr. K. Ranke.**

Partenkirchen Oberbayern **Dr. Wigger's Kurheim**
Sanatorium für Innere-, Stoffwechsel-, Nervenkranke u. Erholungsbedürftige
4 klinisch langjährig vorgebildete Aerzte. — Näheres Prospekte.
Unter derselben Leitung
das vornehme Familienhotel „Der Kurhof".

Sanatorium Schierke (Chefarzt Dr. R. F. Weiss).
Fernspr. 29 u. 30. Klinisch geführte Kuranstalt f. Krankheiten der inn. Organe, des Stoffwechsels u. der Nerven.

Südstrand-Föhr
Dr Gmelin
Nordsee-Sanatorium
Sommer u Winter
Jugendabt mit u ohne Unterricht

Sülzhayn im Südharz. **Sanatorium Hohentanneck**
für Leicht-Lungenkranke.
Ärztl. Leiter: **Dr. med. E. Awe.**

Sülzhayn Südharz **Dr. Steins Neues Sanatorium für Leichtlungenkranke**
Herrl. Sonnenlage mitten i. Wald. Fliess. Wasser i. all. Zimmern. Personen-Aufzug. 2 Aerzte. — Leit. Arzt: **Dr. med. Stein.**

Sülzhayn-Südharz
Sanatorium Stubbe für **Leicht-Lungenkranke**
Aerztlicher Leiter: San.-Rat Dr. E. Kremser.

Fortsetzung siehe nächste Seite

Kurhaus Tannenfeld für Nervenkranke, Gemütskranke, Entziehungskuren.
b. Nöbdenitz, Thüringen
Prospekte durch Besitzer **Dr. med. Tecklenburg.**

WIESBADEN
Sanatorium Nerotal
Innere- und Nervenkrankheiten. Modernster Komfort.

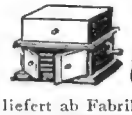
Kurort Ostseebad
Ostseebad Ostsee (Südl. Bad. Schwarzwald).
Der schönste Kurort im deutschen Süden
Die herrlichste Waldluftbäder Deutschlands
Das Klassische Schwarzwald Sanatorium
Moderne Wasser-Licht-Heilanstalt * Diätkuren
Ärzte: Dr. med. Hoffner * Geh. Hofrat Dr. med. Noack (früher Dr. Lahmann Sanatorium).
Kurprospekte durch die Direktion.

Honig**kenner**

u. Feinschmecker bevorzugen u. kaufen Honig v. d. Fa. **Großimkerei Ebersbach (Sa.).** Sie erhalten dort einen sachgemäß gewonnenen u. behandelten **Edelhonig** von verbürgter Reinheit, köstlichem Aroma u. unübertroffener Heilkraft, dessen chem. Untersuchungen den Anforderungen des deutschen Arzneibuches entsprechen u. dessen Versand unter ständiger Aufsicht eines vereid. Handels- u. Gerichtschemikers erfolgt.

Sprechende Zahlen: Lt. amtlicher Beurkundung gingen uns 1927 unaufgefordert **767 Anerkennungen** zu und wir gewannen allein durch fr. iw. Empfehlung alter Kunden 1348 **neue Postbezieher.** In der gleichen Zeit erhielten wir viele Tausende von Nachbestellungen. Abgabe von 1½ Pfd. an
Fordern Sie Angebot mit Freiprobe und Aufklärungsschrift.
Großimkerei Ebersbach (Sa.) N. 2

Briefmarken.
Solt. Briefmarken kauf. u. verkauf. Sie am besten auf meinen grossen Versteigerungen. — Verlangen Sie kostenl. Zusendg. d. reich illustr. Versteigerungs-Katalogo, sowie v. Probenummern der „Frankfurter Briefmark.-Zeitung". S.W. HEGE, FRANKFURT/M., Goethestr. No. 2.



Sprech-apparate
liefert ab Fabrik zu äussersten Preisen **Clemens Neuber,** Fabrik f. Sprechapparate, **Klingenthal i. Sa. M.**
Verlangen Sie Prospekt A.

Invalidenräder
Krankenselbstfahrer
Kranken-fahrstühle.
Solide Fabrikate Katalog gratis.
Rich. Maune, Dresden-Löbtau 91.

Chr. Tauber
Photo-Haus Wiesbaden V.
Beste und billigste Bezugsquelle für solide Photogr. Apparate in einfacher bis feinster Ausführung u. sämtl. Bedarfsartikel. Illustr. Preisliste Nr. 30 kostenl. Direkter Versand nach allen Weltteilen

Romanhafte Geschichte

Die geistige und politische Geschichte des modernen Rußlands ist das Arbeitsfeld des deutschschreibenden Ungarn René Fülöp-Miller. Die Leser dieser Hefte wissen aus einer eingehenden Besprechung, daß er „Geist und Gesicht des Bolschewismus“ gezeichnet hat. In einem zweiten Buch hat er „Lenin und Gandhi“ zu Helden seiner durch allerlei unbekannte Dokumente gestützten Darstellung erkoren. Jetzt schildert er unter dem Titel „Der heilige Teufel“ Rasputin (Grethlein & Co., Leipzig). Es ist wieder ein Band im Lexikonformat, über 400 Seiten stark und mit vielen, z. T. sehr seltenen und durchweg interessanten Bildern geschmückt. Der Verfasser braucht Platz, freilich nicht bloß, um Neues zu sagen und zu beweisen, sondern weil ihm die Kraft zu einer gesammelten, einer verdichtenden Darstellung fehlt.

Auf dem Umschlag steht unter dem „Heiligen Teufel“: „Rasputin“; auf dem Deckel und Titelblatt: „Rasputin und die Frauen“. Dieser äußerliche Zwiespalt deutet eine Unsicherheit des ganzen Buches an: eigentlich will der Verfasser über das seltsame Verhältnis dieses schmutzigen und gotterfüllten Bauern zu den Frauen aller Stände schreiben. Aber dann packt ihn, höchst begreiflich, sein großer Gegenstand, und er begibt sich aus Teesalons und Schlafzimmern auf die hohe Bühne weltgeschichtlichen Geschehens. Er hat ohne Zweifel für sein Buch die gründlichsten Studien gemacht, und sein umfangreiches Verzeichnis an gedruckten Quellen hat er durch mündliche Überlieferung gewiß oft dankenswert, wenn auch nicht immer kritisch genug, ergänzt. Aber er hat den rätselhaft gemischten Charakter Rasputins nicht glaubhaft gemacht. Er teilt uns unendlich viele und oft einander widersprechende Züge mit, aber er überläßt es uns, die tausend bunten Farbtupfen zu einem Gemälde zusammenzusetzen. Wir weigern uns. Das ist nicht unsere Aufgabe. Wir wollen wissen, wie der Geschichtsschreiber seinen Helden sieht. Mag er sich irren — gleichviel: wir wollen sein Ja oder Nein hören und sind unbefriedigt, wenn wir 400 Seiten gelesen haben und auf die Frage: „Was war Rasputin?“ nicht wesentlich klarer als vordem antworten können: Heiliger und Teufel, Asket und Wüstling, Bauer und Diplomat, Weiser und Dummkopf, Geck und Naturbursch.

Das Buch liest sich wie ein Roman. Das wäre kein Vorwurf. Wären nur alle wichtigen Bücher mit dem Sinn für künstlerische Spannung geschrieben! Der Verfasser versteht, die Neugier zu kitzeln. Sein Buch sollte eine Sensation werden, und wir lassen uns kapitelweise fangen und lesen atemlos. Aber die Kraft der Darstellung hält nicht durch.

Merkwürdig fern ist uns das alles gerückt, was auch unser Schicksal so gewalttätig berührt hat: dieser Hofstaat mit dem mittelalterlichen Wundertäter, diese so liebenswürdig menschliche und dennoch allen Menschlichkeiten so weltenweit abgewandte Zarenfamilie, diese häuslichen Ränke, denen Millionen zum Opfer fielen. Man möchte, auch die Tragik des letzten Zaren wäre tiefer, schlagender, knapper geformt worden, als es den geschickt raffenden, doch schwächlich gestaltenden Händen Fülöp-Millers gelungen ist. —gl—

beseitigt

O- u. X-Beine

(Ohne Berufsstörung)
Broschüre kostenlos!
Wolter & Engelmann
Orthopädische Werkstätten
Chemnitz Sa. D 19

Musik-Instrumente
Katalog frei
Teilzahlung
auf Wunsch
W. A. Pfretzschner
Markneukirchen 91.

TRETO MOBIL

Das ideale Kinderauto!

Lange schnittige Form, solide erprobte Konstruktion, kratzfeste Lackierung. Grosse auswechselbare Metallscheibenräder mit Vollgummireifen. Leichter, geräuschloser Lauf, zuverlässige Steuerung, verstellbarer Polstersitz, sichere Bremse.

Vermittelt neben der so erwünschten Freiluft-Betätigung praktische Handfertigkeit beim Auswechseln der Räder usw. Das Lenken ist für den kleinen Fahrer ungeahnt reizvoll und übt Auge und Entschlusskraft.

Zu haben in guten Spielwarengeschäften. — Prospekt V kostenfrei

Margarete Steiff G. m. b. H., Giengen a. Brenz 17 (Württ.)

Geschichte der deutschen Literatur

Von Waldemar Oehlke

Zweite Auflage. — Mit 24 farbigen Einschaltbildern. In Halbfranz geb. 20 RM.

Der Vorzug des Oehlkeschen Werkes besteht neben der straffen chronologischen Gliederung des Stoffes in der Darbietung von Proben aus den Werken der einzelnen Dichter.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

VERLAG VON VELHAGEN & KLASING, BIELEFELD UND LEIPZIG

Soeben erschienen:

BRUNO FRANK
POLITISCHE NOVELLE

Geheftet M 3.— · Leinenband M 5.—

Tragende Figuren dieses bedeutenden Buches sind ein deutscher und ein französischer Staatsmann; in den Zügen dieses letzteren wird man unschwer Aristide Briand erkennen. Der Bogen der Erzählung spannt sich von der Neapler Bucht bis in die Gassenschluchten von Marseille. Die reine Seligkeit der homerischen See wird erlebt, der frevelhafte Luxus von Cannes, der Höllenkessel aller Verbrechen und Rassenmischungen in der glutheißen Hafenstadt. Dieses Geschehen aber ist nur Körper und Kleid für eine Idee, die mit Leidenschaft hier verfochten wird: Die Idee Europa. Um die Heilung unseres blutenden Erdteils, um die Rettung unseres klassischen Seelenerbes geht es in dem hohen und befeuernden Dialog, den der Deutsche und der Franzose miteinander führen, umlagert und umtanzt von den Barbaren aller Farben und Zungen.

WILHELM SPEYER
DER KAMPF DER TERTIA

Erzählung

Geheftet M 3.50 · Leinenband M 5.50

Das Heldentum im Knaben hat seinen neuen Dichter gefunden. Kampf einer Klasse für ihre geliebten bedrohten Hunde und Katzen gegen bürgerliche Herzensenge einer ganzen Stadt: eine kleine Ilias der Jungens. Wie mit den Kämpfern vor Troja teilen wir mit den tapferen Burschen Lagerleben, Gefahr und Übermut ihrer Streiche. Dies Buch ist gleichermaßen für Erwachsene, für Knaben, für Mädchen und alle Tierfreunde geschrieben. Hier schlägt das Herz einer neuen Jugend.

In jeder guten Buchhandlung vorrätig

ERNST ROWOHLT VERLAG · BERLIN W 35

Ein deutscher MARK TWAIN!
Ein lustiger Spiegel Amerikas!

Joseph Delmont:

Die Gaunerfahrten des Tim Shea

In Ganzleinen gebunden RM. 3.50 • Reich illustriert von Hans Michaelis

Joseph Delmont, der einem Kometen gleich auftauchte und sich innerhalb dreier Jahre einen ersten Platz im internationalen Schrifttum erobert hat — ist er doch bereits in siebzehn Sprachen übersetzt worden —, zeigt sich hier als Meister des grotesken Humors. Dieser Dichter, dessen Wanderfahrten durch alle Erdteile ihn berühmt gemacht haben, ist hier den großen amerikanischen Humoristen nicht nur ebenbürtig, sondern übertrifft sie. Delmonts Beobachtungsgabe dokumentiert sich in diesem Buche. Die Hauptfigur Tim Shea ist ein Symbol und zeigt der Welt, wenn auch in grotesker Form, die Amerikaner, wie sie in Wirklichkeit sind. Mit diesem Werk stellt sich Delmont in die Reihe der ersten Humoristen der Welt.

Ein Buch des zwerchfellerschütternden Humors

Verlangen Sie kostenlos unseren Verlagsprospekt 12

WELTBÜCHER-VERLAG · BERLIN-FRIEDENAU

Versetzung fraglich?

Kaufen Sie Ihren Kindern, wenn deren Versetzung fraglich erscheint, unsere

Mentor-Repetitorien

Die Bände bringen das gesamte Schulwissen, insbesondere alles, was der Schüler für die Prüfung braucht, in klarer, übersichtlicher Anordnung, die das Wiederholen leicht macht. Sie erreichen damit nicht nur, daß Ihre Kinder wieder nachkommen, sondern fördern bei ihnen auch die Selbständigkeit und die Freude am Lernen.

Mathematik.
1. 24. Rechnen I/II.
10. 25. Arithmetik u. Algebra I/II.
36. Diophantische Gleichungen.
39. Gleichungen 3. u. 4. Grades.
41. Zinseszins- u. Rentenrechn.
55. Vierstellige Logarithmentafeln und Zahlentafeln.
56. 57. Unendliche Reihen I/II.
58. 59. Differential- und Integralrechnung I/II.
60. 61. Ergänzungen und Anwendungen z. Differential- und Integralrechnung I/II.
7. 7a. Planimetrie I/II.
8. 9. 42. Planimetrische Konstruktionsaufgaben I/III.
37. Planimetrische Verwandlungsaufgaben.
38. Planimetr. Teilungsaufgab.
48. 49. Analytische Geometrie I/II.
16. 17. 47. Trigonometrie I/III.
18. 19. Stereometrie I/II.
50. 51. 52. Geometrische Ornamente I/III.

Deutsch.
20. 20a. Literaturgeschichte.
26. 27. Deutscher Aufsatz I/II.
34. Deutsche Rechtschreibung.
35. Deutsche Grammatik.

Fremde Sprachen.
2. 2a. 3. Französisch I/III.
45. Französisch III: Examinatorium in Frage u. Antwort.
5. 6. Englisch I/II.
46. Englisch III: Examinatorium in Frage u. Antwort.
11. 12. Lateinisch I/II.
13. 14. Griechisch I/II.

Geschichte.
15. Geschichtsdaten.
40. Alte orientalische Geschichte.
21. Griechische u. röm. Geschichte.
22. Geschichte des Mittelalters.
23. Geschichte der Neuzeit I.
23a. Geschichte der Neuzeit II.

Geographie.
4. Astronom.-mathem., phys., polit. u. Wirtschaftsgeogr.

Naturkunde.
33. 53. 54. Physik I/III.
28. Organische Chemie.
29. Anorganische Chemie.
31. Mineralogie.
30. Botanik.
32. 32a. Zoologie I/II.

Religion.
43. Religion I: Evangelisch.
44. Religion II: Katholisch.

Preis jedes Bandes 1.50 RM. / Durch jede Buchhandlg. zu beziehen.

Mentor-Verlag, Berlin-Schöneberg VF, Bahnstrasse 29/30.

Alleinige Herstellung:

HOLZWARENFABRIK „HOFGUT" G·M·B·H

HAFENLOHR A. MAIN (SPESSART)

Verkaufsstellen in allen grösseren Städten.
Wo nicht erhältlich, Druckschriften und Auskünfte kostenfrei durch die Herstellerin.

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig

Meyers Geographischer Handatlas Siebente, neubearbeitete und vermehrte Auflage. Mit 101 Haupt- und 115 Nebenkarten sowie alphabetischem Namenverzeichnis mit Nachtrag. In Leinen . . . . . 26 Rm.

„Der berühmte Handatlas ist wieder erschienen, und wir staunen ob seiner Reichhaltigkeit, wir bewundern die Klarheit seiner Karten, die überall den neuesten politischen Veränderungen selbstverständlich Rechnung tragen. Es steckt ein ungeheures Können und ein ungeheures Wissen in diesem Werke, das wir dankbar und freudig begrüßen." 8-Uhr-Blatt, Nürnberg.

Brehms Tierleben in Einem Band Nach der neuesten (vierten) Auflage des Hauptwerkes frei bearbeitet von Dr. Georg Grimpe. Mit 19 farbigen, 40 schwarzen Tafeln, 1 Kartenbeilage und 21 Abbildungen im Text. In Leinen . . . . . 25 Rm.

„. . . Der Käufer erwirbt ein Familienbuch, das sich in Jahren nicht ausschöpfen läßt, und — das ist gerade in diesem Falle am wichtigsten hervorzuheben: nichts Veraltetes enthält, nichts, was nicht dem heutigen Stande unserer wissenschaftlichen Kenntnis und Erkenntnis entspricht." Geheimrat Prof. Dr. L. Heck, Berlin, Direktor des Zoologischen Gartens, Vossische Zeitung, Berlin.

Der Vogelbrehm Durch zahlreiche Tafeln erweiterte Sonderausgabe des Bandes „Die Vögel" aus Brehms Tierleben. Kleine Ausgabe für Volk und Schule von Dr. Walther Kahle. Mit 93 farbigen Tafeln und 46 schwarzen Tafeln, meist nach Photographien, und 125 Abbildungen im Text. In Halbleder-Prachtband . . . . . 38 Rm.

„. . . An den farbigen Reproduktionen kann man sich gar nicht satt sehen, und eine schier unerschöpfliche Fülle wird dem betrachtenden Leser aus der lieblichen Welt der gefiederten Sänger zuteil. Dieser Band stromt Lyrik aus und erhebt sich in seiner Gesamtheit zugleich zu einem Epos." Badischer General-Anzeiger — Mannheimer Tageblatt, Mannheim

Meyers Klassiker-Ausgaben

Kritische Bearbeitung · Holzfreies Papier · Schöne Ausstattung

	Bde.
Arnim, herausgegeben von A. Schier	3
Brentano, herausgeg. von M. Preitz	3
Bürger, herausgeg. von A. E. Berger	1
Byron, herausgegeben von Fr. Brie	4
Chamisso, herausgegeben v. H. Tardel	3
Die Edda, herausgegeben v. H. Gering	1
Eichendorff, herausgeg. von R. Dietze	2
Freiligrath, herausg. von P. Zaunert	2
Geibel, herausgeg. von W. Stammler	3
Gellert, herausgeg. von A. Schullerus	1
Gogol, herausgegeben von A. Luther	2
Goethe, hrsg. v. R. Petsch, Kl. Ausg.	10
Grabbe, herausgeg. von A. Franz und P. Zaunert	3
Grillparzer, herausgeg. von R. Franz	5
Gutzkow, herausgegeben v. P. Müller	4
Hauff, herausgeg. von M. Mendheim	4
Hebbel, herausgeg. von F. Zinkernagel	6
Heine, herausgegeben von E. Elster. Kleine Ausgabe	4
Herder, herausg. von Th. Matthias	5
Hoffmann, E. T. A., herausgeg. von W. Schweizer und P. Zaunert. . .	4
Hölderlin, herausg. v. H. Brandenburg	2
Homer, Ilias übersetzt v. J. H. Voß	1
– **Odyssee** herausg. v. P. Brandt	1
Immermann, herausg. von H. Mayne	5
Jean Paul, herausg. v. R. Wustmann	4
Keller, G., herausg. v. M. Nußberger	8
Kleist, herausgegeben von E. Schmidt	5
Körner, herausgegeben von H. Zimmer	2
Lenau, herausgegeben von C. Schaeffer	2
Lermontow, herausg. von A. Luther	1
Lessing, herausgeg. von G. Witkowski	7
Ludwig, O., herausg. v. W. Schweizer	3
Luther, herausgeg. von A. E. Berger.	3
Meisterwerke der russischen Bühne, herausgegeben von A. Luther. . .	1
Mörike, herausgegeben von H. Mayne	3
Nibelungenlied, übersetzt v. K. Simrock, herausgegeben von G. Holz . . .	1
Novalis, in Vorbereitung.	
Platen, in Vorbereitung.	
Puschkin, herausgeg. von A. Luther	2
Reuter, herausgeg. von W. Seelmann	7
Rousseau, Bekenntnisse, übersetzt von L. Schücking, herausgegeben von K. Wolter und H. Bretschneider . .	2
Rückert, herausgeg. von G. Ellinger	2
Saltykow, Geschichten, von A. Luther	1
Scheffel, herausgeg. von Fr. Panzer	4
Schiller, herausgegeben von Ludwig Bellermann. Kleine Ausgabe . .	9
– Große Ausgabe	15
Shakespeare, Schlegel-Tieckſche Übersetzung, herausgegeben v. A. Brandl	10
Sophokles, Tragödien, übersetzt v. J. J. Chr. Donner, herausg. v. P. Brandt	1
Storm, herausgegeben von Th. Hertel	6
Tieck, herausgegeben von G. L. Klee	3
Turgenew, Novellen, hrsg. v. A. Luther	1
Uhland, herausgeg. von L. Fränkel	2
Wieland, herausgegeben v. G. L. Klee	4

Jeder Band in Leinen geb. 3.50 Rm., in Halbleder geb. mit Goldoberschnitt 6 Rm.

Neue Ausgaben:

Goethes Werke Festausgabe zum 100jährigen Bestehen des Bibliographischen Instituts, Leipzig. Herausgegeben von Robert Petsch. 18 Bände. In Liebhaber-Leinenband . . 86.40 Rm. In Liebhaber-Halblederband mit Goldoberschnitt . . . . . 135 Rm.

Volkslieder der Slawen Ausgewählt, übersetzt und erläutert von Paul Eisner. 1 Band. In Leinen gebunden 4.25 Rm., in Halbleder gebunden . . . 7.50 Rm.

Sonderdrucke in Liebhaberbänden:

Goethes Epen. Von Ewald A. Boucke. In Leinen . . . . . 2.80 Rm. In Halbleder-Prachtband mit Goldschnitt . . . . . 5 Rm.

Goethes Faust. Von Robert Petsch. In Leinen . . . . . 5 Rm. – In Halbleder-Prachtband mit Goldschnitt . . . . . 7 Rm.

Goethes Gedichte. Von Ewald A. Boucke. In Leinen . . . . . 3.60 Rm.

Goethes Gedichte. In Halbleder-Prachtband mit Goldschnitt . . . 6 Rm.

Goethes Italienische Reise. Von Robert Weber. In Leinen . . 4.50 Rm. In Halbleder-Prachtband mit Goldschnitt . . . . . 6.75 Rm.

Goethes West-östlicher Divan nebst den Noten und Abhandlungen. Von Rudolf Richter. In Leinen . . . . . 3.20 Rm.

Goethes West-östlicher Divan. In Halbled.-Prachtbd. m. Goldschn. 5.50 Rm.

Scheffel, Ekkehard. Von Friedrich Panzer. In Leinen. . . . 3.75 Rm. In Halbleder Prachtband mit Goldschnitt . . . . . 6.50 Rm.

Schillers Gedichte. Von Ludwig Bellermann. In Leinen. . . . 3 Rm. – In Halbleder-Prachtband mit Goldschnitt . . . . . 5.50 Rm.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung / Ankündigungen kostenfrei

Neuigkeiten vom Büchertisch.

An dieser Stelle bietet die Schriftleitung aus den ihr zugegangenen Neuerscheinungen eine sorgfältige Auswahl von Werken, die wegen ihrer literarischen oder künstlerischen Bedeutung oder ihres zeitlichen Belangs der Aufmerksamkeit der Monatshefte-Leser empfohlen werden sollen. Einzelne dieser Bücher finden entweder sogleich hier ihre Kennzeichnung in knappen Sätzen oder später in noch eingehenderer Behandlung in besonderen Abschnitten der Hefte. Ein Anspruch auf Namhaftmachung von Verfasser, Buchtitel und Verlag wird den Bucheinsendern nicht eingeräumt, da mit einer wahllosen Listenführung über die gesamten Druckerzeugnisse des Tages unseren Lesern in keiner Weise gedient wäre.

Dichtung.

Cervantes, Miguel de. **Schelmen- und Liebesgeschichten.** Ausgewählt und herausgegeben von Dr. Owlglaß. Mit dem Bilde und dem Namenszuge des Dichters. (Langens Auswahlbände, Band 26.) Preis 3 Mk. (Albert Langen, München.)

Fleischer, Max. **Der Porzellanpavillon.** Nachdichtungen aus dem Chinesischen. (Paul Zsolnay, Wien.) — Fleischer hat aus dem Reichtum chinesischer Lyrik, wie er sie durch drei Jahrtausende immer neu sammelte, eine knappe und glückliche Wahl getroffen und verstanden, dem Fremden seinen Reiz zu lassen und es dennoch einzudeutschen.

Minnelieder aus Österreich. Dichtungen des 12. bis 14. Jahrhunderts. Mit einem Anhang der mittelhochdeutschen Texte. Ausgewählt und neu übertragen von Dr. Leo Grünstein. Preis 4.80 Mk. (Dr. Benno Filser, Verlag, G. m. b. H., Augsburg.) — Das Wichtigste, die Übersetzung, ist ausgezeichnet gelungen. Endlich einmal kann man diese Gedichte genießen, ohne den alten Text daneben zu legen. Hübsch sind die farbigen Wiedergaben, vorwiegend aus der Manessischen Handschrift.

Riehl, W. H. **Die schönsten Geschichten und Novellen.** Mit Bildnis. Preis 4 Mk. (J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart.) — Die wertvollste Erneuerung des gelehrten Dichters und Volksschriftstellers.

Ritter, Gustav. **Wat in mi klüng.** Schrift un Biller mit dei Fedder schrewen von Alfred Gelbhaar. In Zweifarbendruck. Preis 6 Mk. (Hinstorffsche Verlagsbuchhandlung, Wismar.) — Innige und lustige Gedichte, geschrieben und illustriert von einem Meißner Maler, dessen treuherzige Kunst geradeswegs von Richter abstammt.

Schlicht, Joseph. **Bayerisch Land und bayerisch Volk.** Preis 6.80 Mk. (Ortolf & Walter vorm. Manzsche Hofbuchhandlung, Straubing.) — Dankenswerte Erneuerung eines ausgezeichneten Volkskenners und Volksschriftstellers.

Sergel, Albert. **Güldenkettlein.** Preis 3 Mk. — **Glockentraum.** Preis 4.50 Mk. (Franz Borgmeyer, Verlag, Hildesheim.) — Sergel ist einer unserer schlichtesten, aber auch innigsten Dichter. Wie wenige versteht er den Ton des Kinderliedes zu treffen. Sein „Güldenkettlein" wird jeder Mutter für ihre Lieben hochwillkommen sein. Aber er beherrscht auch die Stimmungslyrik und die Ballade. Er hat auch eiserne Verse geschmiedet, und seine Glocken träumen nicht bloß, sie dröhnen auch.

—gl—

(Fortsetzung S. 26.)

Wieder ein neuer Cords-Katalog
und
auf jeder Seite ein guter Rat!

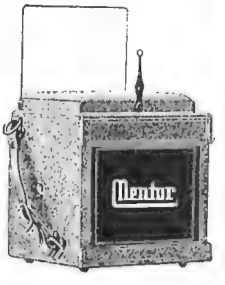
Im Frühjahr und Sommer 1928 unterrichten Sie sich hieraus über alle modischen Gewebe aus Seide, Wolle oder Baumwolle und die Farben und Fassons, die man vorzugsweise trägt. Auch finden Sie Samt, Spitzen, Strümpfe, Trikotagen und Wäsche darin abgebildet, nicht zu vergessen die neuen reizenden Modelle der Hamburger Kinderstube bei CORDS!

Lassen Sie sich ihn von meiner Abteilung W kostenlos zusenden. Er wird Sie erfreuen!

Berlin W 8
Leipziger Str. 33-35

CORDS
DAS HAUS DER GUTEN QUALITÄTEN

Neue preiswerte
MENTOR
Sport- und Spiegel-Reflex-Camera
DAS IDEAL
eines jeden Lichtbildners



MENTOR-CAMERA-FABRIK, DRESDEN-A. 89

Ravensteins Organisationskarten

Lauchhammer Bildguß

Jaeger: „Sportfigur"
42 cm hoch
Preis: 143.— RM
(echt Bronze)

Zauche: „Hirsch"
40 cm hoch
Preis: 250.— RM
(echt Bronze)

Jaeger: „Straßenjunge"
36 cm hoch
Preis: 140.— RM
(echt Bronze)

MITTELDEUTSCHE STAHLWERKE A.G. * LAUCHHAMMERWERK
LAUCHHAMMER PR. SA.

Wünschen Sie sich solches Haar?

Diesen Wunsch können Sie sich erfüllen! Denn solche Schönheit ist fast immer der Lohn für die regelmäßige Pflege des Haares. Also pflegen Sie Ihr Haar regelmäßig! Waschen Sie es nicht nur „gelegentlich", sondern jede Woche mit „Schwarzkopf-Schaumpon".

Die weiße Packung 20 Pfennig; die „Extra"-Packung mit Dauer-Parfüm 30 Pfennig. (Sorte „hell" für blondes Sorte „dunkel" für dunkles Haar.)

Die Filmschauspielerin Lutti Weyhers

Schwarzkopf-Schaumpon

Auf „Schaum" kommt es an!

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung von S. 24).

Literatur.

Dennert, Friedrich. **Goethe und der Harz.** Zweite, durchgesehene und vermehrte Auflage. Mit 6 Abbildungen in Kupfertiefdruck. (Harzer Heimatbücher. Herausgegeben von Friedrich Dennert. Heft 2.) (Hermann Schwanecke, Quedlinburg.)

Deutsche Stammeskunde: Friesische Sagen. Von Texel bis Sylt. Mit 27 Tafeln und 32 Abbildungen. Gesammelt und herausgegeben von Herm. Lübbing. Preis 9 Mk. — **Harzland-Sagen.** Mit 21 Tafeln und 57 Abbildungen. Gesammelt und herausgegeben von Fr. Sieber. Preis 9 Mk. (Eugen Diederichs, Jena.) — Dieser Sagenschatz führt uns zu unsern wesentlichsten Eigentümlichkeiten zurück, und wer ihn erwirbt, bereichert sein Wissen und sein Gefühl, ein Deutscher zu sein.

Ermatinger, Emil. **Krisen und Probleme der neueren deutschen Dichtung. Aufsätze und Reden.** (Amalthea-Verlag, Zürich.) — Gryphius, Grimmelshausen, Klopstock, Pestalozzi, Gotthelf, Keller, Meyer, Leuthold — einige der Männer, die hier betrachtet werden.

Kunst.

Benkard, Ernst. **Das Selbstbildnis.** Vom 15. bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts. (Heinrich Keller, Berlin.) — Den knappen Text geleiten über 100 ganzseitige Tafeln, denen gründliche wissenschaftliche Anmerkungen folgen. Klar und bestimmt stellt Benkard das Problem und verfolgt die verschiedenen Stufen der Leistung, von der Unfreiheit über die Entfaltung zur sozialen und sentimentalen Befreiung bis zum bürgerlichen und repräsentativen Selbstporträt. Ein aufschlußreiches und verständiges Buch.

Biermann, Georg. **Paula Modersohn.** Mit einem Beitrag „Erinnerungen an Paula Modersohn" von Bernhard Hoetger, einem farbigen Titelbild und 32 Tafeln. Junge Kunst, Band 2. Preis 2.50 Mk. (Klinkhardt & Biermann, Leipzig.)

Eisler, Max. **Der alte Rembrandt.** (Österr. Staatsdruckerei, Wien.) Preis 38 Mk. — Das „zweite Gesicht" der Rembrandtschen Kunst, das Geheimnisvolle, wird hier zum erstenmal als ein Besonderes betrachtet. Anschauung und Empfindung sind in den Alterswerken des Meisters eins geworden. Den Weg durch die große Einsamkeit schildert Eisler in Bild und Wort mit eindringlicher Kraft.

Mackowsky, Hans. **Johann Gottfried Schadow.** Jugend und Aufstieg 1764—1797. Mit 102 Tafeln und 7 Abbildungen. Preis 30 Mk. (G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung, Berlin.) — Auf die Biographie Schadows, deren erster Teil in diesem monumentalen Bande vorliegt, hat die deutsche Kunstgeschichte lange warten lassen. Für die echtpreußische Darstellung hat der Verfasser außer zahlreichen Akten und ähnlichen Quellen den umfänglichen handschriftlichen Nachlaß des Meisters benutzt. Auch unter den Abbildungen erscheint vieles zum erstenmal.

Schlosser, Julius. **Präludien.** Vorträge und Aufsätze. (Julius Bard, Verlag, Berlin.) — Der vortreffliche Wiener Kunsthistoriker hat hier rund zwanzig seiner besten und dem Thema nach höchst mannigfaltigen Arbeiten gesammelt.

(Fortsetzung S. 28.)

PINOSALLA

das köstlich erfrischende, neuartige, kombinierte Fichtennadel-Wacholder-Bad macht das Baden zum Genuß. 10 Bäder in Original-Glas-Flakon M. 3.—. **Kinne G. m. b. H., Charlottenburg 4** Tel. Steinplatz 3888.

Kochfest u. Erzfest, sind feuer- u. wasserfest!
Unübertroff. Porzell.-, Emaille-, Holz-, Gummi-, Stoff- u. Lederkitte. Für farb. Nippes, Kunst- u. Schmucksachen färbbar. Haushaltpack. 3 RM. frko. Nachn. Wiederverkäufer Off. a. Anfr. **E. Schmidt, Zeitz I,** Steintorvorstadt 10. Postscheck-Kto. Leipzig 84631

Ich kaufe

Gemälde,

möglichst geschlossene Sammlung, evtl. auch sehr gute, aber nur wirklich anerkannte Einzelstücke alter Meister, vor allem deutsche, holländische, flämische, sowie erlesene Werke moderner Meister, besonders: Achenbach, Böcklin, Defregger, Feuerbach, Friedrich, Gallegos, Gebhardt, Grützner, Juth, Kauffmann, Knaus, Kröner, Leibl, Leistikow, Liebermann, Lier, Marées, Menzel, Munkácsy, L. Richter, Schleich, Schuch, Schwind, Segantini, Slevogt, Sperl, Spitzweg, Thoma, Trubner, Uhde, Vautier, Volz, Waldmüller, Zügel usw., sowie französische Impressionisten, für

Gemäldegalerie.

Angebote mögl. direkt vom Besitzer erbittet
A. Blumenreich, Berlin W 35,
Schöneberger Ufer 27.

Wie Ihre Lebens-Pläne fördert
eine **Charakt.-Beurteilg.,** weil sie fußt auf 30 Jahre Lebens-Beratg. u. auf 10 Werken: darüber lesen Sie **vorher** Prosp. (fr.). **Dann** erst send Sie Briefe z. Einfühlg. an den **Psychographologen** P. P. Liebe, München, Post 12, Pschorr. Ring.

Schriftstellern
bietet bekannte Verlagsbuchhdlg. Gelegenheit z. Veröffentlichung ihrer Arbeiten i. Buchf. Anfr. unt. A. 17 an Ala-Haasenstein & Vogler, A.-G., Leipzig.

Kakteen
mit Erfolg im Zimmer (auch aus Samen) ziehen können Sie leicht, wenn Sie meinen wissensch. berat **Kakteenpflanzen- und Samenkatalog 1928** gratis und franko verlangen!
Friedr. Ad. Haage junior
Älteste und grösste Kakteenkultur Europas
Erfurt.

Komm lieber Mai und mache die **Gärten** *wieder grün.....*

Wenn Sie aber den lieben Mai etwas unterstützen, indem Sie sich rechtzeitig mit guten

Blumen- und Gemüsesamen

versehen, dann werden Sie doppelte Freude haben. Bestellen Sie bei mir. Mein reichillustrierter Katalog, den ich gratis abgebe, macht Ihnen die Wahl leicht u. bequem, u. der gute Ruf meiner Qualitätsware bürgt für Ihren Erfolg

F. C. Heinemann
Erfurt B 7

Alle Samenaufträge über Mk. 10.— liefere ich portofrei!

Das Holzhaus als ideales Eigenheim

Friedr. W. Lohmüller
Werkstätten für Holzhausbau
Güsten i. Anh.
Musterbuch Nr. 4 . . . M. 1.40

Verjüngung

durch den neuzellenbildenden Hautnährstoff **Creme Oxana,** der Runzeln, Stirn- und Halsfalten, scharfe, Züge Krähenfüße vertreibt, welker, erschlaffter Haut die ihr fehlende Feuchtigkeit wiedergibt und sie in dauernder Verjüngung erhält. Frappante Wirkung. M 2.50 und 4.50. Wo nicht erhältlich, geg. Nachnahme durch Otto Reichel, Berlin SO, Eisenbahnstr. 4.

Jss kalt so wirst Du alt!

Jss roh so wirst Du froh!

Die neue kraftvolle Ernährung ohne Kocherei. Grossartig f. Junggesellen u. überlastete Mütter. Ein Genuss für Kinder! Eine Befreiung für Reisende! Eine Kraftspende für Sportleute! Eine Wohltat f. Kopfarbeit. u. Studierende! Eine Lebenskur für Kranke!

Drebber's Rohkosttafel

m. köstlich. Kraftspeis. bringt überall neues Leben hervor. Preis des Büchleins 90 Pfg. u. Porto 15 Pfg. freibleibend.

Drebber's Diätschule
Oberkassel-Bonn N. 159

Schon für 10 Pfennig die Tube allerorts zu haben

klebt, leimt, kittet Alles

Studenten-Artikel-Fabrik Carl Roth, Würzburg S 1.
Erstes und grösstes Fachgeschäft auf d. Gebiet. Preisbuch post- u. kostenfrei.

Gothaer
Lebensversicherungsbank a. G.

Die hundertjährige Anstalt

Versicherten-Dividende 1928
34,1 % auf den Jahresbeitrag und 3,3 % auf das Deckungskapital

---

OSNABRÜCKER GARTENMÖBEL
RUNGE & CO., OSNABRÜCK 5
PROSPEKTE KOSTENLOS **ERSTKLASSIGES FABRIKAT**

Für die erfolgreiche
Anzucht der Stauden
aus
Samen
ist unser künstlerisch ausgestatteter
Prachtkatalog B. 99
unentbehrlich.
Zusendung a. Wunsch kostenl.
Pape & Bergmann
G. m. b. H.
Quedlinburg

Bei Anfragen und Bestellungen beliebe man sich auf Vethagen & Klasings Monatshefte zu beziehen.

Mädchen-Landerziehungsheim Schertlinhaus in Burtenbach b. Augsburg

500 m ü. d. M. (Südbayern). Gegr. 1895

1. **Mädchen-Lyzeum:** Kleine Klassen. Reifezeugnis.
2. **Haushaltungs- und Gartenbauschule** für Tochter gebild. Stände.

Direktor Ernst Zech u. Frau, geb. Mehl.

RADIO von **9,50** an

Fordern Sie kostenlos. Zusendung uns. Hauptkatalog. 1500 Art. 300 Abb. / Sensationell bill. Preise / Wir liefern nur allererste Qualität u. die mod. Geräte / Riesenauswahl der billigsten Bastlerartikel / Das Allerneueste d. Funkmesse / Auf Wunsch bequeme monatliche Teilzahlung f. komplette Anlagen / Schreiben Sie noch heute an

FUNKHEPPA · BERLIN SO. 331
NEANDERSTR. 22
Wiederverkäufer erhalten Rabatt.

Trinkt Schultz Grünlack Sekt!

Geschichte.

Todesgeschichte des Johannes Huss und des Hieronymus von Prag. Geschildert in Sendbriefen des Poggius Florentinus. Mit 3 Illustrationen nach alten Stichen. Preis 3.50 Mk. (Buch- und Kunstverlag Carl Hirsch, A.-G., Konstanz/Baden.) — Diese packende Darstellung eines Augenzeugen der Konstanzer Tragödie ist auch dem Nichtunterrichteten verständlich. Trotzdem vermißt man in dem schön ausgestatteten Bande die Stütze einer Einführung.

Wendt, G. England. Seine Geschichte, Verfassung und staatlichen Einrichtungen. 7., durch einen Anhang erweiterte Auflage. Preis 10 Mk. (O. R. Reisland, Leipzig.) — Knapp und zuverlässig in geschichtlichen, ausführlicher und nicht minder genau in politischen und wirtschaftlichen Angaben.

Erinnerungen.

Meder, Joseph. Von der Scholle herauf. Lebenserinnerungen. Mit einem Bildnis des Verfassers. Preis 9 Mk. (Anton Schroll & Co., Wien.) — Verfasser ist Direktor der Albertina in Wien; sein Werk über die „Handzeichnung" hat klassische Geltung. Die schlichte Schilderung seines Aufstiegs wendet sich an jedermann.

Tagebuch, Das, der Brüder Goncourt. Politik, Literatur, Gesellschaft in Paris von 1851 bis 1895. Ins Deutsche übertragen von Olga Sigall. Ausgewählt und eingeleitet von Paul Wiegler. Preis 5 Mk. (Albert Langen, München.)

Tyrolt, Rudolf. Theater und Schauspieler. Aphorismen, Betrachtungen, Kritiken. (Leykam-Verlag, Graz.)

Waldersee, Georg Graf. Betrachtungen eines alten Preußen über die Schicksale seines deutschen Vaterlandes. Preis broschiert 2.60 Mk. (R. Eisenschmidt, Berlin NW 7.) — Aufzeichnungen eines ernsten Vaterlandsfreundes und überzeugten Monarchisten.

Verschiedenes.

Meng, Dr. Heinrich. Das ärztliche Volksbuch. (Hippokrates-Verlag, Stuttgart.) 2 Bände mit über 100 teils farbigen Tafeln. Preis 40 Mk. — Im Verein mit dem Wiener Dr. Paul Federn und dem Berliner Dr. Karl Aug. Fießler hat der Stuttgarter Mediziner Dr. Heinrich Meng ein Werk geschaffen, das den Namen Volksbuch verdient. Sorgsam hütet es sich, den Dilettantismus des Laien zu fördern. Aber mit anschaulichen Worten und Bildern führt es den Leser in die Geheimnisse der Gesundheit und der Krankheit und leitet zur Selbstbeobachtung ohne Ängstlichkeit an. Besonders den Frauen und Müttern ist das Werk zu empfehlen.

Weizsäcker, Carl. Das Neue Testament. Jubiläumsausgabe. Preis 3 Mk. (J. C. B. Mohr [Paul Siebeck], Tübingen.) Die wissenschaftlich genaueste neue Übersetzung in 11. Auflage.

Staats-Quelle

Nieder-Selters

Das natürliche Selters

Altbekanntes und bewährtes Heilmittel bei Erkrankungen der Atmungsorgane und des Halses. Linderungsmittel für Brustkranke.

Ausführliche Brunnenschriften durch das Zentralbüro Nieder-Selters, Berlin W. 8, Wilhelmstrasse 55.

Die Staatsquelle Nieder-Selters in Hessen-Nassau ist der einzige Brunnen mit Selters Namen, der nur im Urzustand abgefüllt und versandt wird.

Die Wunder des Wasserwanderns

zeigt Ihnen das Klepperboot, das Sie, ebenso wie das Klepperzelt, zerlegt auf der Straße und in der Bahn im Rucksack mitsichführen. Mit Wandern auf Fluß, See und Meer verbringen Sie Ihre Sonntage und Ferien gesund, billig und reizvoll. Die unbedingt sicheren, starken Klepperboote dürfen nicht verglichen werden mit den gewöhnlichen, schmalen Faltbooten aus billigerem Material. Wir liefern nur direkt, nicht durch Detailgeschäfte. Adressen eigener Lager in allen größeren Städten auf Anfrage. Verlangen Sie die illustrierte Schrift „Wasserwandern" gegen 80 Pfg. oder einfache Gratis-Boots- u. Zelt-Preisliste.

Klepper-

Faltboot-Werke Rosenheim Ev
Größte Faltboot- Klepper Werft der Welt

Dresden-Loschwitz

Otto Wilh. Stein
Gartengestaltung
B. D. G. A.

POLLANTIN

D. R. P. Nr. 152163 und Wortschutz

Spezifisches Heilserum gegen

Heuschnupfen

flüssig, als Pulver und in Salbenform hergestellt unter ärztlicher Kontrolle

von **SCHIMMEL & CO. A.-G.**
MILTITZ bei LEIPZIG

Anwendung äußerlich! / Zu beziehen durch die Apotheken. / Literatur zu Diensten.

Archimedes

weltbekannt
rechnet elektrisch und mit der Hand

Weltvertrieb
Rechenmaschinenfabrik
Hans Vahlen KG
Dresden A 24

Neue Modelle der Glashütter „Archimedes" Tasten-Rechenmaschinen für alle 4 Spezies in jeder Preislage — vollautomatisch-elektrisch oder für Handbetrieb. Verlangen Sie heute noch kostenlos ill. Katalog Nr. 28.

Neu erschienen!

Verlangen Sie unsere neu erschienene grosse Satzpreisliste Nr. 4, sowie unser Einzelmarken-Sonderangebot Nr. 5, zu besonders vorteilhaften Preisen. Zusendung gratis und franko.

H. Nussbaum & Co.
Briefmarken-Spezialhaus
STUTTGART 4, Marienstr. 24.

Electromophon

mit **„S. P.-Tonführung".** Führender, preiswerter elektrischer Sprechapparat. / Ein Phänomen an Lautstärke und natürlicher Tonwiedergabe. / In besseren Fachgeschäften erhältlich, die gegebenenfalls nachgewiesen werden durch **Electromophon A.-G.,** Stuttgart-Vaihingen a.d.Fild.3

OHROPAX

GERÄUSCHSCHÜTZER FÜR LÄRMNERVÖSE

während des Schlafes, bei der Arbeit, auf Reisen, auf dem Krankenlager. Seit Jahrzehnten von Aerzten erprobt, begutachtet, verordnet. Schachtel mit 6 Paar Kugeln M. 2.—, lange reichend. — Ueberall zu haben.

Fabrikant: **Max Negwer,** Apotheker, **Potsdam 5**
Depots: **Wien, Alte Feldapotheke; Prag I, Brauners Apotheke zum weissen Löwen, Graben 37**

ROSEN.

Probesendung v. **P. Lambert's Rosenschulen, Trier,** Mar.
12 **Buschrosen** in 12 hervorrag. und neueren Sorten **franko** 7.50
20 „ „ 20 „ „ 12.80
10 extra schöne **Hochstammrosen** in 10 besten Sorten 30.—
Europas größtes Sortiment in Kultur!

Korbmöbel

„MERCEDES" günst. a. Priv., beq. Teilzahlg. Katal üb. ganze Wohnungseinricht. a. Wunsch
Rohrmöbelfabr. „Mercedes", Lorch, Württ.

Jede Familie

darf **ein Wappen** führen! Sie erhalt. Ihr Wappen farbig gemalt von 10 Rm. an bis zur künstlerischen Diplomausführung bei dem Kgl. Wappenmaler a. D.
Scholtz, Kreblitz b. Luckau N.-L.

Als bedeutendstes Ergebnis hochentwickelter Fließarbeit im Schreibmaschinenbau erscheint

DIE NEUE KLEIN-ADLER

die vollwertigste Reise- und Privat-Schreibmaschine im Handel.

DIE NEUE KLEIN-ADLER

ADLERWERKE FRANKFURT AM

Filialen od. Vertreter an allen größeren Plätzen

„Schon wieder verhindert . . .“

Frauen, die sich vernachlässigen, müssen es fast immer erleben, daß sie auch von ihren Männern vernachlässigt werden. Es ist der Frauen eigene Schuld — —, sie sind hinter der Zeit zurückgeblieben und haben sich die großen Fortschritte der Wissenschaft nicht zu Nutze gemacht . . . Sie wissen nicht, daß sie sich den Charme und den Reiz der Schönheit durch richtige Hygiene erhalten können.

Aber auch diejenigen Frauen, die den Wert der persönlichen Hygiene kennen, wissen oft kein geeignetes Mittel, das bei sicherer Wirkung durchaus unschädlich ist.

Die Wissenschaft hat mit Sagrotan Desinfektionsmittel ein solches Mittel geschaffen. Verlangen Sie unsere Broschüre über die persönliche Hygiene der Frau, aus der Sie darüber Näheres erfahren.

Sagrotan Desinfektionsmittel reinigt, ist von angenehmem Geruch, tötet alle schädlichen Keime und greift in den vorgeschriebenen Lösungen auch das zarteste Hautgewebe nicht an. In allen Apotheken und Drogerien zu haben.

SAGROTAN

DESINFEKTIONSMITTEL

Eingetragenes Warenzeichen

BROSCHÜRE GRATIS!

SCHÜLKE & MAYR A. G. (Abt. O 1) Hamburg 39

Senden Sie mir kostenlos Ihre ausführliche „Sagrotan“ Broschüre!

Name: .....

Adresse: .....

.....

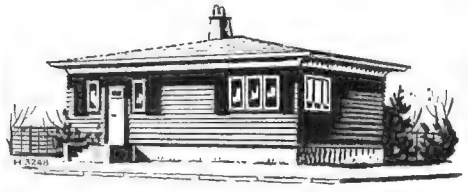
Die schönste Zierde des Gartens sind

Rheinauer Gartenmöbel

nach Entwürfen erster deutscher Künstler

Dauerhafteste Qualitätsware. 26 jähr. Erfahrung
Katalog leihweise

Beissbarth & Hoffmann, Akt.-Gesellsch.
Mannheim-Rheinau 1



Holzhäuser

sind ideale Eigenheime

Holzhäuser findet man in den kältesten Gebieten Russlands und der nordischen Länder, in dem rauhen Klima der Alpen und der anderen Hochgebirge. Die Aussenwände unserer Holzhäuser werden nur ca. 7 cm stark gefertigt — gegen 38 cm dicke Steinwände — u. halten lt. Fachgutachten wärmer als diese.

CHRISTOPH & UNMACK A.-G.
NIESKY O.-LAUS.

Wir sind das grösste und älteste Werk für Holzbauten in Europa. Uns stehen riesige, gepflegte Holzvorräte und die Erfahrungen eines halben Jahrhunderts zu Gebote.

Benger's
Ribana

Die idealste
Unterkleidung
für Damen, Herren und Kinder.
Fein Elastisch Durchlässig

Alleinige Fabrikanten **Wilhelm Benger Söhne Stuttgart V. 5**

Bezugsquellen werden auf Wunsch nachgewiesen

ANKER
TEPPICHE
GEBRÜDER SCHOELLER
DÜREN - RHLD.

Ausgezeichnet!
NUR NOCH
BAYER
Ortizon
MUNDWASSER-KUGELN
ORIGINAL PACKUNG „Bayer" ZU RM 1.25 UND RM. -.75 IN ALLEN EINSCHLÄGIGEN GESCHÄFTEN ERHÄLTLICH.

Erscheinungsort Leipzig. Anzeigenannahme: Velhagen & Klasings Anzeigenverwaltung, Leipzig C1, Hospitalstraße 27.
Für die Anzeigen verantwortlich: H. Burkel in Leipzig C1, Hospitalstr. 27. Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.
Mit einer Sonderbeilage von: Vereinigte Weingutsbesitzer, Wein- und Sektkellereien, G. m. b. H. in Koblenz a. Rh.

Velhagen & Klasings Monatshefte
42. Jahrg. / März 1928 / 7. Heft

Der Zinsgroschen

Roman von Wilhelm Hegeler

(Schluß)

Das kleine Gelächter, das Christa im Krankenhaus angestimmt hatte, dies gedämpfte Gelächter mit aufgelegter Sordine, stimmte sie auch später noch manchmal an, damit es wie eine Friedensglocke aufgrollende Stimmen in ihr beschwichtigte. Aber Glockengeläut kann den Frieden verkünden, doch nimmermehr ihn herbeiführen. Nein, die Maxime, daß man die Menschen nur von ihrer komischen Seite nehmen müsse, bot keine endgültige Lösung.

Wenn sie der eifersüchtigen Frau Wiedemann auch ihren unbeherrschten Angriff verzieh, denn die Frau war offenbar nicht recht bei Besinnung gewesen, so hatte er in ihr doch Wunden hinterlassen, die sich nicht schließen wollten. Und Wiedemann selbst — die Enttäuschung, in die er sie gestürzt, hatte etwas in ihr zerbrochen; sie fühlte sich flügellahm. Und ihr inneres Widerstreben, ihre Furcht vor dem Piloten übertrug sie auf die Höhen selbst. Nichts mehr von Träumen und Schwärmen also, es hieß sich resolut mit der Wirklichkeit abfinden. Und die Wirklichkeit war in diesem Fall die enge Welt ihrer Häuslichkeit.

Daß sie diese auch früher weder vernachlässigt, noch geringgeschätzt hatte, dessen war Christa sich in ihrer verdüsterten Gemütsverfassung nicht mehr bewußt. Jedenfalls hielt sie es für ihre Pflicht, das Wohnungsreich in eben dem blitzblanken, gescheuerten, gebohnerten, polierten Zustand zu halten, den Ohmi als Ergebnis ihrer kurzen Regierung hergestellt hatte. Und das nahm sie von früh bis spät in Anspruch.

Es nahm sie so sehr in Anspruch, daß darüber die Kinder ein wenig zu kurz kamen. Wenigstens stellte Christa selbst mit verwundertem Bedauern fest, daß zwischen ihr und den Kleinen trotz aller Herzlichkeit nicht ganz mehr jener innige geistige Austausch bestand wie einstmals mit den Großen. Vielleicht lag der Grund an dem erheblicheren Unterschied der Jahre, und die Kinder selbst schienen eine Veränderung nicht zu spüren.

Annemarie war ohnehin den ganzen Tag auf dem Büro, und die beiden Kleinen — nun sie hießen zwar noch so, waren es aber eigentlich nicht mehr. Die weichherzige Susi hatte sich unmerklich in einen reizenden, übermütigen Backfisch verwandelt, der sich mit tapferen Schnabelhieben jeden Angriffs zu wehren wußte. Sie und Erich bildeten noch immer ein unzertrennliches Paar, und wenn sie sich manchmal kabbelten, wobei der größere Bruder trotz seines lauteren Organs gewöhnlich den kürzeren zog, kamen sie ihrer Mutter vor wie ein kleines Ehepärchen. Erich schien in Statur und seelischer Haltung seinem Großvater nacharten zu wollen. Ohne die geistige Energie des älteren Bruders zu zeigen, war er ein schöner, stattlicher Junge geworden, von ritterlichem Wesen, dem es genügte, auf der Schule guter Durchschnitt zu sein. In der letzten Zeit bekundete der ehemalige Weltreisende lebhaftes Interesse für Architektur, bemalte alles erreichbare Papier mit Entwürfen und baute aus Holz, Blech und Pappe Modell über Modell, wobei es wegen der ewig herumliegenden Abfälle manchmal zu kleinen Konflikten mit seiner Mutter kam.

Natürlich stand er ganz auf der Höhe seiner Zeit. Würfelform war sein oberster Glaubenssatz, und abgeschrägte Dächer unmöglicher Greuel. Was er in einem einzigen Raum an eingebauten Wandschränken,

 Nachdruck verboten. Copyright 1928 by Velhagen & Klasing

herunterklappbaren Betten, versenkbaren Badewannen und verwandelbaren Möbeln vereinigte — dagegen war Christas Wohnung eine unübersehbare Zimmerflucht.

So wuchsen die beiden heran, gebildet und geleitet mehr durch den häuslichen Geist, als daß es großer erzieherischer Maßnahmen von seiten der Mutter bedurft hätte. Dafür bildete seit einiger Zeit Annemarie den Gegenstand ihrer Sorge. Im ersten Jahr hatte sie sich wacker mit ihrer beruflichen Tätigkeit bei der Landespolizei abgefunden, erklärte zwar auf Befragen jedesmal, es sei unmenschlich viel zu tun und die Arbeit brächte sie noch um, aber aus ihren munteren Erzählungen gewann Christa den Eindruck, daß es auch manchmal Ruhepausen gab, die zum Einkauf und Vertilgen von Leckereien und zu harmlosem Klatsch unter den Beamten und Beamtinnen verwandt wurden.

In letzter Zeit aber zeigte Annemarie ein so verändertes Wesen, daß Christa sich ernstlichen Befürchtungen hingab. Was ging in ihr vor? Sie wollte nicht mit der Sprache heraus. Als ihre Mutter jedoch sie eines Nachts im Schlaf stöhnen und aufschreien hörte, setzte sie sich an ihr Bett und bat sie flehentlich, sich ihr doch anzuvertrauen. Da warf das verängstigte Mädchen sich ihr schluchzend in die Arme: sie könne es nicht länger in ihrer Tätigkeit aushalten. Was man von ihr verlange, sei zu furchtbar. Näheres könne sie des Dienstgeheimnisses wegen nicht angeben.

Christa erklärte, der Mutter gegenüber gäbe es kein Dienstgeheimnis, und entlockte ihr nach und nach die Ursache ihrer Verstörtheit. Man hatte gerade ihr die Abschrift gewisser Geheimberichte über die Zunahme der Unsittlichkeit in der Stadt anvertraut, wie sie durch Wohnungsnot, Arbeitslosigkeit und dergleichen eingetreten war. Seit Wochen mußte das harmlose Mädchen tagaus, tagein sich mit diesem Schmutz beschäftigen. Sie versuche, sich innerlich abzusperren. Vergeblich! Sie könne kein Gesicht mehr sehen, ohne die Spuren von Lastern darin zu erblicken. Empört ging Christa zu Annemaries Vorgesetztem, um ihn zur Rede zu stellen. Dieser gab alles zu, erklärte aber, sich in einem unlösbaren Dilemma zu befinden. Abgeschrieben müßten die Berichte werden, männliche Hilfskräfte habe er nicht.

Unter diesen Umständen hielt Christa einen Berufswechsel Annemaries für notwendig. Diese erklärte, am liebsten würde sie in der benachbarten Universitätsstadt Säuglingspflege lernen. So fuhr Christa denn mit ihr dorthin.

Während sie selbst beim Anblick all der zu früh geborenen, rachitischen, kranken Kinder ein mit Grauen vermischtes Mitleid empfand, schien sich im Herzen ihrer Tochter ein vielleicht schon lange keimendes Muttergefühl zu regen. Und wie sie als Kind schon die ramponiertesten Puppen am zärtlichsten geliebt hatte, geriet sie auch jetzt vor jedem der Bettchen in neues Entzücken, hätte am liebsten eins der kleinen Wesen nach dem andern in ihre Arme geschlossen und wünschte sich kein größeres Glück, als sie gesund zu pflegen.

Ihrer Aufnahme stand nur der Umstand entgegen, daß die Ausbildung zwei Jahre dauerte und Geld kostete. In dieser Not wandte Christa sich an ihre Eltern, und die erfinderische Ohmi wußte wieder Rat.

So verließ denn auch Annemarie das Haus. Es wurde noch stiller, und eigentlich hätte auch die Arbeit weniger werden sollen. Aber die Dinge benehmen sich nicht anders als Menschen: hat man sie einmal verwöhnt, dann werden sie immer anspruchsvoller.

Eines Nachmittags war es zwischen Erich und seiner Mutter wieder zu einem kleinen Konflikt gekommen, da Christa verschiedene Drahtgeflechte und Blechhülsen weggeworfen hatte. Als er sich darüber beschwerte, denn das Umherliegende war nichts anderes gewesen als die noch nicht vollendete Anlage einer Zentralheizung, hatte er von der verärgerten Mutter auch noch Schelte besehen. Jetzt saßen beide Parteien in den nebeneinanderliegenden Zimmern, zwischen denen die Tür offen stand.

Christa hatte sich hinter einen Haufen ungestopfter Strümpfe verschanzt. In ihr gewitterte es noch leise fort, nur traf die grollende Stimme jetzt ihr eigenes Ohr: sie hatte das Gefühl, ihrem Jungen unrecht getan zu haben. Dieser war offenbar von demselben Gedanken beseelt, denn er beklagte sich mit dem Schmerz eines Erfinders, dem man eine neue Idee im Keime erstickt hat, bei seiner Schwester und sagte schließlich: „Überhaupt ist es längst nicht mehr so gemütlich bei uns wie früher. Ich möchte nur wissen, woran das liegt."

„Bei uns geht eben Ohmis Geist um."

„Was soll denn das wieder heißen?"

„Wir führen eine Musterwirtschaft, und da sollen wir zwei die Musterkinder spielen."

„Musterkinder? Pfui Deubel!"

„Du sollst doch nicht fluchen, hat Boehle gesagt."

Herr Boehle war der Pastor, dessen Konfirmationsunterricht die beiden besuchten.

„Dann meinetwegen, pfui Spucke! Aber ein Musterknabe werde ich nicht. Einen von

der Sorte haben wir in der Klasse. Der kriegt alle Tage Dresche. Was hat der Boehle uns aufgegeben?“

Susi schob ihrem Bruder die Bibel hin und tippte mit dem Finger auf eine Seite. „Lies nur vor. Ich lerne dann schon mit.“

Erich begann zu lesen mit einer Stimme, deren Dröhnen darauf berechnet schien, seinen gänzlich abwesenden Geist zu erreichen: „Da gingen die Pharisäer — schon wieder diese kaffrigen Pharisäer — hin und hielten einen Rat, wie sie ihn fingen in seiner Rede, und sandten zu ihm ihre Jünger, samt Herodis Dienern, und sprachen: Meister, wir wissen, daß du wahrhaftig bist und lehrest den Weg Gottes recht, und du fragest nach niemand; denn du achtest nicht das Ansehen der Menschen. — Sehr vernünftig! — Darum sage uns, was dünkt dich? Ist's recht, daß man dem Kaiser Zins gebe oder nicht? — Paßt eigentlich nicht, da wir keinen Kaiser mehr haben.“

„Aber ein Finanzamt,“ warf Susi dazwischen.

Noch lauter dröhnte die Stimme: „Da nun Jesus merkte ihre Schalkheit, sprach er: Ihr Heuchler, was versuchet ihr mich? Weiset mir die Zinsmünze! Und sie reichten ihm einen Groschen dar. Und er sprach zu ihnen: Wes ist das Bild und die Überschrift? Sie sprachen zu ihm: Des Kaisers. Da sprach er zu ihnen: So gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist.“

„Was ist denn Gottes?“

„Keine Ahnung. Wie soll ich das wissen?“ antwortete Erich und wollte gerade seine Vorlesung von neuem beginnen, als mit heiß erregtem Gesicht Christa vor ihnen stand und sagte: „Kinder, wie könnt ihr diese herrliche Stelle nur so schimpfieren! Das ist ja das schönste und tiefste Gleichnis, das in der Bibel — ach, überhaupt in irgendeinem Buch vorkommt. Wie oberflächlich ist es, zu glauben, mit dem Kaiser sei irgendein zeitlicher Potentat oder eine vorübergehende Staatseinrichtung gemeint. Was gemeint ist, das ist der ewige und unabsetzbare, uns alle regierende Alltag. Das Leben mit seinen täglichen Nöten, Forderungen und Wünschen, die in tausenderlei Gestalt an uns herantreten. Dem sollen wir uns nicht entziehen. Wir sollen ihm sein Recht lassen. Das ist Christi tiefe und menschliche Weisheit, daß er nichts Unmögliches verlangt, keine Askese und Weltflucht. Nur sollen wir dem Irdischen mit seinem eigenen Wesen dienen, mit unserm irdischen Teil. Aber leider“ — Christas erregter Ausdruck vertiefte sich jetzt in schuldbewußten Ernst — „sind wir Menschen allzu geneigt, uns dem irdischen Wesen ganz zu verschreiben, den Alltag als unsern einzigen Herrn anzuerkennen und das Göttliche in uns zu vergessen. Was ist denn Gottes? Das ist nicht bloß Gottesdienst im buchstäblichen Sinn, sondern wie der Alltag offenbart sich auch Gott uns in tausend Gestalten. Gottes ist alles, was uns über unsere Gewöhnlichkeit erhebt. Er steht hinter jedem reinen Gedanken, hinter jeder Tat, die wir nicht aus egoistischen Gründen, sondern um ihrer selbst willen tun. Er steht auch hinter den Werken der Kunst wie der Dichtung. Für mich wenigstens sind diese Werke göttlichen Ursprungs, und Dienst an der Kunst und Gottesdienst sind nahe verwandt. Darum ist es auch kein Zufall, daß gerade dies Wort vom Zinsgroschen die Anregung gegeben hat zu einem der schönsten Bilder.“

Und als Christa nun mit den beiden über dem mit Bildwerken geschmückten Buch saß, da wurde aus dieser Stegreifermahnung seit langer Zeit wieder eine wirkliche Gemeinschaftsstunde, und die Mutter fühlte, daß ihre Kinder nicht nur Schulter und Wange so eng und zärtlich an sie schmiegten. Sie selbst aber saß noch spät am Abend vor dem Buch, dessen Seite mit dem Tizianschen Gemälde sie wieder aufgeschlagen hatte.

Nichts von äußerer Ähnlichkeit der Züge dieses Meisters mit denen ihres Dichters, und doch sah sie hinter diesen immer seine Züge. Sie hatte durch ihren Sohn so mancherlei von Wiedemanns veränderter Lebensführung erfahren, was sie mit tiefem Unmut erfüllt hatte, daß sie ihn eine Zeitlang ganz aus ihren Gedanken verbannt hatte.

Nun aber war er wieder da, nicht mehr als der verhaßte kleine Herr Wiedemann, sondern als jener andere, Wahre. Und während sie jetzt seiner gedachte, geschah es nicht mit Bitterkeit, sondern mit der mütterlichen Besorgnis einer Frau, die einen geliebten Menschen in Gefahr weiß. Auch er hatte ja sein irdisches Teil über sich Herr werden lassen, hatte seiner Majestät dem Alltag nicht nur den schuldigen Zinsgroschen, sondern sein bestes Teil geopfert. Aber der kleine Alltagsherr Wiedemann mochte sich noch so sehr als Alleinherrscher fühlen, mochte als Filmschreiber noch soviel Geld scheffeln und in Luxus schwelgen — die Stunde würde kommen, wo der andere seine Stimme erhob und ihn von seinem angemaßten Platze verdrängte. Und es war ihr wie eine tröstliche Verheißung, als sie

ſich eines Spruchs erinnerte, den ihr der Freund in eins ſeiner Bücher geſchrieben:

Runde auf Runde
Ziehen die Wochen träge.
Plötzlich am Wege
Steht deine Stunde.

Bis zu dieſer Stunde aber wollte ſie dem Freund bei ſich ein Obdach und eine Zufluchtsſtätte bereiten. Sein zwieſpältiges Geſicht ſollte ſie erinnern an des Lebens doppeltes Geſicht, an ſeine Werkeltags- und ſeine göttlichen Züge. So hatte die langweilig dröhnende Stimme ihres Jungen lang in ihr aufgeſtaute Eismaſſen in Fluß gebracht. Als Chriſta einige Tage ſpäter die muntere Frau Schreier wieder traf, fragte ſie, ob ſie ſchon eine neue Stellung hätte.

„Ne," ſagte Frau Schreier, „aber was Feines in Ausſicht."

„Wenn Sie Luſt haben, können Sie wieder zu mir kommen."

„Woll'n mal ſehn."

Am nächſten Morgen erſchien ſie, band ſtumm die Schürze um, nahm den Beſen zur Hand und machte ſich an ihre Arbeit, ein bißchen huſchlig, ein bißchen obenhin und mit der Geringſchätzung einer echten Stundenfrau für ihr ephemeres Reich.

Chriſta aber machte ſich frei von der Übermacht der Dinge, denen ſie ihren gebührenden Platz einräumte, wenn auch nicht den erſten, und die Bücher waren nicht nur Gegenſtände des Staubwiſchens für ſie.

Und dann kam auch die Zeit, wo ſie ſich wieder ihren Träumen überließ, hinabſchaute zu dem arabesken Gerank der Bilder auf ihrem Seelengrund, die, unwirklich, heller waren als alle Wirklichkeit.

*

Eines Abends beſuchten Herr und Frau Wiedemann das Theater. Es wurde ein hiſtoriſches Schauſpiel gegeben, das großen Beifall fand. Während des zweiten Aktes ſagte Frau Wiedemann zu ihrem Mann: „Das iſt ja dein Stück!"

„Merkſt du das jetzt erſt?" antwortete er.

In der Tat, es war ſo gut wie ſein Stück. Er hatte es zu Hauſe in der Mappe ſeiner Entwürfe liegen. Das ganze Szenarium war fertig, und nur die Ausführung fehlte. Nun heimſte ein anderer ſeinen Erfolg ein. Urſprünglich hatte er vorgehabt, mit dem Autor, der ein Bekannter von ihm war, den Erfolg zu feiern, aber im letzten Augenblick änderte er ſeine Abſicht und fuhr mit ſeiner Frau nach Hauſe.

Während die beiden ſich auskleideten, äußerte Frau Wiedemann nachdenklich: „Ja, wenn du bei der Literatur geblieben wäreſt —" Da fuhr er ſie an: „Wer hat mich denn davon abgebracht? Wer hat mir immer vorgeklagt, daß ich nicht genug Geld verdiente? Wenn ich dich und die Kinder nicht hätte —" Blaß vor Zorn legte er ſich ins Bett und drehte ihr den Rücken. Er kam ſich ſchmählich betrogen vor. Vom Schickſal natürlich. Denn ſich ſelbſt nennt man ungern einen Betrüger.

Es kam eine Kriſis. Dies war nur der Anfang davon. Am nächſten Tage gab es eine noch heftigere Szene.

Kaſpar hatte zum Geburtstag von ſeinem Vater ein Zweirad bekommen. Ein ſolides, feines Rad. Er bedankte ſich auch pflichtſchuldig, ſtrahlte aber doch nicht ſo recht vor Freude, wie das die Pflicht eines Geburtstagskindes iſt.

„Spaß!" ſagte Hellmut, als ſein Vater ſich darüber aufhielt, „wo er ſich doch ein Motorrad gewünſcht hat!"

„Ich hätte mir als Junge nur mal ein Motorrad wünſchen ſollen. Mein Vater hätte mir was anderes geſagt."

„Als du Junge warſt, gab's ja noch gar keine Motorräder."

„Ganz egal! Der Bengel ſoll dankbar ſein."

„Wenn ſich jemand ein Motorrad wünſcht, und er bekommt nur ein einfaches Rad, dann kann er ſich nicht ſo recht freuen. Das mußt du doch einſehen, Papa."

„Das ſehe ich durchaus nicht ein."

„Dann biſt du eben rückſtändig."

Das hätte der Sohn ſeinem Vater nicht ſagen dürfen, dieſem Vater, der immer ſo eifrig und beſorgt umherwitterte, was etwa Neues in der Luft läge, und der ſo ſtolz darauf war, modern zu ſein. Wiedemann blieb denn auch die Antwort nicht ſchuldig, und ſie richtete ſich an die ganze Familie.

Seinem Älteſten warf er vor, warum er ſich nicht ſchon längſt um eine Stellung als Buchhandlungsgehilfe bemüht hätte. Und Kaſpar ſollte ſich gefälligſt in die Schule ſcheren. Ein Geburtstag ſei kein Grund zum Schwänzen. Und Bella möge ihrer Mutter im Haushalt helfen, ſtatt heimlich Kinovorſtellungen zu beſuchen. Sie ſollten ſich an geordnete Arbeit gewöhnen. Er war es ſatt, ſich andauernd aufzuopfern und dafür noch Undank zu ernten. Er war überhaupt, das ſollten ſie ſich nur merken, die ganze Wirtſchaft hier ſatt. Und um zu zeigen, wie ſatt er's hatte, ging er wütend weg.

Unterwegs wollte es das Schickſal, daß er einem Filmphotographen begegnete, der ihm erzählte, er mache in den nächſten Tagen eine Kampagne nach Spanien und ſuche jemand, der ihm für einige Monate ſein Atelier abnehme. Das Atelier lag in einer Neben-

straße des Kurfürstendammes, unweit von Halensee. Es war die ruhigste Gegend von Berlin, wie der Photograph sagte.

Ruhe, Einsamkeit, Selbstbesinnung aber war gerade das, was Wiedemann brauchte. Er mietete das Atelier und verbrachte von nun ab die Arbeitsstunden fern vom Schoß seiner liebenden Familie. Das ging natürlich ohne Kampf nicht ab, und Frau Wiedemann erklärte diesen Schritt als eine Flucht aus der Ehe ins Junggesellenabenteuer hinein, doch gab er ihr eine so nachdrückliche und von seiner tiefen Verzweiflung zeugende Antwort, daß sie bestürzt nachgab.

Das Atelier hatte wirklich den Vorzug der Stille. Es lag hoch über den menschlichen Behausungen. Durch das breite, oben sich rundende Fenster, das einen Teil des Daches einnahm, sah man auf eine Art Laubenkolonie, wo zwischen dem sprießenden Grün einige alte Männlein und Weiblein herumwirtschafteten. Wenn man aber auf dem Diwan lag, eine Stellung, die Wiedemann während des ersten Tages als die ihm gemäßeste empfand, blickte man geradeswegs in den Himmel hinein, in einen unendlich tiefen, blauen Frühsommerhimmel, über den nur selten ein blasses Wölkchen hinglitt. Kein Lärm drang einem ins Ohr, kein Tuten, kein Geklingel, keine Menschenstimme, nur, wenn man aufhorchte, ein unbestimmtes Brausen wie von einer fernen Brandung. Man konnte sich vorstellen, man wäre auf einem Schiff, über sich den Himmel und unter sich ein unabsehbares Meer.

Und das war gerade die Vorstellung, welche Wiedemann in diesen Tagen beherrschte. Fern vom festen Gestade, auf der Fahrt — wohin? Aber war sein Schiff denn eigentlich in Fahrt, dampfte es einem Ziele zu?

Wenn er in diesen Tagen, nachdem die erste Bitterkeit sich gelegt hatte, die alten dichterischen Pläne in sich aufsteigen ließ, dann spürte er mit nagender Ungeduld, wie sie nach flüchtiger Lockung zerflatterten. Und es überkam ihn tödliche Angst, alles sei zu Ende mit ihm, er stände vor der Leere, vor dem Nichts. Aber manchmal wehte aus dieser Stille, die so jäh der geräuschvollen Jagd hinter dem Wild des Erfolges her gefolgt war, eine andere, noch sonderbarere Angst ihn an. Dann war ihm zumute, als stiege von irgendwoher ein Unglück herauf; er wußte nicht, in welcher Gestalt, und eben diese Unbestimmtheit machte es so unheimlich. Er fühlte fern und leise murrende Wellen höher steigen und sein Lebensschiff darin versinken.

Das Atelier war mit behaglichem Wohlstand eingerichtet. Er hatte seine Schreibmaschine, einige Bücher und Mappen hereinschaffen lassen, auch Bilder von Frau und Kindern aufgestellt, damit der Raum nicht ganz fremd wirkte. Äußerlich fehlte nichts zur Arbeit. An diesem Morgen hatte er sich auch tapfer an den Schreibtisch gesetzt und sich vorgenommen, einige Seiten zu füllen, nach dem Rezept: man muß nur Stroh zusammentragen, einmal wird schon der Funke hineinfallen.

Da schellte es draußen an dem drehbaren Knopf, dessen Messingglocke einen unangenehmen, schrillen Ton von sich gab. Wiedemann rührte sich nicht. Da er sich Besuch seitens seiner Familie streng verbeten hatte, konnte kein Mensch in ganz Berlin hier etwas von ihm wollen.

Die Glocke klirrte zum zweitenmal. ‚Meinetwegen noch zwanzigmal,' dachte er. Im Augenblick aber, als der eigensinnige Besucher zum drittenmal den schrillen Alarmton von sich gab, schritt Wiedemann mit geneigtem Haupt der Tür entgegen.

Draußen stand ein zierliches junges Mädchen, nannte ihren Namen und fragte, ob er sie nicht wiedererkenne. Nein, er kenne sie nicht. Sie müsse ihn wohl mit einem anderen Herrn verwechseln. Er wohne hier nur als Interimsmieter.

„Ich verwechsele Sie nicht. Sie werden mich gewiß wieder erkennen, wenn Sie sich erinnern, daß ich mit meiner Kusine Annemarie an Ihrem Geburtstage getanzt habe, als weiße Wolke."

„Treten Sie ein!" antwortete seine Stimme.

„Mein Vetter Klaus von Immhof schickt mich her. Er sagte mir, daß Sie eine Sekretärin suchen."

„Eine Sekretärin suchen —?" wiederholte seine Stimme.

Er folgte ihr ins Atelier, aber anstatt ihr Platz anzubieten, blieb er vor ihr stehen, betrachtete sie in einem Zustand halber Geistesabwesenheit. Er sah sie nicht in ihrer augenblicklichen Gestalt, mit dem runden Hut, der den oberen Teil ihres Gesichtes beschattete, in dem hellen zugeknöpften Sommermantel. Er sah sie als weiße Schleierwolke, fühlte sich taumelnd umwogt von weichen, wattigen Nebelwellen.

Aber es mußte etwas geschehen. Er bot der Besucherin einen Stuhl, sagte: „Also Sekretärin. — Sind Sie denn ohne Stellung nach Berlin gekommen?"

Etwas befangen und atemlos begann Tinette ihm alles das, was sie sich vorher zurechtgelegt hatte, auseinanderzusetzen. Er hörte nur mit halbem Ohr zu, dachte plötzlich

an ſeine Tochter, dachte, daß dieſe eines Tages auch leichtſinnig zum erſten beſten Unbekannten hinlaufen könnte.

„So, ſo, eine Stellung, wo Sie Ihre Fähigkeiten ausnutzen können? Das ſind Sie ſich ſchuldig? Das iſt Ihre Pflicht gegen ſich? So ſpricht der Teufel von der Pflicht. Seien Sie froh, daß Sie eine Stellung haben. Es laufen ja tauſende junger Mädchen beſchäftigungslos herum. — Zum Film wollen Sie? Sie haben ja keine Ahnung, welchen Gefahren Sie ſich da ausſetzen, Gefahren für Ihren Ruf, in geſellſchaftlicher, in ſittlicher Beziehung. Was verſtehn Sie überhaupt? Können Sie perfekt ſchreiben?“

„Ich hoffe, daß ich Ihren Anſprüchen genügen werde. Sollen wir's mal probieren?“ Und ohne ſeine Antwort abzuwarten, zog ſie ihren weichen Filzhut vom Kopf und legte ihren Sommermantel ab.

‚Das iſt ja nicht zum Aushalten!‘ dachte er ganz benommen von ihrem Liebreiz.

„Sind das die richtigen Bogen? Wollen Sie eine Kopie, ja?“

„Sehr geehrter Herr!“ polterte er los, mit großen Schritten den Raum durchmeſſend. „Der unqualifizierbare Ton —

„Halt! Halt!“ unterbrach ſie ihn. „Die Herren vergeſſen immer, daß man erſt einſpannen und das Datum ſchreiben muß. So! — Der unqualifizierbare Ton Ihres —“

„Schreibens von geſtern hätte mich veranlaßt, den Brief ungeleſen in den Papierkorb zu ſtecken —“ Eine ganze Weile diktierte er ſo fort und ſah dem wirbelnden Tanz ihrer Finger zu.

„Schreiben können Sie. — Den Brief ſchicke ich natürlich nicht ab.“

„Aha! Es iſt auch beſſer.“

„Aber was verſtehen Sie ſonſt noch? Mit dem Schreiben allein iſt mir nicht gedient. Ich brauche einen reiferen Menſchen, mit dem ich meine Pläne durchſprechen kann. Jemand, der ſelber Ideen hat.“

„Filmideen?“

„Natürlich. Offen geſtanden, Sie ſind mir zu jung.“

„Schade!“

„Wie alt ſind Sie?“

„Wenn ich ſagte fünfundzwanzig, würden Sie's mir glauben?“

„Unſinn! Sie ſind höchſtens neunzehn.“

„Leider. — Ein paar Monate drüber.“

‚Ein Jahr älter als Bella,‘ dachte Wiedemann und ſpürte Angſt und Zorn ſieden. „Alſo eigentlich iſt das unerhört leichtſinnig von Ihnen, hierher zu kommen. Wiſſen Sie das auch?“

„Ich habe volles Vertrauen zu Ihnen.“

„So?“

„Sie ſind doch verheiratet.“

„Als wenn das ein Grund wäre! Ich ſage Ihnen, die Verheirateten ſind die ſchlimmſten. Wenn ich nun zudringlich würde?“

„Aber das wäre doch gräßlich geſchmacklos. Ich habe Vertrauen. Ich finde immer, mit Vertrauen kommt man am weiteſten. Bis jetzt waren die Menſchen auch alle ſehr nett zu mir.“

„So, das iſt ja ſehr erfreulich. Hoffentlich machen Sie nicht mal die gegenteilige Erfahrung.“

Er ſah ſie an. Sie blickte zwiſchen Lächeln und Ernſt, zutraulich verſonnen — oder gedankenlos unſchuldig — oder verrucht — wer konnte in ſolch einem Geſicht leſen, über das die Empfindungen, die Gedanken hingeglitten waren, ſpurlos wie Wolken über den Himmel? Ach, alle Jugend ſtieg wohl irgendwie vom Himmel nieder, und erſt hier unten fuhr der Schickſalskarren drüber hin, machte ſie mit ſeinen Furchen zur Landſtraße der Leidenſchaften, Laſter, Sorgen, Enttäuſchungen. Er wollte nicht dieſer Karren ſein. Unter ſeine Räder ſollte ſie nicht kommen.

Plötzlich ſprang er auf, ſagte händereibend, in gänzlich verändertem Ton, ſie wollten es miteinander verſuchen. Beſprach mit ihr Arbeitsſtunden, Geſchäftliches, riß die Fenſter auf und machte ihr den Vorſchlag, ſpazieren zu gehen.

Tinette ſchien überraſcht, war aber ſogleich mit Freuden bereit.

Sie gingen den Kurfürſtendamm hinunter, Tinette vergnügt, wie am erſten Ferientag, er ſtolz geſchwellt neben dieſer reizenden Begleiterin.

Sie war niedlich angezogen, aber nicht koſtbar. Ihr Schuhwerk war nicht ganz neu, und er wußte nicht einmal, ob ihre Strümpfe Seide waren. Doch nach ihrer ſchlanken Jugend blickten alle Herren ſich um. Wiedemann brüſtete ſich ein bißchen, erzählte von Paris, dem Bois, dem Rennen in Longchamps. Aber Berlin konnte ſich auch ſehen laſſen. Die Frauen hatten in den letzten Jahren etwas gelernt. Man ſah doch eine Menge eleganter Erſcheinungen.

„Finden Sie?“

„Sie nicht? — Zum Beiſpiel“ — er wies mit ſeiner Stockſpitze auf eine vor ihnen Gehende — „die da!“

„Die Strümpfe!“ hauchte Tinette.

„Erlauben Sie, das ſind echte Seidenſtrümpfe.“

„Aber die Nähte.“

„Was iſt mit den Nähten?“

„Schief.“

„Schadet das was?“

„Das iſt unmöglich!“

Sie ſchien ja für eine Provinzlerin recht anſpruchsvoll. Er zeigte ihr eine andere, die an ihnen vorbeikam. Aber da lachte Tinette ihn einfach aus. Die ſei ja über und über bemalt.

„Aber wie! Wunderbar gemalt!“ verſetzte er.

„Ich finde das gräßlich. Möchten Sie in einen bemalten Apfel beißen?“

‚Provinz!‘ dachte er und ſagte, nun ſollte ſie ihm eine Dame nach ihrem Geſchmack zeigen.

Sie waren inzwiſchen bis in die Nähe der Kaiſer-Wilhelm-Gedächtniskirche gelangt, als Tinette mit einem kleinen Ruck ihres Kopfes auf eine Dame wies, die eben aus einem Laden trat. „Die iſt gut angezogen.“

‚Was war an der nur zu ſehen? Provinz! Liebe kleine Provinz,‘ dachte Wiedemann. Aber im ſelben Augenblick ſchritt die Dame auf ein elegantes Privatauto zu, deſſen Chauffeur ihr den Schlag öffnete.

„Pfeil,“ ſagte Tinette.

„Wie?“

„Die Automarke.“

„Sie kennen wohl alle Automarken?“

„Längſt nicht alle. Nur die anſtändigen.“

In der Nacht hatte Wiedemann Verſchanzungen aufgeworfen, empfing am nächſten Morgen den Feind mit größerer Ruhe. Er war der Arbeitgeber, höflich, korrekt, ſonſt nichts als ſachlicher Ernſt.

Stundenlang diktierte er ihr ein Filmexpoſee. Es war zum Glück ein neutraler Stoff. Natürlich kamen immer wieder etwas unheimliche Augenblicke. Aber es war etwas in Tinette ſelbſt, das ihm darüber weghalf. Einem fliehenden Wild jagt man nach, doch wenn ein Vöglein ſich einem ſo zutraulich auf die Hand ſetzt, kann man dann roh zupacken?

Wurde ſeine Unruhe zu groß, ſo floh er mit ihr ins Freie, in den Tiergarten. Das war der Ort, wo Tinettens Jugend ſich erſt wahrhaft entfaltete. Ein ganzes Jahr lang hatte man ſie in den Käfig muffiger Geſchäftszimmer eingeſperrt, und Frühling, Sommer und Herbſt hatte ſie nur durch die armſeligen, langſam welkenden Sträußchen erlebt, die ſie ſich heimlich neben ihrer Maſchine aufſtellte. Nun blühte ſie auf, lachte, ſchwärmte, ſprang umher und erweckte auch in dem „älteren Herrn“ die größte Luſt, wie ein Junge zu tollen. Einmal ſtellte Tinette ihn an. Er mußte aufpaſſen, ob nicht ein Parkwächter käme, während ſie auf die Wieſe lief, um Blumen zu pflücken.

Zu ſeiner Überraſchung machte er die Entdeckung, daß Tinette noch nie einen Film von ihm geſehen hatte. Um dieſer Bildungslücke abzuhelfen, nahm er ſie mit ins Kino. Aber was erlebte er dort für eine Enttäuſchung! Sie gähnte bei den packendſten Szenen. Er war wirklich gekränkt. Aber dann kam die entgegengeſetzte Überraſchung, als ſie zuſammen im Theater waren, in „Richard II.“. Da erlebte er eine ganz neue, eine gelöſte, hingeriſſene, begeiſterte Tinette. Sie konnte ſich nicht äußern, mußte nach der Vorſtellung auch gleich nach Hauſe. Es waren wohl nur die Schauſpieler, die ihr kleines Herz in Aufruhr verſetzt hatten, redete er ſich ein. Aber am nächſten Morgen ſprach ſie gleich wieder von dem Stück, konnte auch jetzt nichts recht Geſcheites herausbringen, doch ihr ungeſchickt ſtammelndes Suchen genügte, um ihm die Zunge zu löſen. Und nun fand er wieder die Tinette vom Abend zuvor, die gelöſte und großäugig Lauſchende. Und als ſie, von ihm beſchwingt, dann ſelbſt etwas äußerte, merkte er, daß ſie mehr, als er geahnt, begriff, entdeckte hinter ihrem engen Gehäuſe tiefere Gründe. Er aber hatte, ohne es zu ahnen, vom dürren, fremden Geſtade ſich wieder in ſein eigentliches Element geſtürzt: das Wort. War der alte Zauberer wieder, der trunkne Rauſchſpender, der geiſtergriffne Bezwinger. Wie er ſie, erlebte auch ſie ihn in neuer Geſtalt.

Längſt waren ſie von Shakeſpeare abgekommen, er las ihr ſeine Verſe vor, ſprach von ſeinen Entwürfen. Eine vergeſſene Welt erſchuf ſich neu. Wundervolle Wandlung! Verlaſſen von ſich ſelbſt, überdrüſſig aller Welt, war todesſüchtige Müdigkeit ſein Teil geweſen. Nun machte ſie das zerborſtene Holz wieder zum tönenden Inſtrument.

Er konnte ſich von Tinette nicht mehr trennen, mußte ſie immer um ſich haben, auch nachmittags. Sie unternahmen nichts Beſonderes. Das Nichtigſte war ihnen genug. An dieſem Nachmittag gingen ſie eine Taſſe Tee trinken. Als ſie Platz nahmen, ergriff Wiedemann eine Zeitung.

„Einen Augenblick, bitte. Nur einen kurzen Blick!“

Aber er hatte tagelang keine Zeitung angerührt, und da waren allerlei Notizen. Als er das Blatt aus der Hand legte, hatte ſich in der Konditorei ein kleines Unglück zugetragen, war eine Feuersbrunſt im Gange, wie ſie ausbricht, wenn der Blick eines hübſchen Mädchens auf einen feuergefährlichen Gegenſtand fällt.

Gerade das bewunderte er ſo an Tinette, daß ſie nirgendwo mit ihm ſo allein war

wie in einem öffentlichen Lokal. Das Publikum existierte nicht für sie. Ganz anders als seine Frau, die sich neugierig nach rechts und links wandte, ihn manchmal anstieß: „Sieh mal dorthin — aber nicht so auffallend.“ Tinette sah nirgendwohin, hinterher aber hatte sie alles gesehen. Heute aber, — solche Glitzeraugen macht ein junger Mann nur, wenn ihn von der andern Seite ein Blick getroffen hat. Tinette verzehrte artig ihren Kuchen, der ihr besonders gut zu schmecken schien. Wiedemann schleuderte nach dem blonden Inhalt des Plüschsessels so etwas wie ein geschliffenes Messer, rief „Zahlen!“ und stemmte dabei seinen Stock gegen die Erde, als wollte er dem Fußboden ein Auge ausbohren. Sobald sie draußen waren, fragte er: „Tinette, hast du diesem jungen Menschen einen Blick zugeworfen?“

Sie legte den Kopf auf die Seite und zirpte: „Nur einen ganz kleinen, wie du in die Zeitung.“

Er schluckte die Antwort hinunter, und sie setzten ihren Spaziergang fort.

Aber seit dieser Stunde hatte sein Himmel ein Loch bekommen.

Er war in fremdes Gebiet eingebrochen, in Jugendland, und alle Jugend war jetzt sein Feind. Jeder Laffe, der auf der Straße Tinette einen Blick zuwarf, brachte ihn in zitternde Wut, jeder Name aus gegenwärtiger oder ferner Zeit, den sie erwähnte, setzte das Räderwerk seiner argwöhnischen Einbildungskraft in Gang. Er lernte nun auch die Eifersucht kennen. Und das Schlimmste war, daß er dies bissige Ungetüm hübsch versteckt mit sich herumtragen mußte. Tinette durfte ja nicht wissen, wie es um ihn stand.

Freilich sich wirklich zu verstellen, seine Liebe zu verbergen, das war einem Menschen wie ihm völlig unmöglich. So elektrisiert springt auch der ungeduldigste Arbeitgeber nicht von seinem Stuhl, wenn seine Sekretärin klingelt. So strahlend begrüßt er sie nicht, erkundigt sich niemals so besorgt nach ihrem Befinden, geleitet sie nimmermehr so triumphierend vor Stolz und Glück in sein Zimmer.

*

Wiedemann hätte nicht der Doppelmensch sein müssen, der er war, Akteur und Zuschauer in eigner Person, wenn er nicht sein ärgster Spötter, sein eifersüchtigster Unterwühler, sein gewissenhaftester Zerfleischer gewesen wäre. Gewiß, er saß gefangen im brennenden Haus, fühlte sich todessüchtig verlodern. Aber draußen saß gleichzeitig sein anderes Ich, reichte ihm kalte Wassereimer und rief ihm zu, doch herauszukommen, die Tür stände ja auf. Wahnsinn das Ganze. Niemand wußte das besser als er.

Und Tinette? Sie war das zutrauliche Vöglein nicht mehr, wie seine Hand der schützende Hort nicht mehr war. Seit einiger Zeit gab es Verstecke in ihr, Hinterhalte. Irgend etwas mußte geschehen sein, das sie ihm gegenüber verändert hatte. Er spürte das, obwohl sie es ihm verschwieg.

Sie hatte ihm nichts davon erzählt, daß Klaus, der seit einigen Tagen wieder bei Borsig arbeitete, sie mehrfach in ihrer Pension aufgesucht hatte. Da er sie nicht angetroffen hatte, war es zu einer telephonischen Auseinandersetzung gekommen. Er hatte ihr heftige Vorwürfe gemacht, gegen die sie sich nicht minder erregt verteidigte. Das Gespräch war in Unfrieden abgebrochen. Nun plagte sie ihr Gewissen, sie hatte Sehnsucht nach Klaus, nach ihrem eigenen leichten, ungetrübten Seelenzustand von einst.

Sie rächte sich an dem Störenfried. Sie konnte unschuldig lächelnd ihn durch eine geschliffene Bosheit verwunden, daß er im ersten Schmerz am liebsten aufgesprungen und davongerannt wäre. Aber er beachtete den Giftpfeil nicht, dachte, wohl nicht mit Unrecht, daß sie die Tiefe ihrer Grausamkeit nicht ahnte, und zahlte mit einem matten Witz zurück. Doch manchmal sehnte auch er ein Ende herbei. Wenn nur dies Ende nicht so furchtbar gewesen wäre! Ein schwarzes Loch, ein unvorstellbares Nichts.

Sie hatten einen Ausflug verabredet. Sie waren draußen im Wald und brauchten nur wenige Schritte die Straße hinunterzugehn, so erhoben sich rechts und links von ihnen silberrindige Stämme, zu ihren Füßen aber senkte sich der Blick in brunnenkühle Fichtengründe, stieg geruhsam wieder empor, um auf dem Abendsonnenglanz gewölbter Kuppen zu verweilen, schwang sich weiter zu ferneren Gipfeln und wurde, wenn das Auge sich schon am grünen Wohlsein satt getrunken hatte, noch einmal sehnsüchtig fortgerissen zu den blauen Unendlichkeiten der Wälder am Horizont.

Sie atmeten nicht nur, sie tranken die Luft, die sie durchströmte wie rieselndes Wasser. Das sanfte Rauschen, in das sich doch mancherlei irdische Stimmen mischten wie Vogelgezwitscher, Gänseschnattern und Peitschenknallen, klang ihnen wie eine große fromme Stille, die an ihr Inneres rührte mit sanfter Hand und die überspannten schrillen Saiten beruhigte und zum Wohlklang brachte.

Sie gingen auf tannenbestreuten Pfaden, die so weich waren, daß ihre Füße sie kaum fühlten. Aber sie selbst waren so unirdisch

Urheberrecht dem Eigentümer vorbehalten durch „Royal Academy Illustrated"

Der Ausritt. Gemälde von G. Spencer-Watson

leicht, als wären ſie ihrer Körperlaſt entglitten. Tinette ſah ihn lächelnd an, und dieſer kleine, zutraulich dankbare Blick war wie ein Kuß, den ſeine Augen zurückgaben.

Abends waren ſie todmüde. Er ſaß noch eine Weile bei ſeiner Zigarre, Tinette aber lief bald nach dem Eſſen die Treppe hinauf in ihr Zimmerchen. Dann machte ſie mit dem Schlüſſel ritſch und mit dem Riegel ratſch und ſchlief wie in Gottes Schoß.

War es unter dieſen Umſtänden ein Wunder, daß dem weltentlaufenen Dichter erſt nach zwei Tagen der Gedanke kam, er habe zu Haus eine Familie, die vielleicht über ſein plötzliches Verſchwinden beunruhigt ſein könne? Sobald aber dieſe Gewiſſensmahnung eingetroffen war, lief er zur Poſt und ſchickte ſeiner Frau einen Kartengruß.

Als er zurückkam, waren die Korbſtühle im Hotelveſtibül durch einige junge Herren in Pullovers und Knickers geziert, die eben dabei waren, Tinette den Gebrauch einer exotiſchen Keule zu erklären. Und Tinette ſchien dieſe Waffe keineswegs zur Abwehr gegen die Eindringlinge zu benutzen. Im Gegenteil! Jetzt erhob ſie ſich ſogar, der eine, der Längſte und Blondeſte, umſpannte ihr Handgelenk und zeigte ihr, wie ſie zum Schlag ausholen müſſe.

Als Wiedemann hinzutrat, ſtellten die Herren ſich vor, und Tinette ſagte, ſie wären Golfſpieler und ſie ſelbſt möchte furchtbar gern auch einmal Golf ſpielen.

„Aber doch wohl nicht heute?“ erwiderte Wiedemann. „Übrigens hat es ſchon gegongt.“

Das habe nichts zu bedeuten, dann dauere es immer noch eine Viertelſtunde, erklärte der Blonde und wandte ſich wieder an Tinette: ſie möge ihren Papa doch bitten. Sie hätte ganz das Zeug zu einem Crack.

Wiedemann verſteinerte geradezu. Doch das machte auf die Geſellſchaft nicht den geringſten Eindruck. Ohne ſich um das Petrefakt zu kümmern, fuhren ſie fort, Tinette den Hof zu machen, bis man zum Eſſen ging. Zum Schluß hörte Wiedemann noch etwas von einer Tanzreunion im Burghotel.

Nachmittags bei ihrem Spaziergang machte Tinette vor einem Wieſengrund halt.

„Das ſind die Golfplätze. Laß uns wenigſtens mal einen Moment zuſehn,“ ſagte ſie in herzbrechendem Tone.

Er begriff nicht recht, was es da eigentlich zu ſehen gäbe. Ganz in der Ferne gewahrte er einen Herrn, der zu einem Schlag ausholte, ſich dann aber eines Beſſeren beſann und die Keule ſinken ließ. Nach einer Weile raffte er nochmals alle Kraft zuſammen und wurde abermals in ſeinem Entſchluß irre. Offenbar mußte etwas ganz Bedeutendes geſchehen, wenn er zuſchlug. Als er es aber tat, ſprang nur ein kleiner Ball in die Höhe und verſchwand. Wohin, war nicht zu ſehen.

„Glänzend!“ ſagte Tinette und ſtieß den Atem aus. „Furchtbar aufregendes Spiel.“

Was für eine Veränderung war nur mit dem Wald vorgegangen? Das Daſein gewiſſer Fremdkörper, ihre ſozuſagen in der Idee vorhandene Nähe ſchien ſeine reine, klare Luft verdorben zu haben. Es roch brandig unter den Bäumen, und die Mücken ſtachen auf eine unverſchämte Weiſe.

„Autſch!“ ſchrie Tinette und machte einen kleinen Satz. „Jetzt hat ſo ein Vieſt mich doch gerade in den Knöchel geſtochen. Ach, das brennt aber ſcheußlich,“ ſtöhnte ſie und rieb die Stelle.

„Wie unangenehm! Wollen wir umkehren?“

„Das hat auch keinen Zweck.“

Sie hatte ſeinen Stock genommen und ſtützte ſich darauf.

„Weißt du, wo das Burghotel liegt?“ fragte ſie nach einer Weile gedankenvoll.

„Das Burghotel?“

„Wo die Reunion ſtattfindet.“

„Du möchteſt wohl ſehr gern hin?“

„Nur wenn du Luſt haſt. Ich denke es mir ja ſehr intereſſant für dich. Du könnteſt den Eindruck gewiß mal verwerten.“

„Und dein Fuß?“

Sie brauchte etwas Zeit zum Nachdenken. „Ich würde da natürlich nur zuſehn.“

Sein „Aha!“ klang nicht ſehr überzeugt. Ihr Fuß wurde beinahe mit jedem Schritt ſchlimmer. Es war wohl nicht der Stich allein, ſondern ſie hatte ihn ſich verknaxt, wie ſie meinte. Sie hing ſchwer in ſeinem Arm und humpelte mitleiderregend. Sie waren froh, als ſie vor einer Waldwieſe an eine Bank gelangten. Da ließen ſie ſich nieder, und Wiedemann ſteckte eine Zigarre an. Längere Zeit ſaßen ſie und zankten ſich ſtillſchweigend.

„Du brauchſt mir den Dampf nicht gerade immer ins Geſicht zu blaſen,“ ſagte Tinette endlich.

„Aber Liebling, ich tue das doch nur, um die Mücken zu vertreiben.“

„Ich glaube, da hinten am Bach ſtehen Vergißmeinnicht.“

Anfangs humpelte ſie noch bedeutend, auf der Wieſe aber wurde ihr Gang etwas gleichmäßiger, und nach einer Weile war ſie im hohen Gras ſeinen Blicken halb entſchwunden.

Dieſer blonde Bengel — Vergißmeinnicht — Tinette — Wiedemann machte eine lange Pauſe und dachte dann an ſich.

In den Bäumen ſangen allerhand Vögel, Amſeln und Buchfinken. Am Himmel ſchwebte eine zierliche Wolke, wenn er nur einen Moment ſeine Augen ſchloß, hatte ſie ſchon ihre Form verändert, war noch leichter und durchſichtiger geworden. ‚Freu' dich doch ihrer wie der Wolke,' dachte er.

Während er daſaß, zurückgelehnt, halb liegend, fühlte er einen Teil ſeines Weſens entſtrömen ins Leichte, Überirdiſche, in beglückende Wunſchloſigkeit, aber in ſeiner Tiefe brannte und nagte etwas, war nicht zu ſtillen in ſeiner dumpfen Gefräßigkeit!

Wiedemann erhob ſich, machte einige Schritte, als wollte er allein den Heimweg antreten, und ließ ſich dann, wie von der Gewalt eines Unſichtbaren zu Boden gezwungen, rücklings ins Gras ſinken.

Er hatte geglaubt, geheilt zu ſein, hatte ſich eingebildet, dieſe ſchwelende Leidenſchaft ſei etwas, das an die ſchwüle Stickluft und den giftigen Boden Berlins gebunden war. Mit jedem Atemzug hier oben hatte er Geneſung und das Glück leichter Wunſchloſigkeit getrunken — und nun war alles wieder da, tobte in ihm mit unverminderter Heftigkeit, die ganze Schar der alten Gedanken hatte ihn wieder umſtellt, dieſer Gedanken, die Erwägungen ſeines Verſtandes ſchienen und in Wirklichkeit doch lebendige Weſen waren, die ihn umklammerten mit den Armen ſeiner Frau und ihn umdrängten als ſeine Kinder und die er fortſtieß, gegen die er Auge und Ohr verſchloß, wenn eine andere Erſcheinung heranſchwebte.

Und doch hatte er geſtern ſich ſchon befreit gefühlt. Während er mit Tinette auf dem abendlichen Heimweg über den ſamtnen Boden dahinſchritt, hatte ſie, die ihren Arm in dem ſeinen ruhn ließ, ihm ein ganz zartes, unwirkliches Glücksgefühl eingeflößt, wie das Wölkchen am Himmel, auf dem ſein Auge ruhte. Und als zufällig im ſelben Augenblick die kleine Federwolke im tiefen Blau zerſtäubte und Tinettens Hand ſeinem Arm entglitt, hatte das Bewußtſein, daß er ſie verlieren würde, die reine Schönheit des Abends nicht trüben können.

Er mußte ſich losreißen von dieſer unſinnigen Leidenſchaft und würde es können, wenn er nur wollte, ſo gut wie er ſich erheben konnte, nachdem er ſoeben in einem unbewachten Schwächegefühl ſich hatte niederwerfen laſſen. Aber ohne ſich zu rühren, blieb er liegen, als wenn er wüßte, daß dies Aufſtehn ohne Bedeutung ſei.

Da hörte er Tinettens Hilferufe.

„Oskar! Oskar!“ ſchrie ſie. „Ein Stier!“

Er ſah ſie mit großen Sprüngen im Gras auf- und niedertauchen, und um ſie herum tollte mit täppiſchen Sätzen — nein, es war wohl nicht gerade ein Stier, ſchlimmſtenfalls ein Bullenkalb, vielleicht auch nur eine Färſe. Jedenfalls eilte er Tinette entgegen und ſchleuderte ſeinen Spazierſtock nach dem Vieh, daß es kehrtum davongaloppierte. Atemlos flog Tinette in ſeine Arme.

„Nur ſchnell! Nur ſchnell! — Ach, meine Vergißmeinnicht!“

Er konnte den Strauß gerade noch retten vor dem gefräßigen Öchslein, das ſich ſchon darüber hermachen wollte. Dann rannte ſie mit ihm, Hand in Hand, ſpornſtreichs zur Bank und erzählte, an ihn geſchmiegt, blaß und aufgelöſt, ihr Abenteuer, wie ſie, nichts Böſes ahnend, am Rand des Baches geſeſſen hatte, als plötzlich der Stier hinter ihr ſtand und ſie auf ſeine Hörner nehmen wollte.

„Ich glaube, er wollte dir nur das Geſicht ablecken und das kann ich ihm nicht übelnehmen,“ ſcherzte Wiedemann. „Aber für deinen Fuß war's eine glänzende Kur. Geſprungen biſt du!“

„Ach, du biſt frech!“ Sie gab ihm einen Klaps. „Aber ein Glück, daß du da warſt. Allein wäre ich geſtorben vor Schreck.“

Sie war auf einmal ſo zärtlich. Der Stier hatte wirklich ein kleines Wunder bewirkt, hatte auch ihn aufgerüttelt.

Tinette holte aus ſeiner Taſche das Schreibbuch, worin er Einfälle und Entwürfe notierte, und ſagte, während ſie zwiſchen die leeren Seiten jedesmal ein Vergißmeinnicht legte: „Nun mußt du bald etwas Schönes ſchreiben. Und bei jeder Seite mußt du ein bißchen gut an mich denken. Verſprichſt du's?“

In ihrem warmen Blick lag das kindliche Vertrauen der erſten Tage. Und wie ein Schiffbrüchiger, den eine Welle ans Land wirft, überließ er ſich dem aufflutenden Gefühl, ſagte, ihre Hand haltend, er wollte es tun, und fuhr dann, ohne ſich zu beſinnen, fort: „Ich glaube, wir ſollten morgen abreiſen. Und wenn es dir Freude macht, könnten wir ja die Reunion beſuchen.“

Sie ſchien im erſten Augenblick ſich wirklich zu freuen, aber der aufleuchtende Schein verſchwand im nächſten unter einem beſinnlichen Zug.

„Ich habe dir doch verſprochen, dir meinen Tanz zu zeigen. Willſt du ihn ſehn?“

Er mußte jetzt nein ſagen und konnte in dieſem Augenblick der rauſchenden Woge doch nicht Einhalt gebieten.

Arm in Arm gingen ſie heim, harmlos plaudernd, im leichten Gleichſchritt. Er würde ſie tanzen ſehn, und nichts würde geſchehn. Er würde ſich in der Gewalt haben, würde nicht den Halt verlieren.

Aber während ſein Fuß den weichen, nadelbeſtreuten Sandboden berührte, hatte er das Gefühl, mit Tinette über Meeresgrund zu ſchreiten, der tiefer und tiefer wurde, bis ſie unter den Wellen verſanken.

Gleich nach dem Eſſen gingen ſie auf ihre Zimmer. Tinette mußte noch einige Vorbereitungen treffen, mußte die Möbel beiſeite rücken, um in dem engen Raum Platz zu ſchaffen, und ſich umkleiden. Durch ein Klopfen an der Wand wollte ſie ihn rufen.

Wiedemann ſtand im Dunkel am Fenſter. In grauer Wolkenfeuchte ſchwamm trüb und zerfloſſen der Mond. Aber zuſehends tauchte er klarer aus dieſem Grunde hervor und lag nun, dunkel umrändert, wie eine ſilberne Blume auf der Oberfläche eines nebelumwallten Gewäſſers. Kühl und rein ſtrich es über den ſchwarzen Rücken des Waldes, ein Luftſtrom aus großen Höhen, der das Geſicht des Harrenden leiſe umfächelte und ihm die dumpfe Beklommenheit ſeiner Tiefe noch fühlbarer machte.

Warum ſchleppte ſein Herz ſich ſo ſchwer unter der Laſt von Bangigkeit und geheimnisvoller Luſt? Warum dies wahnſinnig erregte Vorgefühl eines entſcheidungsvollen Augenblicks, als müßte es in den nächſten Minuten zu einem Kampf kommen, der entweder mit der beſchämendſten Niederlage endete oder mit einem Sieg, der — vielleicht noch ſchändlicher war?

Nichts! Nichts von alledem würde geſchehn! Sie würde tanzen, und er würde in der Ecke ihres Zimmers als ein regungsloſer Zuſchauer ſtehn und ſie anſehn wie ein Gemälde — das reizende und reines Wohlgefallen erweckende Bild einer Tänzerin. Aber dies Bild lebte, und es glich jenem, das einen unſtillbaren Durſt in ihm hinterlaſſen hatte. Würde er regungslos verharren? Gehn, wie er gekommen war? Sein Verſprechen halten?

Er war ein Schuft, wenn er es nicht tat, und ſein eigener ſchlimmſter Feind obendrein, wenn er ſein holdeſtes Glück, ihre vertrauensvolle Liebe beſchützen zu dürfen, zerſtörte.

Mit begierigen Atemzügen ſog er die klare Nachtluft ein, als müßte ihre Flut die Feuersbrunſt ſeiner Tiefe löſchen. Aber im Augenblick, als er ſich weiter aus dem Fenſter beugte, ſtieg aus dem Souterrain ein übler Brodem von Küchendunſt und Spülicht in ſeine Lungen, daß er entſetzt zurückfuhr.

Er machte Licht, und in der Helligkeit über ſeinen Zuſtand blitzartig aufgeklärt, ſtand er einige Augenblicke in Nachdenken. Wer ihn in dieſem Augenblick beobachtet hätte, wäre erſchrocken geweſen über den wüſten Ausdruck ſeines Geſichts.

Aus ſeinem Notizbuch eine leere Seite reißend, wobei eins der Vergißmeinnicht zu Boden fiel, ohne daß er es merkte, ſchrieb er einige Zeilen und drehte das Licht aus.

‚Schwarz!‘ dachte er. ‚Habe mich ſelbſt ausgelöſcht mitſamt meiner Leidenſchaft. Was jetzt kommt, iſt alles hoffnungslos dunkel. Was liegt daran! Verzweiflung gibt einem nicht das Recht, andere mit ins Unglück zu reißen.‘

Er ſteckte den Zettel in eine Spalte von Tinettens Tür und klopfte hart einige Male an. Ohne eine Antwort abzuwarten, ging er die Treppe hinunter.

Auf dem letzten Abſatz aber hielt er inne. Das Automobil hatte eben neue Gäſte gebracht, die, von dem Portier abgefertigt, ſich vor dem Lift zuſammendrängten. Etwas abſeits von ihnen ſtand eine Dame und las, ihm ihr Profil zukehrend, die Namen auf der Fremdentafel.

Im Augenblick, als Wiedemann ſie erkannte, war ſeine erſte Feſtſtellung, daß er ſich noch vor kurzem mit ihr in ſeinen Gedanken beſchäftigt, ſie nicht gerade herbeigewünſcht, aber doch herbeigedacht hatte. Als er ſich nun aber vergewiſſerte, daß nicht irgendeine trügeriſche Ähnlichkeit vorlag, ſondern daß die Dame in der Tat Chriſta war, machte er ſich in wenigen Sekunden den ganzen Zuſammenhang klar, daß ſie offenbar von ſeiner und Tinettens Anweſenheit wußte, daß ſie geſchickt war entweder von ſeiner Frau oder von Tinettens Vater, geſchickt, um von ihm Rechenſchaft zu fordern als die Vertreterin der beleidigten Moral. Und ihm war in dieſem Augenblick zumute, als wenn auf ſeiner Seelenbühne der ſchwarz umhüllte Schmerz verjagt würde von den kreiſchenden Figuren eines grotesken Satyrſpiels.

Während er langſam die Treppe vollends hinunterging, begegneten ſeinem höhniſchen Lächeln Chriſtas Augen — Augen, die ſich nur unnatürlich groß und ſtark öffneten. Sonſt verriet ihr Geſicht, über das Qual, Angſt und tiefe Abſpannung etwas wie eine Maske gelegt hatten, keine Regung. Mit einigen Worten ihre Handtaſche dem Liftjungen übergebend, trat ſie durch den Flur ins Freie, während ihr Blick ihn aufforderte, ihm zu folgen.

„Wo iſt Tinette?“ fragte ſie.

„In ihrem Zimmer. Ich vermute, daß ſie ſich ſchlafen gelegt hat. Aber wollen Sie ſich nicht ſetzen?“

Er ging mit ihr zu einer Bank. Doch nach einigen Schritten blieb Chriſta ſtehen.

„Was haben Sie getan?“

„Darf ich Sie vielleicht fragen, warum Sie uns nachgereist sind? Geschah das etwa auf Veranlassung meiner Frau?“

„Allerdings. Sie wußte sich ja nicht zu helfen. Plötzlich sind Sie fort, ohne eine Zeile zu hinterlassen. Sie wollte schon die Polizei alarmieren.“

„Hat es aber vorgezogen, Sie zu schicken. Da muß ich ja noch dankbar sein.“

„Wie konnten Sie das tun? So Tinettens guten Ruf zu zerstören —“

„Verzeihung!“ unterbrach er sie. „Sie wissen doch wohl, daß Fräulein von Emingen meine Sekretärin ist. Ich bin hierher gefahren, um zu arbeiten, und habe meine Sekretärin mitgenommen.“

„Das ist nicht wahr! Ich weiß ja, wie sich alles verhält.“

„Wenn Sie alles wissen, um so besser. Dann sind meine Erklärungen ja überflüssig.“

Und mit demselben höhnischen Lächeln, das er ihr die ganze Zeit gezeigt hatte, machte Wiedemann eine Verbeugung und verschwand im Garten.

In ihren schlimmsten Befürchtungen hatte Christa sich vorgestellt, der Freund werde sich durch seine schuldbewußte Miene verraten. Was er in Wirklichkeit gezeigt hatte, war aber weit schlimmer. Die Furcht, die bis zu diesem Augenblick vor ihrem Herzen gelauert, hatte jetzt die Pforte weit aufgerissen. Mit dem Gefühl, entweder ein zerbrochenes, unglückliches Wesen mit nach Hause nehmen oder von einer Widerspenstigen sich lossagen zu müssen, klopfte Christa an Tinettens Tür.

„Wer ist denn da?“ klang es zögernd von drinnen.

„Ich bin es, Christa.“

„Tante Christa!!“

Ein heller Schrei. Ein Willkomm der Überraschung und Freude. Ratsch ging es und ritsch. Zwei Arme flogen um Christas Hals, prallten aber zurück, als hätten sie in einen Dornbusch gegriffen.

„Komm doch herein!“ sagte Tinette in sehr kläglichem Ton.

Wie sie dastand, den Mund ratlos ein wenig geöffnet und die Augen so verwundert und betroffen auf das todtraurige Gesicht gerichtet, vollzog sich auf ihren eigenen Zügen der seltsamste Kampf zwischen aufdämmerndem Schuldgefühl und kindlich-trotziger Unschuld, so daß Christa, die in einem Augenblick die Grundlosigkeit ihrer Befürchtungen ahnte, von dieser plötzlichen Erleichterung geradezu wie von einem Schwindel erfaßt kein Wort sagen konnte.

„Hast du schon mit Herrn Wiedemann gesprochen?“ fragte Tinette schließlich. „Du weißt doch, daß ich seine Sekretärin bin.“

„Erzähle mir nur nicht, daß du mit ihm hierher gereist bist, um ihm bei seiner Arbeit zu helfen. Tinette, du hast dich abscheulich benommen. Einem Menschen, der eine wirkliche, große Leidenschaft hat, könnte ich alles verzeihen. Aber so wie du!“

Tinette warf den Kopf zurück, schluckte und rang heftig nach Luft.

„Nun was denn? Du willst doch nicht behaupten, daß du ihn liebst?“

„Doch! Ich liebe ihn. Nicht als Mann. Er steht für mich viel höher. O Tante Christa, ich dachte, gerade du würdest das verstehn.“

Sie warf sich schluchzend aufs Bett und während sie ihr Gesicht zwischen Arm und Kopfkissen verbarg, klang ihr Schluchzen der nun ratlosen Christa wie eine empörte Abwehr gegen alle Anklagen, die sie laut oder unausgesprochen erhoben hatte.

Erst nach und nach gelang es ihr, sie zum Reden zu bringen. Als Tinette Szene für Szene dies Drama zwischen dem alternden Pierrot und der leichtbeschwingten Kolombine wieder abrollen ließ, an dem sie beide Anteil hatten, wie zwei Schauspieler, die so in ihrer Rolle leben, daß sie ihnen zur wirklichen Gestalt und daß aus dem Spiel Wahrheit wird, da entdeckte Christa in Tinettens Empfindungen so viele ihrem eigenen, nun zwar überwundenen Gemütszustand verwandte Züge, daß ihr Groll sich immer mehr besänftigte und sie ihr beinahe verzieh.

Tinette wiederholte Wiedemanns Versicherung, er habe diese Reise unternommen in der Hoffnung, hier Klarheit und Ruhe zur Arbeit zu finden. Und in dem Gefühl, nichts verschweigen zu müssen, erzählte sie auch von ihrer Absicht, ihm ihren Tanz zu zeigen und daß er im letzten Augenblick darauf verzichtet. Das war der Zettel, den er ihr durch die Tür gesteckt hatte.

Mit bewegtem Herzen las Christa diese kurzen Zeilen, die das höhnische Gesicht eines Verführers wieder in das wahre ihres Freundes verwandelten: ‚Du weißt, was ich Dir versprochen habe. Aber ich weiß nicht, ob ich mein Versprechen halten kann. Mein einziger Wunsch ist, daß Du gut an mich denkst. Leb' wohl!‘

Als wäre Christas Herz eine Wage, deren eine Schale sich nur entleerte, damit die andere unter ihrem Gewicht tiefer sank, fühlte sie sich wie unter der Last eines begangenen Unrechts erdrückt, während sie hinunterging, um ihren Freund zu suchen.

Er hatte sich zu der Bank zurückgefunden. Ihm war durchaus nicht so erhaben und er-

leichtert zumute, wie das bei einem Mann, der ſich ſoeben ſelbſt überwunden hat, eigentlich der Fall ſein ſollte. Den Arm auf das übergeſchlagene Knie geſtützt, während ſeine Hand die Augen beſchattete, ſaß er förmlich zuſammengekrümmt vor Schmerz und dunkler Verzweiflung.

Bei ſeinem Anblick regte ſich in Chriſta zugleich mit dem Mitgefühl wieder der Groll gegen die Urheberin dieſes Leids. Nein, ganz verzeihen konnte ſie der leichtſinnigen Tinette nicht.

Da ſie nicht wagte, ihn in dieſem Augenblick anzuſprechen, blieb ſie ſtehen, als er ſie bemerkte und ſich erhob.

„Gut, daß ich Sie noch ſehe. Ich möchte Ihnen nur ſagen, daß dieſe plötzliche Abreiſe natürlich wahnſinnig war. Ich hatte mir die Folgen nicht überlegt.“

„Aber nun iſt ja alles gut,“ erwiderte Chriſta und ließ ſich neben ihm nieder.

„In der Tat, alles gut. Und das alte Lied kann von neuem beginnen.“

Er ſchien in ſeinen alten Zuſtand zurückſinken zu wollen, aber ſich aufraffend, fragte er ſie nochmals, auf welche Weiſe ſie von dieſer Reiſe erfahren habe, und Chriſta erzählte ihm, daß ihr Sohn an ſie telegraphiert habe, ebenſo wie an Tinettens Vater.

„So. Auch der iſt unterrichtet. Dann habe ich nur die eine Bitte, gnädige Frau: ſorgen Sie dafür, daß Tinette unnötige Vorwürfe erſpart bleiben. Sie hat doch wirklich keine Schuld. Wollen Sie das übernehmen?“

„Gewiß. Aber — vor allem hoffe ich, daß Sie darüber wegkommen.“

„Ich —“

Seine Hand machte eine kurze, ungeduldige Bewegung, die ungefähr wirkte, als wenn er die Aſche von ſeiner Zigarre abſtieße. „Man muß ſich nur nicht ſo wichtig nehmen.“

„Nein!“ erwiderte Chriſta heftig. „Ihr ganzer Fehler war ja, daß Sie ſich nicht wichtig genug nahmen. Ach, wenn ich doch nur Worte zur Verfügung hätte wie Sie. Ich habe ſoviel auf dem Herzen, was ich Ihnen ſagen möchte.“

„So ſprechen Sie doch!“

„Ich habe ſo oft an den Beginn unſerer Freundſchaft zurückdenken müſſen, als Sie mir geholfen haben, mit der Vergangenheit fertig zu werden. Von dem Tage an, das muß ich Ihnen einmal ſagen, habe ich immer einen neuen Lebensabſchnitt datiert. Nun wäre ja die Gelegenheit gekommen, Ihnen den Freundſchaftsdienſt zu vergelten. Aber“ — Chriſta holte tief Atem und fuhr mit einem ganz leiſen Lächeln in der Stimme fort — „wiſſen Sie, wie ich mir vorkomme? Wie ein kleiner Dorfbader, den ein großer Arzt wegen ſeiner Krankheit konſultiert. Was kann der arme Dorfbader nur ſagen? Nichts als: Lieber, großer, weiſer Mann, Sie wiſſen ja über Ihre Krankheit zehnmal beſſer Beſcheid als ich und kennen auch die Mittel, um ſich zu kurieren. Oskar, Sie hätten ſich ja niemals an dieſe unſinnige Leidenſchaft ſo verlieren können, wenn Sie ſich nicht vorher ſelbſt verloren hätten. Sie waren krank. Ihr ſelbſtmörderiſches Leben in Berlin hat Sie krank gemacht.“

„Was wiſſen Sie von meinem Leben?“

„Klaus hat mir davon geſchrieben, und Ihre Frau mir ſo mancherlei erzählt. Sie werden ſagen: ‚Ich muß leben, und mit meiner Kunſt verdiene ich nichts.‘ Schön! Kein Menſch könnte Ihnen einen Vorwurf daraus machen, wenn Sie dann und wann einen Film ſchrieben. Gebt dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt. Aber Sie haben ihm Ihren ganzen Menſchen ausgeliefert und den Dichter in ſich zum Teufel gejagt. Auf Ihre beſte Kraft haben Sie verzichtet. Wenn Tinettens kleines Herz jetzt glüht, für wen glüht es denn? Für dasſelbe in Ihnen, was auch mich gewonnen hat und womit Sie die Menſchen bezwingen werden, wenn Sie nur wollen. Werden Sie doch wieder Sie ſelbſt! Glauben Sie an ſich und haben Sie Geduld! Einmal wird auch Ihr Tag kommen.“

Wiedemann war ans Fenſter getreten, blickte hinaus. Als er ſich endlich umwandte, zeigte er ein tief verfallenes Geſicht.

„Sehr ſchön das alles — aber es kommt zu ſpät. Wenn ich ſelbſt auch auf alles verzichten könnte, meine Frau und meine Kinder können ſich nicht mehr in ihr altes Daſein zurückfinden.“

„Wie wenig Sie die kennen! Ich bin wirklich nicht mit ſehr guten Gefühlen zu Ihrer Frau gekommen. Aber wie ſie ſich in dieſer Kataſtrophe benommen hat, das zeigte mir ihr gütiges Herz. Nicht ein Vorwurf gegen Sie. Nur Beſorgnis für Ihr Wohl. Und ſie hat mir ausdrücklich aufgetragen, Sie ſollten ſich ihretwegen keine Sorgen machen. Wenn Sie glauben, daß Ihnen die Einſamkeit gut tut und daß Sie hier arbeiten können, ſollen Sie hier bleiben, ſolange Sie wollen. Sie würde ſich mit den Kindern ſchon durchſchlagen.“

Das war der Abſchied geweſen. Der Abſchied auch von Tinette. Denn am nächſten Morgen reiſte ſie mit Chriſta ab.

Es hatte angefangen zu regnen. Die blauen Höhenzüge waren nebelhaft geſchloſſen, grüne Kälte hauchte aus den Tannen und drang in Wiedemanns Zimmer.

Das Auto, das die Gäſte zum Bahnhof

befördern sollte, hielt schon auf der Straße. Einige Gäste standen im Schutz ihrer Regenschirme davor und sahen zu, wie die Plane über das aufgestapelte Gepäck gebreitet wurde. Andere waren bereits eingestiegen. Unter diesen befand sich wohl auch Tinette. Durch die beschlagenen Scheiben ließ sich nichts erkennen, und ihr schien an einem letzten Abschiedsblick nichts zu liegen. ‚Wer weiß, wie bald sie mich vergessen hat,‘ dachte Wiedemann bitter. ‚Wer weiß, ob das, was sie jetzt für mich empfindet, nicht vielleicht nur Groll ist, wegen des Ungemachs, dem sie um meinetwillen ausgesetzt ist.‘

Da wurde die Tür geöffnet, fast lautlos, so daß er es nicht hörte. Erst als Tinette leise seinen Namen rief, wandte er sich rasch um, mit einem Ausdruck zwischen Schmerz und jäher Hoffnung.

Sie hauchte einen Kuß auf seinen Mund.

„Hab' Dank für alles, Oskar, und denke gut an mich, wie ich an dich.“

Er hatte ihre Hand ergriffen, umspannte sie mit wildem Krampf, und es konnte wohl einen Augenblick so scheinen, als wenn nur dieser furchtbare Druck ihrem blassen Gesicht Tränen entpreßte. Aber noch ehe die Umklammerung nachgelassen hatte, wurde die leise Zerrung ihrer Züge von Lächeln überglänzt, und während sie die Hand seinem Herzen näherte, flüsterte sie: „Nicht so — da halt mich fest!“

*

Es war ein sehr schweigsames Paar, das der Zug zurücktrug. Längst hatte sich der schwingende Rhythmus der Höhenzüge im märkischen Flachland verlaufen, und schon tauchten die zahnstocherähnlichen Kiefern der Umgegend Berlins auf, als Christa sich endlich entschloß, die gedankenbeladene Stille zu unterbrechen.

„Nachdem ich den Brief von Klaus erhalten hatte, ich möchte sofort herkommen, habe ich auch an deinen Vater telegraphiert,“ sagte sie zu Tinette. „Ich habe ihn noch kurz gesprochen. Er ist“ — Christa hatte sich verschluckt und mußte sich räuspern — „in Begleitung von Fräulein von Hüneberg.“

„Von Tante Regina,“ sagte Tinette sanft.

„Er sagte mir, daß er recht krank gewesen ist und daß Tante — Fräulein von Hüneberg ihn so ausgezeichnet gepflegt hat und daß sie — daß er — sich entschlossen hat“ — schon wieder hatte Christa sich verschluckt, und es war nur ein recht kläglicher Rest von Stimme, womit sie fortfuhr — „daß er sich entschlossen hat, nochmals zu heiraten.“

„Tante Regina?“

„Ja.“

„Das habe ich mir schon gedacht. Ich glaube, sie paßt ganz gut für ihn,“ sagte Tinette sanft.

Auf dem Bahnhof wurden die beiden von Frau Wiedemann, Helmut und Klaus erwartet. Etwas abseits von dieser Gruppe stand eine andere: Herr von Emingen, elegant wie immer, wenn auch etwas abgemagert, doch ungebeugt, schlank und gerade wie ein Pfeil. Aber der schlankste Pfeil wirkt ein wenig unscheinbar, wenn er sich an ein Kanonenrohr lehnt. Und dieses schwarze Kanonenrohr war Fräulein von Hüneberg.

Mit einer instinktiven Bewegung war Tinette auf Klaus zugeeilt, aber ehe sie dessen Hand ergreifen konnte, hatte Tante Regina die ihre erfaßt, zwängte sie in den Schraubstock ihres Arms und sagte: „Nun komm mal mit mir!“

Die beiden gingen voran, Christa folgte mit Frau Wiedemann und dem Kammerherrn, und Helmut und Klaus machten den Schluß.

Christa gab ihren so ungleichen Zuhörern wahrheitsgetreuen Bericht, nur von dem geplanten Tanz erzählte sie nichts. Wiedemann hatte sich ihr so rückhaltlos enthüllt, daß sie glaubte, ihn schonen zu müssen, aber sie wollte auch den beiden nicht unnötig wehe tun. Diese begleiteten ihre Erzählung hin und wieder mit einer Zwischenbemerkung, die aber, wohl mit Rücksicht auf die Gegenpartei, so leise ausfiel, daß Christa keine Notiz davon nahm. Als sie geendet hatte, tat der Kammerherr einen tiefen Seufzer und sagte: „Also noch einmal mit einem blauen Auge davongekommen! Gott sei Dank! Aber was für Gefahren die jungen Mädchen in diesem heillosen Berlin ausgesetzt sind! Wir nehmen Tinette jetzt mit nach Hause und lassen sie nicht aus den Augen, damit ihr so was nicht wieder passiert.“

„Sehr richtig!“ sagte Frau Wiedemann. „Es ist das einzige Mittel, um zu verhüten, daß Ihre Tochter wieder solches Unheil anrichtet.“

Man trennte sich. Christa begab sich mit Klaus zu ihrem Hotel.

Sie wußte, nun stand ihr das Schwerste bevor. Und ihr im Sohn getroffenes Mutterherz grollte wieder zornig auf. Sie konnte Tinette alles verzeihen, aber was das leichtsinnige Mädchen in ihrem Sohn zerbrochen hatte, das verzieh sie ihr nicht.

Während sie nach Worten suchte, die möglichst schonend an seine Wunde rührten, kam Klaus ihr zuvor: „Wie hat sich der Schuft denn herausgeredet?“

„Nein,“ sagte seine Mutter, „so darfst du

die Sache nicht anſehen, und dies Wort verdient Wiedemann wirklich nicht."

Sie verſuchte ihm alles zu erklären und fühlte doch, wie ihre Worte an ſeinem empörten Herzen abprallten.

Schließlich ſagte ſie: „Ich möchte Tinette nicht unrecht tun. Sie iſt noch ſo jung, und es wird ihr hoffentlich eine Lehre ſein. Aber ſo reizend ſie iſt und ſo ſicher ihr Urteil in allen kleinen Äußerlichkeiten, in dem einen, was für die Frau entſcheidend iſt, hat ſie verſagt. Es fehlt ihr doch wohl an Herzenstiefe. Sonſt hätte ihr Gefühl für dich ſie vor dieſem Spiel bewahren müſſen. Es iſt ein großer Schmerz für dich, Klaus. Aber du wirſt drüber wegkommen."

Er ſchwieg, ſtarrte hartäugig in irgendwelche Fernen. Sie hatten das Hotel erreicht. Klaus reichte ihr ſeine Hand, die ſeine Mutter umſchmiegt hielt, während ihr banger Blick ihn um eine Antwort bat.

„Ich hab' zu viel andere Sorgen, um mich mit Liebeskummer abzugeben," ſagte er endlich.

Sie ſchüttelte leiſe den Kopf. „Nicht ſo, mein Junge. Nicht dich verhärten! Gib deinem Schmerz ſein Recht."

Sie zog ihn an ſich, ihr Mund lag lindernd auf ſeiner heißen Stirn, doch zugleich fühlte ſie, wie kein noch ſo inbrünſtiger Wunſch ihm das Schwere abnehmen konnte. Aber ſie erinnerte ſich auch, wie ſeine ſtille Gegenwart einſt ihr zum Troſt geworden war. Die ſchon beſchloſſene Abreiſe umſtoßend, ſagte ſie: „Ich bleibe noch eine Woche. Wir müſſen oft zuſammen ſein. Wenn du willſt, hole ich dich morgen von Borſig ab."

Klaus ging. Zu Hauſe warf er ſich ins Bett. Schlafen! Morgen mußte er friſch ſein. Aber die Nacht war drückend ſchwül, und brennender als die trockene Glut war das Brennen in ſeinem Herzen. Er mußte ſich immer wieder erheben und von dem lauen Waſſer trinken, das doch nicht kühlte. Daß es ſolche Schmerzen gab! So würgendes Leid, ſo tobenden Haß! Im Morgengrauen ſprang er aufs Rad. Er hatte ſich um zehn Minuten verſpätet.

Wie die Lenkſtange knirſchte und nicht parierte! Wie die Pedale widerſtrebten! Als ſäße noch jemand anders auf der Maſchine. Wenn er ihm doch einmal begegnete! Dieſem Schuft mit grauen Haaren. Jedem hätte Klaus verziehen, aber ihm nicht.

Da kam ihm im ſchnellſten Tempo ein Radfahrer entgegen. In ſeinem gewitterdunklen Zorn, der Anprall, Entladung, Streit begehrte, dachte Klaus: ‚Warum fährt der Kerl auf der falſchen Seite? Ich weiche ihm nicht aus. Und wenn wir in Stücke fliegen.'

Sie raſten einander entgegen wie zwei Züge auf demſelben Gleis.

Aber im letzten Augenblick bog der andere haarſcharf um einen den Fußweg abgrenzenden Baum und ſchrie Klaus an: „Fahren Sie Eſel doch rechts!"

Das wirkte wie ein Fauſtſchlag in das Geſicht eines Träumenden. ‚Bin ich des Teufels? Ich will nicht mehr dran denken,' ſagte Klaus ſich. ‚Weder an ihn noch an Tinette.'

Schwere Arbeit an dieſem Morgen in der Gießerei. Klaus mußte abſchlacken helfen. Glühender Schwaden wehte ihn erſtickend an aus dem in Weißgluthitze brodelnden Eiſen und konnte doch die giftig glühende Lohe, die Schmerz und Haß aus ſeinem Herzen aufdampfen ließen, nicht erſticken. ‚Zum Teufel mit euch!' dachte Klaus und fühlte ſich erleichtert, wenn er mit ſeiner Stange die feurigen Schlackenkruſten aus der Pfanne ſtieß.

Dann beorderte der Vorarbeiter ihn, die Drahtzüge eines Laufkranes zu bedienen, der die mit dem kochenden Eiſen gefüllte Gießpfanne von dem Keſſel in einen Nebenraum der Gießerei nach den zu füllenden Formkäſten trug. Schon hatte Klaus den Kran dorthin dirigiert und ſein Arbeitskollege am Handrad hatte einen der Formkäſten ausgegoſſen, als Klaus aus den ſpritzenden Sternen das Geſicht Tinettens hervorlächeln ſah.

War es ein unglücklicher Zufall, war es ſeine Schuld: in dieſem Augenblick ſtieß die Pfanne gegen einen Formkaſtenſtachel und etwas von ihrem Inhalt ſchwappte über. Sofort ſprühte, ziſchend und kniſternd, ein Schwarm weißglühender Sterne vom Boden auf, wie der Sternenregen aus einer platzenden Rakete.

Der Arbeiter am Formkaſten, den ein Funke verletzt haben mochte, ſprang ſchreiend zurück, der andere ließ das Handrad fahren, und im erſten Schreck rannte auch Klaus den beiden nach.

Die Kette, nicht mehr gehalten, ſchnurrte ab, und während die Pfanne ſich langſam vornüber neigte, ſtreckte ſich aus ihrer Schnauze etwas wie eine Feuerzunge aus einem glühenden Maul, die immer länger und dicker wurde und ſich als praſſelnder Strahl auf den Boden ergoß. Knatternde, knallende Blitze, Garben von Funken, die grelles Flammenlicht verbreiten, Durcheinanderſchreien der geflüchteten Arbeiter — am Boden die kriechende Schlange, die immer mehr Köpfe bekommt, die jetzt an-

ſchwillt zum purpurn glühenden Polypen — alle fühlen, wenn die Pfanne ganz umkippt, ſind wir verloren, aber keiner wagt, den vielleicht nur wenige Augenblicke ſchützenden Platz zu verlaſſen — da ſpringt Klaus durch Lohe, Glut und Feuergarben ans Rad und beginnt, es rückwärtszudrehen. Eiſen tropft ihm auf Nacken, Kopf und Arme, verbrennt ſeine Kleider, dringt in ſein Fleiſch. Wütende Schmerzen, heilende Schmerzen! Weiße Sterne umſprühen ihn, jeder Stern Tinette — verziſcht, verloht. Klaus dreht, dreht immer ſchneller — mit jeder Armſchwingung ſchwingt ein Wille: ‚Nicht mehr dran denken! — Meine Aufgabe — mein Ziel! — Tempo! — Tempo! — Tempo!‘ — Mit wahnſinniger Kraft dreht er, ein Brennender er ſelbſt. Da fällt ihm ein Arbeiter in den Arm: „Menſch, det haſte jut jemacht! Menſch, det hätte vielleicht wat jeben können!“

Von allen Seiten waren Arbeiter herbeigelaufen, welche riſſen ihm die rauchende Jacke herunter, welche ſchüttelten ihm die Hände. Einer ſagte: „Junge, haſt du dir aber die Tapete anjegokelt! Loof man ſchnell zum Sanitäter.“

Davon wollte Klaus nichts wiſſen, meinte, nun könne die Arbeit weitergehn, aber ein Ingenieur brachte ihn zum Sanitäter, der nach kurzer Beſichtigung riet, er ſolle ſich lieber im Krankenhaus verbinden laſſen.

*

Nach ſeinem kurzen Gaſtſpiel im Berliner Weſten war Alfred in einer Straße des fernen Nordens gelandet und trottete noch immer durch die Nacht. Stunde um Stunde trottete er. Windſtöße und Regengüſſe verrichteten gleichmäßig ihre Arbeit, durchweichten, durchſchauerten ihn, bliſen ein Licht nach dem andern in ſeinem Innern aus, zerhackten, zerfetzten ſeine Eleganz, machten ihn dem lumpigſten Bewohner dieſes Armeleutviertels immer ähnlicher, aber gänzlich vernichten konnten ſie ihn nicht, denn Alfred gehörte zu den Menſchen, die hinter ihren großen Dummheiten immer noch ein bißchen Schlauheit in Reſerve haben. Und gerade jetzt geiſterte um das verbiſſene Geſicht dieſes Traumwandlers auf der Elendſtraße ſo etwas wie ein pfiffiges Lächeln. Er hatte nämlich die gute Idee gehabt, Überzieher, Smoking und Lackſchuhe auszuziehn und in einem Bündelchen unter den Arm zu nehmen. Was machte es ihm aus, daß ſein klapperndes Gebein dem Unwetter preisgegeben war? Faſſade gerettet, alles gerettet! Er fror allerdings zum Gotterbarmen. Denn nun war er auf freiem Felde angelangt, ſtand auf dem Bahnſteig, vor einer Lokomotive. Sie ſchnaufte und keuchte in abfahrtbereiter Ungeduld. Ein Zug — was lag da näher, als heimzufahren zu Vater und Mutter? Wenn er nur ein Billett gehabt hätte! Aber Tinette rannte ja ſchon nach dem Fahrkartenſchalter. Warum kam ſie nur nicht zurück? Immer ungeduldiger ſchnaufte und keuchte das Ungetüm. Er mußte es mit ſeiner ganzen Willenskraft, mit dem übermenſchlichen Aufgebot von Energie aufhalten. Es läutete, Schaffner ſchrien, Leute rannten, da raſſelten die Räder — und er wachte auf.

Eine ganze Weile mußte er ſich beſinnen, ehe ihm zum Bewußtſein kam, daß er in ſeinem Bett lag und daß nicht die Räder einer Lokomotive raſſelten, ſondern ſeine eigenen Knochen. Sie klapperten wie die Würfel in einem Knobelbecher, und er war ſo klamm und kalt, daß er in dieſem Leben beſtimmt nicht wieder auftauen würde. Aber wann denn wohl?

Doch ehe er dieſe Frage beantworten konnte, ſtand er ſchon wieder in einer neuen, ſchwierigen Unternehmung. Es war unglaublich, was alles in dieſer Nacht von ihm verlangt wurde, und kein Wunder, daß er am nächſten Morgen ganz vergeblich zu erraten verſuchte, wem dieſe doch nicht unbekannte Stimme gehörte und was ſie von ihm wollte.

Endlich ſchien ihm ſo, als wenn die zerfließende Erſcheinung ſeine Wirtin ſei, und gleichzeitig fiel ihm ein, daß er ihr etwas ſehr Wichtiges und Erfreuliches mitzuteilen habe. Er wußte genau was, nur ſaß es etwas verſteckt, trieb ſich irgendwo im Umkreis ſeines Gehirns herum. Aber ſchließlich hatte er es doch gehaſcht und rief: „Brieftaſche!“

„Was?“ fragte das über ihn gebeugte Geſicht.

„Brieftaſche!“ ſchrie er aus Leibeskräften.

„Sprechen Sie doch deutlich. Ihr Flüſtern kann man ja nicht verſtehn,“ murrte die alte Frau. „Na, Ihren neuen Anzug haben Sie ja nett zugerichtet. — Hier iſt die Brieftaſche.“

Alfred fingerte damit herum, hatte aber das Gefühl, ein zweites Paar Hände nötig zu haben, um ſeine zu gebrauchen. Dann war die Taſche unverſehens auf, er ſchüttete den ganzen Haufen Geld heraus.

Die Wirtin machte jedoch durchaus nicht den erwarteten Freudenſprung, ſondern ſchrie: „Was ſoll ich denn damit? Das ſind ja lauter Pfandſcheine! Schämen Sie ſich was. Ein beſſerer Herr wollen Sie ſein? Sie ſind ja total betrunken.“

Das rauchende Chemnitz. Gemälde von Alfred Kunze

Da Alfred bereits wieder in einer dringlichen Angelegenheit abberufen war, traf dieser Entrüstungsausbruch ihn nicht.

Die Wirtin wogte hinaus, wollte die Tür zuschmettern, fing im letzten Augenblick die Klinke aber noch auf und schloß sie ganz manierlich. Doch in der Küche ließ sie sich krachend auf einen Stuhl fallen und schlug die Hände über ihrem gewölbten Schoß zusammen. „Lore, sei froh, det du keene Stuben vermietest. Da lernt man die Menschheit kennen!“ rief sie.

„Raus mit der Maus!“ antwortete Lore.

„Lore, weißt du wohl noch, der Herr Pracht? Ach, was waren das für Zeiten!“

Ja, der Herr Pracht, ihr erster Mieter! Was war das für ein Mann gewesen! Ein solider, gediegener Mann. Ein historischer Mann, wie er sagte. Der letzte Maurer von Berlin. Achtzig Millionen Wochenverdienst, und ein pünktlicher Zahler. Wenn er sich nur nicht immer mit den Stiefeln aufs Sofa gelegt hätte! Aber das war nun mal seine gottgewollte Eigenart. Von früh bis spät kletterte er in Holzpantinen Leiter rauf, Leiter ab. Gewichste Schuhe bedeuteten für ihn Feierabendglanz. Er trennte sich nicht davon. — „Wir wollen doch keine Redensarten machen, Frau Raufeisen, am Ersten ziehe ich,“ hatte er gesagt.

Ein Nachfolger kam: still, bescheiden, ein bißchen durchsichtig, was vielleicht mit seinem Glaserberuf zusammenhing, aber sonst hochanständig. Nach einem Vierteljahr hatte er gekündigt, da ihn seine Kasse in ein Erholungsheim schickte, und von dort geschrieben: weil's ihm so gut gefallen hätte, wollte er gleiches mit gleichem vergelten und riete, das Zimmer ein bißchen desinfizieren zu lassen, er sei nämlich tuberkulös. In ihrer Bazillenangst hatte Frau Raufeisen nicht schlecht geräuchert und die Wände neu tapezieren lassen.

Dann saß ein neuer Mieter darin, ein Friseurgehilfe. Tuberkulös war er nicht, das merkte man an seinem Organ. Anfangs hatte Frau Raufeisen geglaubt, er empfinge Mädelbesuch. Aber das Geschnatter kam nur daher, weil er in seinem Theaterverein „Terpsichore“ die Hauptrollen spielte und die seiner Partnerinnen gleich dazu übte. War das ein Lärm gewesen! Lore hatte sich heiser geschrien, um dagegen aufzukommen. Im Herbst war der Windhund mit der Miete im Rückstand geblieben und eines Tages verschwunden, unter Hinterlassung eines Zettels. Frau Raufeisen hatte den Wisch nicht angerührt, so gemein und unanständig war sein Inhalt. Worte in fremder Sprache standen darauf: „Lex mihi ars!“ Sie wußte schon Bescheid. O Gott, wenn sie den nichtsnutzigen Lümmel doch einmal erwischte!

Nach all diesen trüben Erfahrungen nun der Maler. Anfangs war alles gut gegangen, aber dann hatte auch er die Mieterkrankheit bekommen und das Bezahlen vergessen. Und nun kam er auch noch betrunken nach Haus. Sobald er nüchtern war, mußte er 'raus. Aber dieser Zustand trat nicht ein, heute wenigstens nicht. Nachts wachte Frau Raufeisen auf und dachte, was denn das sei? Bellte ein Hund? Als der Lärm sich gar nicht legen wollte, ging sie an ihres Mieters Tür, und da sah sie die Bescherung. Der junge Mann lag mit feuerrotem Kopf im Bett und hustete und röchelte, als wollte er in Stücke springen. Was blieb der armen Frau übrig, als ihm einen nassen Wickel zu machen und Fliedertee zu kochen?

Es kamen fürchterliche Tage für die Witwe Raufeisen.

Alle Augenblicke wollte er aus dem Bett, beschimpfte und bedrohte sie, verlangte von ihr Geld, dann wieder nannte er sie „Mama“ und erzählte ihr im Flüsterton die unheimlichsten Dinge. Dabei hustete er und rang nach Luft — nein, das konnte nicht gut gehn, das hielt die stärkste Lunge nicht aus.

Aber gerade, als er es am tollsten trieb und sie dachte, nun würde er abschnappen, gerade da besann Alfred sich und wurde ganz artig und still.

Für den jungen Mann kamen nun sehr merkwürdige Tage. Nach den herkulischen Anstrengungen der letzten Zeit war sein Hirn gänzlich erschöpft und leer. Was an Gedanken und Erinnerungen noch vorhanden war, erreichte kaum die Stärke des schwachen Duftes, der einem sauber gereinigten Kochtopf anhaftet. Er mußte einfach wieder von vorn anfangen, befand sich sozusagen im Babyzustand.

Jeden Morgen wachte er mit schrecklicher Ungeduld auf und konstatierte, daß es noch nicht sieben Uhr sei. Solange mußte er warten. Sobald es aber nur eine Minute drüber war, begann er mit leiser Stimme zu rufen: „Frau Raufeisen! — Ach, Frau Raufeisen! — Liebe Frau Raufeisen, Sie vergessen mich doch nicht?“

Es wurde höchstens einmal fünf Minuten über sieben, bis die Witwe erschien, mit einem großen Teller voll Grießbrei. Dann nahm sein Gesicht einen sehr wenig geistvollen Ausdruck an, und er sperrte den Schnabel auf wie ein hungriger Spatz.

Danach mußte er bis zehn warten und dann bis zwölf und so fort, indem der Tag wieder seine regelmäßige Ordnung hatte, zu beider großer Zufriedenheit.

Eines Morgens aber erſchien der junge Menſch in der Küche, ſtand da, gegen die Wand gelehnt, nackibeinig, krumm, hager und langhaarig wie Johannes der Täufer in der Wüſte.

„Raus!“ ſchrie Lore. „Raus mit der Maus!“

Frau Raufeiſen war nicht wenig erſchrocken, da ſie dachte, jetzt finge das Phantaſieren wieder an. Aber Alfred bat nur, die Küchenwage benutzen zu dürfen. Er wollte ſehen, wieviel von ihm noch übrig ſei. Mit Hilfe der Witwe konſtatierte er, daß es immerhin noch 46 Kilo waren. Dann wurde er ins Bett zurückſpediert.

Einige Tage darauf gab es eine neue Überraſchung. Alfred hatte aus ſeinem Schrank ſeine guten Anzüge, Hemden, Lackſchuhe und was er ſonſt noch an Veräußerungsfähigem beſaß, hervorgekramt und bat ſeine Wirtin, „den ganzen Schwung“ zu verkaufen. Ein paar Groſchen kämen immerhin heraus.

„Na,“ ſagte ſie, „das wollen wir doch lieber bleiben laſſen. Es wäre ja das erſtemal, daß ich ſolche Wege gehe. Sie werden es ſchon noch in Richtigkeit bringen.“ Und da fing dieſer große Menſch an zu weinen, weinte in ſeinen langen Bart, wie ein Kind. Frau Raufeiſen verzog ſich ſchleunigſt in die Küche.

„Raus!“ ſchrie Lore. „Raus mit der Maus!“

„Ne, ne. Nun nich mehr!“ antwortete die Witwe.

Nach einiger Zeit erſchien Alfred wieder, diesmal raſiert und ordentlich angezogen, und fragte ſeine Wirtin, ob ſie nicht etwas zu leſen hätte, ganz egal was, aber ſein leeres Hirn verlangte nach Futter.

Mit Frau Raufeiſens geiſtigem Speiſeſchrank war es nicht gerade zum Beſten beſtellt. Immerhin beſaß ſie einige Bände der „Bibliothek des Lebens und des Wiſſens“, und in der nächſten Zeit informierte Alfred ſich über Termitenbauten, intereſſante Fälle von Scheintod und dergleichen.

Aber es genügte auf die Dauer nicht, er ſtöberte weiter, und da er nichts Beſſeres fand, holte er die alten Schulbücher der Witwe hervor, darunter auch ein Religionsgeſchichtsbuch. Es war vielleicht nicht gerade Erbauung im Sinn der „ernſten Bibelforſcher“, die ihm dieſe Lektüre bot, immerhin, wenn er nach dem Leſen den Kopf zurückſinken ließ, konſtatierte er, es ſei verdammt gute Literatur.

Frau Raufeiſen hatte nach langem Suchen ein grobgemahlenes Landbrot nach Art des früheren Kommißbrotes für ihn entdeckt, von dem er unzählige dick beſtrichene Schnitten — nach ſeiner Überzeugung war es unverfälſchte Butter, womit ſie beſtrichen waren — in ſeinen ewig leeren Magen hinunterrutſchen ließ. Und ebenſo köſtlich wie dieſes Brot ſchmeckten ihm die alten Weisheiten der bibliſchen Geſchichte.

So wurde denn mit Hilfe dieſer kernigen Nahrung nach und nach wieder ein Menſch aus Alfred, und es war vielleicht nicht weiter verwunderlich, daß er ein ziemlich neuer Menſch wurde.

Eines Tages ging er auch wieder ſpazieren. Sein Ziel war nicht weit. Auf der andern Seite der Straße lag in einem Keller die Werkſtatt des Meiſters Hendrich: „Feine Herrengarderoben.“

Alfred hatte da Beziehungen. Herr Hendrich war ein Verwandter der Frau Raufeiſen. Seine Tochter kam manchmal ihre Tante beſuchen. Durch ihre Reden wußte er, daß die Saiſon wieder im Gange war. Der Vater arbeitete fünf Tage in der Woche als Zuſchneider in einem Konfektionshaus. Seine Privatkundſchaft mußte ſich gedulden. „Die Reparaturen liegen bergehoch, wir wiſſen uns nicht zu laſſen,“ hatte die Tochter erzählt.

Der Meiſter, ein kahlköpfiger, unterſetzter Mann mit einem Kartoffelbauch, hockte auf ſeinem Tiſch und trennte gerade einen alten Überzieher auf. Seine noch korpulentere Tochter ſaß an der Nähmaſchine.

„Tag,“ ſagte Alfred. „Das Geſchäft ſcheint ja zu gehen.“

„Na ja, was wünſchen Sie denn?“

„Ich wollte mal fragen, ob Sie mich nicht beſchäftigen könnten. Ich bin nämlich gelernter Schneider. Tag!“ nickte er der Tochter zu. „Wir kennen uns ja ſchon von Frau Raufeiſen. — Bei der wohne ich nämlich. Ich war ein bißchen krank, aber nun geht's wieder.“

„So?“ brummte der Meiſter und warf ihm einen kleinen Blick zu, ohne ſeine Arbeit zu unterbrechen.

„Das Dumme iſt nur, daß ich kein Arbeitsbuch habe,“ ſchwatzte Alfred weiter.

„Das müſſen Sie mit Ihren Arbeitskollegen abmachen. Mir wäre das egal.“

„Vielleicht könnten Sie mich probeweiſe ein paar Tage beſchäftigen.“

„Ob Sie was verſtehen, das ſehe ich ſchon nach einer Stunde.“

„Wollen Sie's mal probieren?“

Der Meiſter wechſelte einen Blick mit ſeiner Tochter, die beifällig mit einem Auge ihn und mit dem andern Alfred anſah.

„Na ja, Sie können hier ja mal die Heftfäden herausziehen.“

Nachdem das geſchehen war, mußte Alfred Futter ſtaffieren. Darüber wurde es Mittag, und im Handumdrehn war es Feierabend geworden. Der Meiſter ſagte, wenn Alfred Luſt hätte, könnte er morgen früh ein paar Stunden wiederkommen, aber durch die Wohnung, weil Sonntag war.

So hatte denn Alfreds haltloſes Lebensſchiff auf einmal Ballaſt bekommen und ging in ruhiger Fahrt. An jedem Wochenende ſetzte er ſich mit der Witwe Raufeiſen zuſammen und zahlte von den unzähligen Poſten, die ſie in einem Schulheft für ihn zuſammengeſchrieben hatte, ihr eine oder auch zwei Kolonnen ab.

„Es wird immer weniger," ſagte er.

„Bald hat es ſeine Richtigkeit," beſtätigte die Witwe.

Und beide freuten ſich.

Ja, dieſer ſo verwöhnte und hochbegabte junge Menſch, vor noch nicht allzulanger Zeit die Hoffnung der jungen Künſtlerſchaft, der geglaubt hatte, Berlin mit einem Handſtreich zu erobern und über Nacht ein berühmter Mann zu werden, ließ jetzt ſeinen Ehrgeiz ſich damit begnügen, Läpperſchulden abzuarbeiten. So tief war er geſunken, hatte alle Bedürfniſſe ſeines verfeinerten Geſchmacks, überhaupt alle Maßſtäbe menſchlichen Strebens ſo gänzlich vergeſſen, daß er ſeine Tage in dieſer muffigen Werkſtatt verbrachte und nicht einmal aufbegehrte.

Völlig verſchwunden freilich war ihm ſeine Vergangenheit nicht. Sie lag hinter ihm wie ein ſehr lebhafter und deutlicher Traum, wie ein Traum voll abſcheulicher Bilder, denen er fahl und finſter entgegenſtarrte, aber auch mit manchen liebkoſenden Erinnerungen, bei deren Nahen er ſo zärtlich lächelte, daß das dicke Mädchen an ihrer Nähmaſchine jedesmal furchtbar zu ſchielen begann.

Und wenn er in einer Art monomaniſchen Eigenſinns ſich darauf verſteift hatte, mit Hilfe von Nadel und Zwirn das Konto Raufeiſen zu begleichen und den armen Schneidergeſellen zu ſpielen: ſo kamen immer wieder Augenblicke, wo ihm ſein jetziger Zuſtand wie ein Traum, wie ein Spiel zu eigener Kurzweil erſchien, das er nach Belieben endigen könnte, wie ſein Kollege Aladin, durch eine einzige Geſte, ein kleines Telegramm. Und manchmal bei den Wutausbrüchen des Meiſters und den Zärtlichkeitsanfällen der Tochter ſchüttelte ihn die Ungeduld, und er mußte dieſe Vorſtellung zu Hilfe rufen, um ſeine Ruhe wieder zu gewinnen.

Zehn Worte — und dieſer ganze Kellerſpuk hatte ein Ende. Er ſchrieb es nie, dies Telegramm. Hatte er deshalb ſoviel Schweres durchgemacht, um kurz vor dem Ende zuſammenzuklappen? Das Ende — das war nun nicht mehr ein Sieg über ſeine Eltern, ſondern ein Sieg ſchlechthin, der Sieg eines Menſchen, der die Suppe, die er ſich eingebrockt hatte, auch auseſſen will.

Wenn er aber jetzt ſeine Eltern zu Hilfe herbeirief, verdarb er ſich dann nicht die vielleicht ſchönſte, überraſchendſte und komiſchſte Szene ſeines ganzen Lebens? Ausfindig machen würden ſie ja einmal ſeinen Aufenthalt und wahrſcheinlich ſchon in der nächſten Zeit, da ſie erfahren haben mußten, daß er in Berlin ſteckte. Ja, in den letzten Tagen plagte ihn ſogar etwas wie Unruhe, ſie könnten vielleicht zu früh auftauchen. Er war nämlich dabei, ſich eigenhändig einen Anzug zu ſchneidern und wünſchte — wie es in der Sprache ſeiner augenblicklichen Umgebung hieß — neu eingekluftet vor ſeinen Eltern zu erſcheinen.

Immer wieder malte er ſich die Szene aus, wie ſein alter Herr plötzlich in der Werkſtatt ſtand: den Ausdruck auf ſeinem gelben, zerknitterten Geſicht, dieſen Ausdruck völliger Faſſungsloſigkeit einige Sekunden lang. Aber hinterher würde er etwas Stolz und Genugtuung doch wohl nicht ganz verbergen können.

Alfred hatte auch die paſſenden Begrüßungsworte ſchon auf der Zunge: „Na Papa, das hätteſt du dir auch nicht träumen laſſen? Was ſagſt du zu der Konkurrenz?"

Oder: „Tag, willſt du dir einen neuen Anzug anmeſſen laſſen? Kannſt du ruhig tun. Wir ſind hier ganz auf der Höhe. Iſt übrigens ein Kollege von dir, der Herr Hendrich. Auch ein ehemaliger Uniformſchneider."

Nun — wahrſcheinlich würden dieſe hübſchen Sprüche ungeſagt bleiben, denn ſeine Mutter würde ihm wohl mit ihren Freudentränen den Text verderben.

Aber jemand anders verdarb ihm den Text. Eines Morgens hielt wirklich ein Auto vor der Tür, ein Chauffeur kam die Holzſtiege hinunter und ſagte: wenn Herr Meiſel hier wäre, möchte er ſofort heraufkommen. Aus dem Wagenſchlag beugte ſeine Mutter ihr Geſicht, deſſen gramgefurchtes Grau kein Schminkſtift lügneriſch übermalt hatte. Da Alfred nicht wagte, dieſe anklägeriſche Zerfallenheit zu berühren, drückte er nur ihre Hand an ſeine Lippen und ſagte: „Da biſt du ja, Mutter. Wo iſt Papa?"

„Geſtorben dieſe Nacht. Komm mit!"

Während der Fahrt, die einer ſeiner Krankheitsnächte glich, mit roten Fieberſchauern und ſchwarzem Verlorenſein, gab

Frau Meisel ihrem Sohn Bericht, in brockenhaften Sätzen, entpreßt einem Herzen, das der Schmerz verschlossen zu haben schien.

Sein Name hatte nicht mehr genannt werden dürfen von ihr. Der Sohn war für den Vater tot. Insgeheim aber betrieb er, wie seine Frau wußte, die Nachforschungen mit ruheloser Ungeduld weiter, ließ bei allen Konsulaten und Behörden nachfragen und war selbst nach Italien gereist. Gestern abend hatte sie ihn tot in seinem Stuhl vorgefunden. Der Brief mit der Nachricht über Alfreds Verbleib lag vor ihm auf dem Tisch. ‚So war ich also doch der Nagel zu seinem Sarge' — dieser Gedanke drang mit einem einzigen Hammerschlag in Alfreds Hirn.

Dann führte seine Mutter ihn in das verdunkelte Schlafzimmer der Berliner Wohnung und zog die Vorhänge einen Spalt weit auseinander, so daß ein schmaler Lichtstreif auf den Toten im Bett fiel, von dessen Gesicht sie das Tuch entfernte. Darauf ließ sie Alfred allein.

Angesichts dieser Züge, deren Charaktersumme er einmal mit der ganzen schonungslosen Sachlichkeit eines Unbeteiligten dem Gelächter der Beschauer preisgegeben hatte, erinnerte Alfred sich zum erstenmal wieder, daß er Maler sei. Nun hatte ein anderer Meister die Bilanz dieses Lebens gezogen.

Von Frieden und Verklärung war auf dem geierähnlichen Gesicht, dessen spitzes Oval man mit der hohlen Hand hätte bedecken können, nicht das geringste zu sehen, sondern ein furchtbar erbitterter Gram lag auf der gerunzelten Stirn und den schief gegeneinander gepreßten Lippen. Unzählige Härchen sprießten aus der eingeschrumpften Haut, und alle Unruhe, Angst und Sorge, die noch im Innern vorhanden gewesen, schienen in diesem weißen Gewimmel zum Vorschein zu kommen. Das mit einem schmalen Tuch hochgebundene Kinn hatte die bläulichgrauen Lippen geschlossen, doch nicht ganz, so daß es aussah, als bräche aus den bleich blickenden Zähnen etwas wie eine letzte Verwünschung gegen den, der ihn um den Lohn seines mühseligen Lebens betrogen hatte.

Da hatte Alfred sich soviel Liebes und Nettes für seinen Vater ausgedacht, hatte über die sentimentale Rührung dieses Wiedersehens mit leichtem Scherz weghuschen wollen, und nun machte der alte Mann so unheimlichen Ernst aus der Sache, weigerte sich, auch nur das mindeste von ihm hinzunehmen, versperrte sich gegen jede Art von Annäherung, würde sich in alle Ewigkeit vor ihm verschließen. Das war, um wahnsinnig zu werden.

Während Alfred das Gesicht anstarrte, bis es vor seinen aus den Höhlen springenden Augen in schaurig-gespenstischem Hohn sich zu regen begann, ballte sich, all seiner Vernunft zum Trotz, in ihm etwas wie ein Schrei zusammen, stark und laut genug, das verriegelte Tor zu sprengen. Aber die Stummheit des Toten war lauter als seine Verzweiflung, und sein Vater behielt das letzte unversöhnliche Wort.

Unwirkliche und unheimliche Tage, die nun kamen, in ihrer geräuschvollen Geschäftigkeit und ihrem stummen Zusammensein mit seiner Mutter, die ihm kaum weniger fremd und unnahbar erschien als der Tote, der sie beide umschlich und zwischen ihnen stand, wo immer sie sich befanden. Erst als sie von der Einäscherungsfeierlichkeit zurückkehrten, gab Frau Meisel als die Mitarbeiterin ihres Mannes dem Sohn eine Art Rechenschaftsbericht. Sie stellte ihm anheim, ob er das Geschäft fortsetzen oder bei der Malerei bleiben wollte.

Es war das erstemal, daß Dinge, die ihn selbst betrafen, von ihr erwähnt wurden. Bis dahin hatte seine Mutter ihn weder über die Vergangenheit ausgefragt, noch über seine Zukunft mit ihm gesprochen.

Nun glaubte auch er, ihr Rechenschaft ablegen zu sollen, und bemühte sich, ebenso sachlich zu sein wie sie. Er wollte seines Vaters Geschäft fortsetzen. Dieser Entschluß war in ihm gereift, während er sich mit Hilfe der vom Vater erlernten Fertigkeiten sein Brot verdiente. Was die Malerei betraf, so war seine Überzeugung, daß er den Gaul am verkehrten Ende aufgezäumt hatte, oder, richtiger gesagt, er hatte mit der Kunst Schindluder getrieben und sich den Weg dahin verschüttet.

Später gab seine Muter ihm einen hinterlassenen Brief seines Vaters, ohne sich zu äußern, ob sie schon früher von ihm gewußt oder ihn erst soeben gefunden hatte. Es war ein langer Brief in flüchtiger, gegen das Ende hin sich immer mehr verflüchtigender Schrift, voll kaufmännischer Ratschläge, für den Fall, daß das Geschäft liquidiert werden sollte, ein Brief mehr an den Erben als an den Sohn gerichtet, und nur in den letzten Zeilen hatte der Geschäftsmann dem Vater das Wort gegönnt, indem er schrieb: „Ich kann die Hoffnung nicht aufgeben, daß Du noch einmal zur Vernunft kommst. Wenn Du nach meinem Ableben Deiner Mutter als ein verständiger und treuer Sohn zur Seite stehen willst, dann sollen Dir die unzähligen Sorgen, die Du uns gemacht hast, vergeben sein."

*

Villa Felicitas hieß das Haus, aus dem Alfred ſein Glück holen wollte, und es war ihm geſagt worden, es läge auf der Straße nach Schwarzburg. Da Ungeduld die Gangart ſeines Wagens beſtimmt hatte, war er früher eingetroffen, als er geplant.

Nachdem er das Auto im Hotel gelaſſen, machte er ſich auf den Weg und erkannte das Haus auch gleich an ſeinen goldenen Buchſtaben vor der Front.

Er wollte gerade die Tür öffnen, als er vor einem Turnreck auf dem Hof jemanden bemerkte, den er auf den erſten Blick für den Diener des Herrn von Emingen hielt. Die etwas eingeſchrumpfte Geſtalt in blauweiß geſtreifter Leinenjacke trug auf dem Kopf ein altmodiſches, recht zerdelltes Hütchen und ſchwang in der mit einem zerfranſten Waſchlederhandſchuh bekleideten Rechten einen Klopfer, daß aus dem Teppich der Staub nur ſo flog.

Dieſe Beſchäftigung wurde mit zornigen, halblauten Ausrufen begleitet, wie: „O Gott, o Gott, o Gott! Teufel! Teufel! Teufel!“

Sein Diener war es nicht, ſagte Alfred ſich, denn Herr von Emingen hielt keinen. Sollte etwa der elegante Kammerherr in eigener Perſon?

Alfred lüftete ſeinen Hut.

„Verzeihung —“

„O Gott, o Gott, o Gott, in den Teppich meiner Frau ſind die Motten gekommen. Teufel! Teufel! Teufel!“

Und die Schläge hagelten noch dichter auf den Teppich.

„Verzeihung, Herr von Emingen — kennen Sie mich wieder? Meiſel.“

Der Kammerherr ließ den Klopfer fallen, ſagte: „Herrjeh!“ und dann: „Fabelhaft!“ und ſchüttelte dem Beſucher die Hand.

Man habe ihn erſt zu Mittag erwartet, aber nun wollten ſie gleich ſeine Frau benachrichtigen.

„Mein lieber Schatz, da bringe ich dir unſern Gaſt, Herrn Meiſel,“ ſtellte der Kammerherr Alfred einer majeſtätiſchen Erſcheinung auf einem erhöhten Tritt am Fenſter vor. Ein ſchwarz glänzendes, bis auf den Boden reichendes Kleid umſchloß eng und prall ihre volle Figur, und der ziemlich ſtrenge Ausdruck ihres Geſichts wurde noch verſchärft durch einen goldenen Zwicker auf ihrer Stumpfnaſe.

Sie ließ ihre Näharbeit ſinken, ſteckte pitſch! die Nadel in ihre Buſenwölbung und ſtieg, Alfred aufmerkſam muſternd, von ihrem Thron herab.

Alfred bezeugte ihr ſeinen Reſpekt durch einen Handkuß und begann, ſich ſeines zu frühen Kommens wegen zu entſchuldigen, worauf ſie lächelnd erklärte, von acht Uhr morgens ab ſei alles bei ihr in Ordnung und ſie ſei empfangsbereit.

Dann ſtieg ſie wieder ihre drei Stufen hinauf.

Der Kammerherr, der inzwiſchen Toilette gemacht hatte, trat händereibend aus dem Nebenzimmer und ſagte: „Mein lieber Schatz, gib mir doch, bitte, mal den Büfettſchlüſſel. Ich möchte unſerm lieben Gaſt einen kleinen Likör —“

„Schnaps — ſo früh am Morgen?“

„Schnaps iſt doch wohl nicht der richtige Name für unſern guten Kloſterlikör. Ich möchte ihn eher eine alkoholhaltige Medizin nennnen.“

Er ſchenkte ein, erhob, was Alfred ihm nachmachte, huldigend das Glas zu ſeiner neuen Geſtrengen, und wuppdich, waren zwei kleine Kloſterliköre in der Verſenkung verſchwunden.

„Ah!“ ſagte er mit einem kleinen Schnalzer, „ſolch einen Kloſterbruder laſſe ich mir gefallen.“

„Wenn er nur deinem Herzen nicht ſchadet!“

„Wird ſchon nicht. Wird ſchon nicht. Wie ſollte einer wohl ſchaden?“

Da Alfred es für höflich hielt, ſich nach dem Zuſtand dieſes Herzens zu erkundigen, drehte das Geſpräch ſich eine Zeitlang um die Krankheiten des Kammerherrn. Sie waren zahlreich und ernſt, aber ſein lieber Schatz ſorgte durch aufmerkſame Behandlung und ſtrenge Diät dafür, daß ſie in erträglichen Grenzen blieben.

„Aber nun, lieber, junger Freund, erzählen Sie mal ein bißchen von ſich. Sie kommen aus Berlin?“ fragte der Kammerherr munter.

Ja, ſagte Alfred, er käme aus Berlin.

„Wie ſieht's denn da aus? Was machen die Geſchäfte?“

Während Alfred einen kleinen Bericht über die augenblickliche Lage des Tuchhandels abſtattete, warf er von Zeit zu Zeit einen unruhigen Blick auf die Dame am Fenſter, die ihre Aufmerkſamkeit zwiſchen ſeiner Erzählung und den Vorgängen auf der Straße teilte. Und wenn ſie, ſich aufrichtend, den Kopf zum Fenſter hinwandte, ließ ſie die Näharbeit ſinken und ſteckte, ohne eine Miene zu verziehen, die Nadel, pitſch! in ihre Buſenwölbung. Alfred zuckte unwillkürlich jedesmal zuſammen. Er hatte wohl auf der Leinwand heilige Sebaſtiane geſehen, die mit eiſengeſpickter Bruſt ein lächelndes Geſicht zeigten, aber in lebendigem Zuſtand war ihm dergleichen noch

nicht vorgekommen. Die Dame mußte völlig unempfindlich ſein.

„Alſo Sie ſind viel auf Reiſen? Und in der Zeit wacht Ihre Frau Mutter über das das Geſchäft?“ ſagte der Kammerherr.

Alfred wollte gerade von ſeiner Mutter beginnen, als Frau von Emingen ihn unterbrach: „Sieh mal einer an, das Fräulein Lohſe hat ja neue Penſionärinnen bekommen.“

„Was du nicht ſagſt, mein Schatz! Wieviel denn?“

Während ſeine Frau aus dem Fenſter ſchaute, knipſte der Kammerherr Alfred mit dem Auge zu, füllte ſchnell die Gläſer, legte bedeutſam den Finger auf den Mund, und wuppdich, hatten ſich wieder zwei Kleine zu ihren Brüdern verſammelt.

„Nun, Schatz, wieviel ſind's?“

„Ich habe zwei neue gezählt.“

„Stimmt!“ ſagte der Kammerherr vergnügt. Und händereibend ſeinem Gaſt ſich zuwendend, fuhr er fort: „Alſo Ihre Frau Mutter befindet ſich wohlauf, und Sie leben mit ihr noch immer allein in der großen Berliner Wohnung. Iſt das auf die Dauer nicht etwas einſam?“

Es ſei allerdings recht einſam. Er, ſowohl wie ſeine Mutter hätten den innigen Wunſch, daß bald neues Leben — erwiderte Alfred und ſtellte dann unvermutet die Frage, wann Fräulein Tinette —?

Ja, das dauere noch ein Weilchen, bis ſie käme, wurde ihm erwidert. Tinette hätte bis zwölf Uhr Dienſt.

Darauf erhob Alfred ſich und brachte, zuerſt an den Vater, dann aber an die richtige Inſtanz ſich wendend, etwas verlegen und ſtotternd, ſeinen Antrag vor.

Frau von Emingen hatte ſich ebenfalls erhoben und, gerührt, die Nadel beſonders tief in ihren Buſen gebohrt. Während Alfred ihr die Hand küßte, fuhr ihre Rechte leicht ſegnend über ſein Haar, und ſie ſagte: da der Eindruck, den ſie durch ihren Mann und Tinette von ihm bekommen habe, durch ſeine perſönliche Bekanntſchaft ſo wohltuend ergänzt worden ſei, gebe ſie ihm von Herzen ihr Jawort. Und fügte hinzu: er werde ſich freuen, wie ſehr Tinette ſich zu ihrem Vorteil verändert hätte. Mit ihren zu kurzen Röcken hätte ſie auch ihren früheren Leichtſinn abgeſtreift und ſei ein fleißiges, pflichttreues, ernſtes Mädchen geworden.

Fabelhaft ernſt, beſtätigte der Kammerherr. Auf ihrem Grammophon ſpiele ſie nur noch traurige Sachen. Aber das werde ſich ſchon wieder geben.

„Na, mein lieber Alfred, freut mich rieſig, daß es doch noch geklappt hat. Darauf müſſen wir entſchieden anſtoßen.“

„Noch einen?“ fragte die Stimme von oben.

„Lieber Schatz, zwei iſt gerade die richtige Zahl. Ich wollte ja nichts ſagen, wenn's drei wären. Das wäre entſchieden zu viel.“

Dabei blinzelte der Kammerherr Alfred ſchalkhaft an. Nach einiger Zeit erhielt dieſer die Erlaubnis, Tinette aus dem Büro der „Jugendfürſorge“, in dem ſie beſchäftigt war, abzuholen. Obwohl das Büro höchſtens fünf Minuten entfernt und noch eine gute halbe Stunde Zeit war, ging der junge Mann doch mit auffallend raſchen Schritten die Straße hinunter, und als er um die Ecke bog, begann er ſogar etwas zu laufen.

*

Und hier muß ich ihn laufen laſſen. Muß von ihm ſcheiden, von ihm wie von den andern Perſonen meines Romans. Nicht weil ich dächte, daß ihre Schickſale ſchon zu Ende ſeien, ſondern einfach aus dem Grunde, weil ich nichts mehr von ihnen weiß.

Denn alle dieſe Menſchen habe ich nicht erfunden, ſondern ſie haben ſich zu mir gefunden, und ich konnte weiter nichts tun, als ſie auf ihren Wegen und Irrwegen zu begleiten bis auf den heutigen Tag. Was in Zukunft aus ihnen wird, wer weiß? Glatt und eben wird ihre Straße wohl nicht immer ſein. Chriſta wird wohl noch manchen Strauß ausfechten müſſen mit der Schlange Welt und Seiner Majeſtät dem Alltag. Aber ich hoffe, daß ſie ihn beſiegen wird, ebenſo wie ich hoffe, daß Wiedemann von nun an ſeinem wahren Selbſt dienen wird. Was aber Klaus angeht, ſo liegen bei ihm wohl die weiteſten Möglichkeiten, doch auch die größten Gefahren. Sein Schickſal iſt, will mir ſcheinen, das Schickſal der deutſchen Jugend ſelbſt, die heute vor der Entſcheidung ſteht, ob ſie ſich mit den Kräften, die das Irdiſche geſtalten, begnügen, oder ob ſie auch den göttlichen Kräften in ſich Raum geben ſoll.

Und wie wird die Ehe zwiſchen Alfred und Tinette verlaufen? Auch das möchte ich noch erleben. Ja, darauf bin ich wirklich geſpannt.

Gedichte von Johann Friedrich

Das Flußrauſchen

Ich höre Tag und Nacht in meine Kammer herauf
Den Fluß talab ſich ſtürzen, Bach und Waſſerwehre
Der Tiefe zu, den ſelbſtverſtändlichen Weltverlauf
Der Schwere nach, der Schwere.
Und immer wieder, beſchämt und aufgebracht
Von dieſer Melodie des willenloſen Falles,
Ruft mein Verlangen in den Tag, die Nacht:
Nein, dieſes Niederſtürzen in die Schwere iſt nicht alles.
Und leiſe jubelt's durch meiner Innenwelt
Geheime Wundergründe: Und ob auch alles fiele,
Ich falle nicht wie Fluß und Regen fällt,
Ich bin ganz leicht und frei und fliege, ſpiele, ſpiele . . .

Das leidenſchaftliche Buch

Buch, ich habe dich geleſen,
Dichter, Menſch, ich kenne dich.
Leſend bin ich du geweſen,
Du, Geleſner, du warſt ich.
Erſt wie im Entgegeneilen
Fernher, immer näher dann
Sahn wir zwiſchen engen Zeilen
Uns mit großen Augen an.
Bald begannen wir zu ringen
Bis zur Selbſtvergeſſenheit.
Schien dein Wort mich zu bezwingen,
Hab' ich zornig mich befreit.
Blieb ich kühl und ſpottbefliſſen,
Schlug dein Atem mir wie Brand
Ins Geſicht und ins Gewiſſen,
Bis ich ſelbſt in Flammen ſtand.
Im erpichten Widerſprechen
Drängten wir uns Herz an Herz
Und des einen Niederbrechen
Hob den andern ſternenwärts.
Suchten wir uns dann zu löſen,
Wie der Feind ſich löſt vom Feind,
Fanden wir im Gut' und Böſen
Uns verwachſen und vereint. —
Nun im läſſigen Rückwärtsblättern,
Da der Kampf doch ſtilleſteht,
Scheinen mir die armen Lettern
Noch von unſrem Sturm durchweht.

Mumienbildnisse im Fajum

Von Hans Rosenhagen

Was wissen wir von der Malerei der Alten? Kunstgeschichtlich eine ganze Menge; denn durch Aristoteles, Plinius, Pausanias u. a. sind wir über die wichtigsten Künstler auf diesem Gebiete und ihre Werke ziemlich genau unterrichtet. Von ihren Schöpfungen ist jedoch nichts mehr vorhanden. Allerdings ist eine stattliche Zahl von Wandgemälden erhalten, die uns eine gewisse Vorstellung von der Wesensart der antiken Malerei vermitteln; es handelt sich jedoch bei ihnen in der Hauptsache um die Erzeugnisse provinzieller Künstler, wenn nicht gar um rein handwerkliche Arbeiten, bei denen vielfach Motive aus berühmten oder auch nur beliebten Bildern Verwendung fanden. Schon dieser Umstand spricht dagegen, daß namhafte Meister jene Wandgemälde schufen, denn solche haben auch damals nicht daran gedacht, die Malereien anderer zu wiederholen, weil sie selbstverständlich Eigenes zu sagen hatten. Ohne die außerordentliche Bedeutung des an der Spitze der griechischen Malerei stehenden im fünften Jahrhundert v. Chr. tätig gewesenen Polygnot, dessen Wandmalereien in den Tempeln und in der Stoa poikile als die hervorragendsten Schöpfungen des großen monumentalen Stils gelten und auch die Plastik der Griechen im stärksten Maße beeinflußt haben, in Frage zu stellen, darf man mit Sicherheit annehmen, daß die höchsten Leistungen der griechischen Malerei auf dem Gebiete des Tafelbildes gelegen haben. Nach den uns erhaltenen Berichten ist die griechische Malerei nach Erfindung der Wachstechnik im vierten Jahrhundert gerade im Tafelbild auf eine Höhe gelangt, die uns vermuten läßt, daß ihre Leistungen in nichts zurückgestanden haben gegen die uns bekannten bedeutendsten Schöpfungen der europäischen Malerei in den letzten fünfhundert Jahren. Leider ist von all diesen herrlichen Werken nicht eines auf uns gekommen. Der Strom der Zeiten hat sie hinweggeschwemmt. Es kann keinem Zweifel begegnen, daß die Bilder der großen griechischen Maler von reichen Sammlern ebenso lebhaft geschätzt und gesucht wurden wie heut die Malwerke der alten Meister, und daß besonders Rom nach der Eroberung Griechenlands alles an sich gezogen hat, was von den Meisterwerken der griechischen Kunst nur irgend erreichbar war. Der Ruhm Griechenlands als des Landes, wo die herrlichsten Bildwerke und die beste Malerei gemacht wurden, kann im Altertum nicht geringer gewesen sein als der Italiens im 16. und 17. und Frankreichs im 18. und 19. Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Kein Wunder also, daß griechische Maler überall begehrt und tätig waren, und diesen das Evangelium der als unübertrefflich anerkannten Kunst ihres Heimatlandes verbreitenden Jüngern verdankt man nicht allein wohl manche der uns erhaltenen Wandbilder, sondern auch die Kenntnis von der Technik der enkaustischen Malerei und eine sehr hohe Vorstellung von der Leistungsfähigkeit der griechischen Tafelbildmaler überhaupt. Diese allerdings erst seit noch nicht einem halben Jahrhundert.

Wer erinnert sich nicht noch des gewaltigen Aufsehens, das die Ausstellung von zahlreichen Mumienporträts in Berlin und anderen Städten machte, die ein Herr Theodor Graf aus Wien Mitte der achtziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts veranstaltete? Der Besitzer gab an, daß diese Bildnisse aus dem Fajum, einer etwa 300 Kilometer von Alexandria entfernten Oase im fruchtbarsten Niltale stammten und von einem griechischen Antiquitätenhändler erworben seien. Man war sich anfangs nicht sicher, ob die ganze Sache nicht ein Bluff sei. Einige namhafte Archäologen erklärten die Bildnisse kurzerhand für Fälschungen, andere verteidigten lebhaft die Echtheit. Der Streit wäre vielleicht noch nicht entschieden, wenn nicht gleich darauf der Engländer Flinders Petrie ähnliche Funde in der Nachbarschaft des Fajum bei dem Dorfe Hawara gemacht hätte. Nun konnte kein Zweifel mehr bestehen, daß hier eine bisher nicht gekannte Art der Mumienbehandlung vorlag. Bis dahin hatte man Mumien nur in äußeren Stein- und inneren Holzsärgen gefunden, von denen diese die menschliche Gestalt in typischer Bildung nachahmten und bemalt waren. Jetzt galt es zu entscheiden, zu welcher Zeit man die Köpfe der Mumien einfach mit gemalten Porträts bedeckt hat. Der Augenschein lehrte, daß es sich nicht um die Mumien eingeborener Ägypter handeln könne. Man wußte zudem, daß die ersten Ptolemäer das Fajum mit Griechen besiedelt hatten und daß dort zahlreiche Kolonistenstädte entstanden waren, deren wichtigste und größte Arsinoë, das ehemalige Schetet = Krokodilopolis war. Diese Kolonien befanden sich selbst noch während der römischen Kaiserzeit in voller Blüte und

behaupteten sich sogar noch unter den Arabern. Wie die angesiedelten Griechen die ägyptischen Gottheiten mit denen ihrer Heimat identifiziert hatten, in Ammon ihren Zeus, in Isis ihre Demeter verehrten, so befreundeten sie sich auch mit der Totenbestattungsweise des neuen Heimatlandes, ließen ihre Verstorbenen einbalsamieren und in Mumienbinden einhüllen. Stellenweise legten sie sie sogar einzeln in Sarkophage; als dann die Nekropolen — die fern von den Städten, an trockenen und unfruchtbaren Orten angelegten Totenstädte — aufkamen, wurden die also präparierten Toten dorthin übergeführt. Es gab dafür besondere Transporteure, und damit keine Verwechslung vorkam, wurden den Mumien Holztäfelchen angeheftet, die den — fast stets griechischen — Namen des Verstorbenen und das irdische Reiseziel angaben. Unter der Römerherrschaft erst begann sich der Gebrauch einzubürgern, diese Mumien mit realistisch aufgefaßten Porträtmasken in plastischer Form zu versehen, die vergoldet oder bemalt wurden, oder aber über den Kopf des Toten sein auf Holz gemaltes Bildnis in die Mumienhülle einzubinden oder einzustecken. Die so kenntlich gemachten Mumien wurden in einzelnen Grabkammern zu 30 bis 50 in großen, für einzelne Familien oder Geschlechter hergerichteten Gräbern beigesetzt. Aus solchen stammen die Grafschen Bildnisse. Hatte der Romanschriftsteller Georg Ebers im Jahre 1893 die Entstehungszeit dieser Mumienporträts auf die Zeit von der Mitte des zweiten Jahrhunderts v. Chr. bis zum Ende des vierten Jahrhunderts n. Chr. angenommen, so unterliegt es jetzt

Sogenannter Philosoph; Ende des 1. Jahrh. v. Chr. (Franz Lenbach)

Junge Griechin; Mitte des 2. Jahrh. v. Chr.
(Edouard Manet)

keinem Zweifel mehr, daß alle diese auf Holztafeln gemalten Bildnisse ausnahmslos aus der Zeit der Römerherrschaft stammen, also unter Vespasian bis zu Diocletian gemalt worden sind, jedoch nicht dem römischen, sondern dem griechischen Kulturkreis angehören. Daß sich darunter auch mehrere Judenporträts befinden, ändert an der Sachlage nichts. Ist es doch bekannt, daß schon im dritten Jahrhundert v. Chr. im Fajum eine jüdische Gemeinde bestand, und daß nach der Eroberung Jerusalems durch Titus im Jahre 70 zahlreiche Juden nach Ägypten auswanderten. Bei dem bemerkenswerten Anpassungsvermögen der Juden werden diese, ebenso wie die Griechen, keine Bedenken getragen haben, die in Ägypten allgemein üblichen Bestattungsweisen der bevorzugten Klassen zu übernehmen. Neben den rein griechischen und jüdischen Typen finden sich unter diesen Mumienbildnissen allerdings auch die Porträts von Mischlingen — ägyptische, arabische, römische und sogar äthiopische. — Die Mehrzahl der Bildnisse ist in der sogenannten enkaustischen Technik gemalt. Diese besteht darin, daß die verschiedenen Farbstoffe mit einem durch Balsam und Öl erweichten oder auch durch Zusatz von Soda gebleichten Wachs gemischt und vermittels einer Art Spachtel,

dem bronzenen, lanzettförmigen und langſtieligen, mit einem gezähnten Rand verſehenen Keſtron, nach Bedarf auf dünne, aus Sykomoren-, Eichen- oder Zedernholz beſtehende Tafeln aufgetragen wurden. War der beabſichtigte Eindruck erreicht, ſo hielt der Maler über ſein Werk einen erhitzten Metallſtab. Die einzelnen Farbflecke floſſen dabei leicht ineinander, erhielten die gewünſchte Harmonie und zugleich einen Glanz, als ob das Bild gefirnißt worden wäre. Andere Bildniſſe wieder wurden mit dem Pinſel und Tempera-, alſo Waſſerfarben gemalt, denen, um ſie geſchmeidiger und haltbarer zu machen, eine Ei-Emulſion zugeſetzt wurde. Hierbei war eine Grundierung der Holztafeln oder der darauf geleimten Leinwand mit einem Auftrag von Kreide erforderlich.

Ein Verfahren übrigens, das noch im Mittelalter angewendet wurde bis zur Erfindung der Ölmalerei. Gelegentlich finden ſich auch beide Techniken kombiniert.

Theodor Graf hat damals alle Kaufangebote für ſeine Sammlung als zu niedrig abgelehnt. Erſt ſpäter, als die Muſeen mit den Petrieſchen

Junger Krieger
Erſte Hälfte des 2. Jahrh. v. Chr.
(Hans v. Marées)

Alte Frau; Anfang des 2. Jahrh. v. Chr.
(Käthe Kollwitz)

Funden sich zu versorgen begannen, gab er diese Zurückhaltung auf und verkaufte aus seiner Sammlung die ihm entbehrlich dünkenden Stücke. Dann starb er, sein Nachlaß wurde geteilt, und man hörte nichts mehr von seiner einst so berühmten Sammlung. Allgemein wurde angenommen, sie sei in alle Winde zerstreut. Das war indessen nicht der Fall. Die besten Stücke der Sammlung — etwa 50 — sind in einer Hand geblieben und jetzt durch das Verdienst des Geh. Rats Dr. Theodor Wiegand mit Unterstützung mehrerer Freunde der antiken Kunst in den Besitz des Berliner Antiken-Museums gelangt. Damit erhält dieses, nachdem das Ägyptische Museum seinen früher erworbenen Bestand an Mumienporträts — darunter das berühmte Bildnis der Aline — hinzugefügt, eine ganz stattliche Galerie antiker Bildnisse, die dem Museum eine neue Anziehungskraft sichert.

Je mehr unser Wissen um die antike Kultur sich erweitert, um so deutlicher erkennen wir, wie wenig Ursache wir haben, der unserigen uns zu rühmen; denn wir sind kaum weiter gekommen, ja stehen in vielem weit hinter den Alten noch zurück. Vor allem haben wir auf unsere künstlerischen Leistungen uns gar nichts einzubilden. Das gilt nicht nur für Architektur und Plastik, sondern, wie nunmehr feststeht, in besonderem Maße grade auch für die Malerei. Haben doch, nach diesen Mumienbildnissen zu urteilen, die Griechen alles, was wir als Entwicklung an unserer Malerei beobachten können, vorweggenommen, von der klassischen Formulierung bis zum Impressionismus und Expressionismus. Man muß sich freilich gegenwärtig halten, daß die Maler dieser Mumienporträts mit ein paar Ausnahmen nicht einmal Künstler ersten Ranges waren, sondern vielleicht nur auf der Stufe jener Maler der Biedermeierzeit standen, die von Stadt zu Stadt, von Gut zu Gut zogen, um die Leute, die es wünschten, zu porträtieren, und wenn sie sich an ein gutes Vorbild hielten, oft ganz annehmbare Leistungen zustandebrachten. Auf wel-

Junger Jude; Mitte des 2. Jahrh. v. Chr.
(Arnold Böcklin)

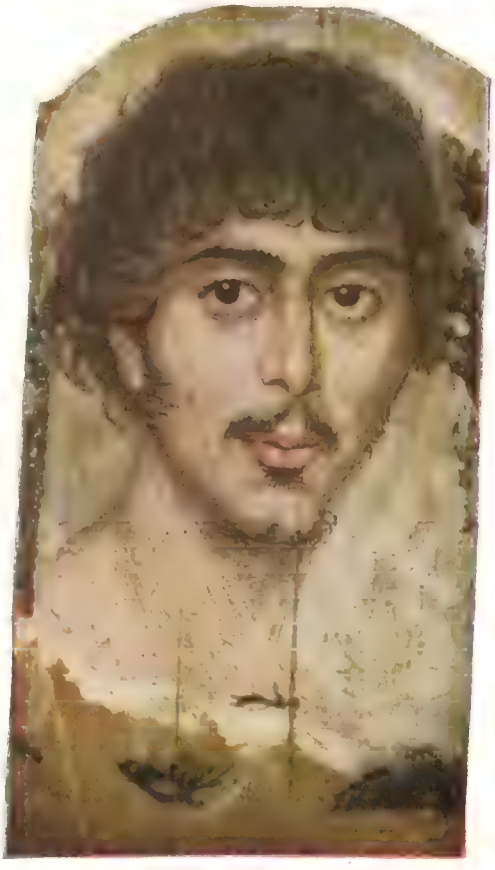
cher Höhe müssen die Vorbilder dieser griechischen Provinzmaler gewesen sein! Ewig schade, daß uns nicht ein einziges Bild von Apelles, dem Hofmaler Alexanders des Großen, erhalten geblieben ist, mit dem die griechische Porträtmalerei bekanntlich beginnt!

Die künstlerische Qualität der Mumienbildnisse ist freilich ziemlich ungleich. Von den besten ist anzunehmen, daß sie zu Lebzeiten der Verstorbenen gemalt wurden, also sozusagen als Familienporträts zu betrachten sind, die man den Mumien mit ins Grab gab. Andere wieder lassen vermuten, daß sie mit schneller Hand unmittelbar nach dem Tode des Dargestellten gemalt wurden, ehe der Verfall der Züge eintrat, damit der Schein des Lebens leidlich erhalten blieb. Auf jeden Fall muß die Handfertigkeit der Künstler außerordentlich entwickelt gewesen sein. Sie gibt einen sehr hohen Begriff von der griechischen Malerei vom Ende des ersten Jahrhunderts bis zum Schlusse des dritten der nachchristlichen Zeit. Ziemlich deutlich tritt der Unterschied der Stände bei den einzelnen Bildnissen hervor, nicht nur in dem Äußeren der Dargestellten, also in den feineren oder gröberen Gesichtszügen, dem geistvolleren oder stumpferen Ausdruck, in Kleidung und Schmuck, sondern auch in der Ausführung und dem künstlerischen Grad der Malerei; denn die Vornehmen konnten natürlich die besseren Künstler bezahlen, während die ärmere Bevölkerung sich mit geringeren Kräften begnügen mußte. Überraschend bei fast allen diesen Bildnissen ist die Lebendigkeit der Auffassung, die zum Teil wohl darauf beruht, daß die Personen, Männer, Frauen, Greise, Kinder en face, die Augen voll auf den Betrachtenden gerichtet, dargestellt sind, und auf der Frische der Farben. Große Augen müssen im dritten Jahrhundert für eine besondere Schönheit gegolten haben; denn sie werden in dieser Zeit von den Künstlern übergroß wiedergegeben, was den Bildnissen etwas Manieriertes gibt. Trotzdem wird das Individuelle meist sehr fein herausgebracht. Und Menzel, der die Bilder vor vierzig Jahren im Berliner Akademiegebäude ausgestellt sah, hatte gewiß recht, als er beim Anblick des sogenannten Philosophen-Bildnisses (Seite 25) den Ausspruch tat: „Hier können wir wahrhaftig noch lernen."

Mumie
mit dem Bildnis der Verstorbenen

In der Tat ist der „Philosoph", obschon nicht das wirkungsvollste der Bildnisse, doch dasjenige, das als Malwerk, als überragende Wiedergabe einer Persönlichkeit die höchsten Ansprüche erfüllt, die an ein Porträt gestellt werden können. Bei uns hat nur Lenbach in besonders glücklichen Stunden soviel von der Eigenart und Bedeutung eines Menschen in ein Auge hineinzulegen gewußt. Man denke etwa an die guten seiner Bismarckbildnisse. Mit welchem verständnisvollen Aus-

druck blicken die Augen dieses Philosophen aus dem bräunlichen, auf einen Mischling aus griechischem und ägyptischem Blut schließen lassenden Gesicht, das von dürftigen grauen Haaren und einem spärlichen Bart umrahmt ist! Und wie meisterhaft die Technik der ganz mit dem Spachtel ausgeführten Wachsmalerei! Jeder Zoll Haut in dem Gesicht schimmert und lebt. Das Bild gehört zu den ältesten der Sammlung und hat sicher einmal in einem Hause an der Wand gehangen, ist also nach dem Leben gemalt worden. Das gleiche gilt von dem einen halb griechischen, halb arabischen Typus zeigenden jungen Krieger, der eine unbestreitbare Ähnlichkeit mit dem Philosophen besitzt. Es handelt sich offenbar um einen eleganten Offizier, wie das rotbraune, mit Gold- und Silberknöpfen verzierte Wehrgehänge auf der rechten Schulter bezeugt. Der dunkle Kopf wird wirkungsvoll hervorgehoben durch einen goldenen Hintergrund. Auch hier muß ein guter, mit der Wachsfarbentechnik vertrauter Maler am Werke gewesen sein, dessen Art an Hans von Marées erinnert. Die ältere Dame mit dem vollen Gesicht und dem grauen Haar wieder hat etwas von den Bildnissen der Käthe Kollwitz (Seite 28). Der gouvernantenhafte Typus läßt vermuten, daß sie Erzieherin in einem reichen Hause oder gar Priesterin gewesen ist. Nur mit Schöpfungen von Frans Hals kann das so temperamentvoll gemalte Bildnis des jungen bärtigen Juden mit dem tief in die Stirn fallenden Haar und dem zusammengekniffenen, hervorstehende Zähne verratenden Munde verglichen werden (Seite 30). Der Ausdruck des Lebens ist unübertrefflich. Diese Sicherheit der Zeichnung, die Beschränkung auf wenige Farben lassen auf einen Meister ersten Ranges, auf einen Realisten vom Schlage des großen Harlemer Malers schließen.

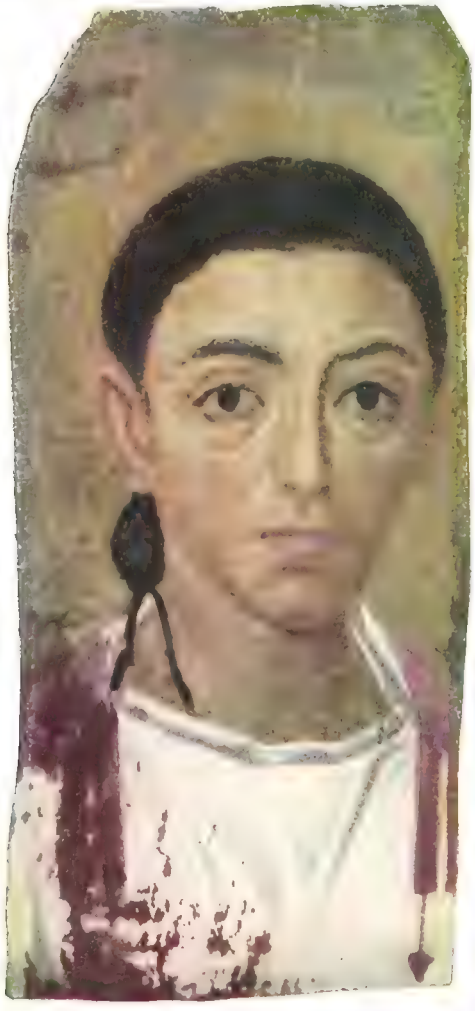


Bärtiger junger Mann; Mitte des 2. Jahrh. v. Chr. (Frans Hals)

Auch den Typus der Mimi Pinson hat es bei den ägyptischen Griechen bereits gegeben, wie das an Porträts von Edouard Manet gemahnende Bildnis der jungen, schönen Griechin mit den großen, sehnsüchtigen schwarzen Augen und dem hochtoupierten, lockigen Haar beweist (Seite 26). Aber es muß dieser kleinen Midinette besser gegangen sein als der armen Mimi; denn sie trägt nicht allein Perlen in den Ohren, sondern auch um den Hals, und zu diesen sogar noch eine zweite Kette aus Smaragden. Vielleicht war ihr Liebhaber der vornehme, glattrasierte, mit einem goldenen Kranz gezierte jüdische Jüngling, dessen Bildnis freilich nicht aus den Gräbern des Fajum stammt (Seite 28). Ein sehr sorgsam ausgeführtes Porträt, das selbst die feinen Linien um die Augen und den dunklen Schimmer des rasierten Schnurrbartes wiedergibt und auf Goldgrund gemalt ist. Arnold Böcklin könnte sein Autor sein. Die volle üppige Italienerin mit den prangenden, plastisch aufgetragenen Goldgehängen in den Ohren sieht aus, als wäre sie aus dem Bilde eines Altflorentiners geschnitten und lebte heute noch in Frascati (Seite 31). Ihr Porträt wird von einem Holzrahmen umschlossen, der einem antiken genau nachgebildet ist. Dann sind da noch die Bildnisse von zwei Jünglingen (Seite 32), zeitlich durch ein Jahrhundert getrennt, beide jedoch Söhne aus vornehmem Hause, worauf die über das rechte Ohr fallende, zu einem Zöpfchen zusammengeflochtene „Jugendlocke“ deutet, die von

Junge römiſche Frau
Ende des 2. Jahrh. v. Chr. (Florentiner Meiſter des 15. Jahrh.)

Georg Ebers fälſchlicherweiſe als ein prinzliches Abzeichen gedeutet worden iſt. Doch welch ein Unterſchied in der künſtleriſchen Wiedergabe! Der eine junge Mann mit dichtem, ſchwarzem Haar, ernſten Augen, energiſchem Kinn und von gelblich bleicher



Jüngling; Mitte des 2. Jahrh. v. Chr.
(Francisco Goya)

Gesichtsfarbe, könnte, wenn er anstatt der weißen Tunika ein spanisches Jäckchen trüge, von Goya porträtiert worden sein. Er mag in seinen griechischen Adern vielleicht einen Tropfen ägyptischen Blutes führen. Sein Bildnis dürfte um die Mitte des zweiten Jahrhunderts n. Chr. gemalt sein, während das des zweiten Jünglings aus der Mitte des dritten stammt. Die Kunst ist gesunken, an Stelle von Goya erscheint Gauguin, an Stelle eines noch von den alten Meistern beherrschten Impressionismus macht sich eine expressionistische, mehr zeichnerische Malweise bemerkbar. Auch ist dieser zweite junge Mann kein Grieche mehr, sondern ein rötlicher Vollblutägypter, nicht unähnlich den Menschen, die der französische Maler in Tahiti fand. Mit dem Eindringen des Christentums in Ägypten verfällt die Kunst der Bildnismalerei immer mehr. Die Porträts werden ständig konventioneller und manierierter, starr mit übergroßen Augen, wie sie uns in der frühchristlichen Kunst und später bis ins zwölfte Jahrhundert hinein in der byzantinischen Malerei begegnen. Nach dem dritten Jahrhundert gibt es diese Mumienbildnisse überhaupt nicht mehr. Das Christentum hat auch mit der alten Totenbestattung ein Ende gemacht. Erst tausend Jahre danach wagt die Kunst in Europa, aufs neue Blüten zu treiben, und es scheint immerhin zweifelhaft, ob sie bereits wieder auf die Höhe gelangt ist, auf der sie während der besten Zeiten des Altertums gestanden hat. Vielleicht ist es ein heimliches Gesetz des Weltenschöpfers, daß hoher Blüte stets der Verfall folgt, und da die Griechen in ihren höchsten Kunstäußerungen von der Gegenwart noch nicht erreicht wurden, dürfen wir am Ende von der Kunst unserer Tage noch Großes erwarten.

Jüngling; Mitte des 3. Jahrh. v. Chr.
(Paul Gauguin)

Die Erforschung des Menschen

Das Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik

Von Dr. Eugen Fischer

Universitäts-Professor, Direktor des Institutes

Die am 15. September v. J. erfolgte Eröffnung des jüngsten der Kaiser-Wilhelm-Institute bedeutet in der Geschichte der Anthropologie einen ganz besonderen Markstein. Viele Jahrzehnte haben deutsche Gelehrte in Wort und Schrift, in der Presse, wie in Eingaben an die zuständigen Ministerien Klage geführt, daß an den deutschen Universitäten, landwirtschaftlichen und tierärztlichen Hochschulen und an Forschungsinstituten an Tier und Pflanze gearbeitet und geforscht werde, aber eine Stätte, wo die Natur des Menschen untersucht, die tausend Fragen nach seiner Herkunft, nach den ausgestorbenen Formen, nach seinen Rassen, seiner Vererbung, nach Umweltwirkungen auf ihn und Veränderlichkeiten an ihm geprüft und der Lösung nähergebracht werden könnten, vollkommen fehle. Die klangvollsten Namen haben sich darum bemüht, Institute oder mindestens akademische Lehrstühle zu schaffen, Waldeyer, Gustav Schwalbe, von Luschan, Thilenius, Martin, die Deutsche anthropologische Gesellschaft und viele andere, bisher vergeblich. Von den älteren anthropologischen Instituten und Sammlungen abgesehen, wie sie viele italienische Hochschulen in Verbindung mit entsprechenden Professuren haben, wie sie Frankreich in seiner Ecole d'Anthropologie besitzt oder England und Amerika an mehreren Universitäten, endlich auch die Universitäten Zürich, Wien und bei uns München mit dem alten Lehrstuhl Rankes muß als modernes Institut in dieser Beziehung genannt werden das Statens Institut for Rasbiologi in Uppsala, also das staatliche Institut zur Untersuchung rassenbiologischer Fragen, das unter der Leitung Professor Lundborgs steht, der berühmt geworden ist durch seine grundlegenden riesigen Untersuchungen über die Vererbungsverhältnisse in einem zweitausendköpfigen Bauerngeschlecht. Das ist ein ganz modernes anthropologisch-erbbiologisches Institut. Wie gesagt, all demgegenüber hatte Deutschland so gut wie nichts. Luschans Lehrkanzel in Berlin blieb unbesetzt nach seinem Tod; der alte erwähnte Lehrstuhl in München (Professor Mollison als Nachfolger Martins), ein vor wenigen Jahren durch die Tatkraft Otto Aichels erreichter Lehrstuhl in Kiel, ein inzwischen leider wieder eingegangenes Extraordinariat in Breslau und eine vom Verfasser ausgeübte unbesoldete anthropologische Lehrtätigkeit in der Anatomie in Freiburg im Breisgau waren die einzigen Vertretungen der Anthropologie an Deutschlands Hohen Schulen.

Die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften hat mit weitem Blick die Bedeutung anthropologischer Forschung gerade heute erkannt und in großzügiger Weise ihr in Dahlem ein neues, gut ausgestattetes Forschungsinstitut errichtet, gleichzeitig durch das einsichtsvolle Entgegenkommen des preußischen Kultusministers Professor Dr. Becker die Neuerrichtung eines planmäßigen Ordinariates für Anthropologie an unserer größten Universität erreicht.

*

Das neue Institut, ein schlichter, zweigeschossiger Bau mit ausgebautem Keller- und Dachgeschoß, enthält für den Direktor, zwei Abteilungsleiter und zwei Assistenten modern eingerichtete Laboratorien, in denen mikroskopische, experimentelle und andere Arbeiten vorgenommen werden können. Ein größeres Laboratorium enthält eine gute Zahl Arbeitsplätze für wissenschaftliche Mitarbeiter und Schüler. Ein kleiner Operationsraum mit entsprechender Einrichtung ist für Tierexperimente vorgesehen, ein hübscher Tierstall im Garten beherbergt die Versuchstiere. So manche Erbfrage beim Menschen, aber auch Fragen auf sonstigem rassenbiologischen Gebiet des Menschen können nur durch Tierversuche der Lösung nähergebracht werden.

Daß in einem anthropologischen Institut die nötige Einrichtung für photographische Aufnahmen nicht fehlt, ist fast selbstverständlich, sie besteht in einem geräumigen Atelier mit Auskleidekabinen, mit guter optischer Einrichtung, Drehstuhl für die Aufnahmen, künstlichem Licht, technisch vorzüglicher Dunkelkammer und Terrasse für Freilichtaufnahme. Reisekameras dienen für anthropologische und erbbiologische Forschungen draußen im Land. Ein großer Archivraum harrt der Aufnahme des statistischen Materials. Eine kleine Bücherei mit Lesezimmer und endlich Sammlungsräume schließen sich an, während im Kellergeschoß technische Einrichtungen, eine kleine Schlosser- und Schreinerwerkstätte, ein Raum für Gipsabgüsse, für Chemikalien, Wäsche- und Plätteraum und Bäder untergebracht sind. Ein schöner Kurssaal soll angehenden Ärzten, Sportlehrern und anderen in abendlichen Kursen die Möglichkeit geben, sich meßtechnisch und erbtheoretisch auszubilden.

*

Was sind nun die Aufgaben eines solchen Institutes? Hat die Öffentlichkeit wirkliches Interesse daran und ist man berechtigt, heute so große Mittel für ein derartiges Forschungsinstitut aufzuwenden?

Die Arbeiten gliedern sich nach drei Richtungen, und entsprechend hat das Institut, wie im Namen angedeutet, drei Abteilungen, eine für Anthropologie, die vom gegenwärtigen Direktor gleichzeitig geführt wird, dann eine Abteilung für menschliche Erblehre, die unter Leitung des Privatdozenten Freiherrn Dr. v. Verschuer steht, und endlich die Abteilung für Eugenik oder Rassenhygiene, deren Leitung Dr. Hermann Muckermann übertragen worden ist.

Es ist das ungeheure Verdienst der Güntherschen Bücher, in weiten Kreisen das Bewußtsein geweckt zu haben, daß jeder Mensch einer Rasse, bzw. einem Rassengemisch angehört. Was uns bei Haustieren und Kulturpflanzen eine Selbstverständlichkeit geworden ist, erscheint uns immer noch bei uns selbst als Problem. Bei jedem Ankauf eines Hundes oder Pferdes fragt man nach der Rasse oder stellt irgendeine, oft mehrfache Rassenkreuzung fest und man wertet nach der Zugehörigkeit zu bestimmten Rassen, weil man als ganz selbstverständlich voraussetzt, daß die Herkunft aus bestimmten Rassen eine gewisse Garantie bietet für das Vorhandensein bestimmter körperlicher und geistiger Eigenschaften (Jagdhunde, Pferde). Wir setzen also aus vielhundertjähriger Erfahrung Vererbung solcher rassenmäßiger Dinge als sichergestellt voraus. Beim Menschen gilt, wie gesagt, all das noch als Problem. Und daß man gegen zahllose Schriften, die sich mit der Rassenfrage beim Menschen beschäftigen, außerordentlich skeptisch ist (auch von bestimmten Teilen des erwähnten Güntherschen Buches gilt das bei aller hohen Anerkennung der anderen Teile), das ist leider nur zu berechtigt. Es fehlt noch sehr viel an einwandfreien anthropologischen Feststellungen über unser eigenes Volk. Leider muß zugegeben werden, daß unsere Kenntnisse über die Verteilung der Rassenmerkmale und damit über die Anteile, die die nordische, alpine, dinarische und etwaige andere Rassen am deutschen Volke haben, noch auf recht dünner Unterlage beruhen. Es sei ehrlich eingestanden, daß die diesbezüglichen Angaben in meinen eigenen Werken (Baur-Fischer-Lenz, Menschliche Erblichkeitslehre) genau so provisorisch sind, wie die in Günthers Rassenkunde. Die Darstellungen benützen alles vorliegende Material, es ist aber zu wenig. Hier muß Arbeit einsetzen. Vor dem Krieg war beabsichtigt, das gesamte deutsche Heer und die Marine anthropologisch durchzuuntersuchen und auf diese Weise sozusagen einen Querschnitt durch unser Volk zu bekommen. Heute, wo wir uns nicht mehr mit der messenden früheren Anthropologie begnügen, sondern die große Befruchtung der Anthropologie eingetreten ist durch die Ergebnisse der experimentellen Vererbungslehre (an Pflanze und Tier), will man natürlich auch bei solcher Erhebung erbbiologische Forschung mit der im engeren Sinne des Wortes anthropologischen verbinden. Eine vorbildliche solche Arbeit haben Scheidt und Wriede durch die Untersuchung der Elbinsel Finkenwärder geleistet. Die Aufgabe ist, nicht nur die anthropologischen Merkmale zu verfolgen, sondern Kenntnis zu gewinnen über die Verteilung möglichst vieler günstiger und ungünstiger Erbanlagen im deutschen Volk.

Man macht sich von der Wichtigkeit solcher Kenntnisse im allgemeinen gar keine Vorstellung. Noch so oft hört man etwa die Bemerkung, es könne uns doch wirklich gleichgültig sein, wieviel Blonde und Braune unser Volk hat, und dergleichen mehr. Abgesehen davon, daß auch rein theoretisch die Erforschung solcher Dinge doch mindestens so wichtig ist wie die Untersuchung römischer Bodenfunde oder indogermanischer Sprachen oder vieler zoologischer oder botanischer Dinge. Wir würden unbedingt eine gute, gründliche, mit modernen Gesichtspunkten durchgeführte rassenmäßige Durcharbeitung unseres Volkes haben, Hand in Hand mit entsprechenden geplanten Unternehmungen des Auslandes. Aber die Sache hat auch ihre eminent praktische Seite. Wir wissen noch nichts Sicheres darüber, ob etwa solche Rassenmerkmale irgendwelche Beziehungen haben z. B. zur Neigung zu Krebs oder zu Tuberkulose oder zu Alkoholmißbrauch u. a. Und wie vorhin bemerkt, sollen eben nicht nur Schädelform und Haarfarbe untersucht werden, sondern möglichst viele Erbverhältnisse. Wir haben in Irren- und Pflegeanstalten etwa 180 000 Geisteskranke und Epileptiker, in Wirklichkeit also ganz erheblich mehr. Nach der Überzeugung der Erbforschung stammen davon die ganz erdrückende Mehrzahl aus Stämmen mit entsprechender Erbanlage. Aber eine Übersicht, wie sich diese Erbanlagen, ebenso zahlreiche andere z. B. von Farbenblindheit, von Bluterkrankheit, von Kurzsichtigkeit oder sonstigen Augenstörungen und viele, viele andere verteilen, ob sie zu- oder abnehmen, fehlt noch vollständig. Wenn man daran denkt, welche ungeheure Lasten die gesamte Bevölkerung für diese Unglücklichen tragen muß, aber noch mehr, wieviel Leiden durch Fortpflanzung solcher Menschen immer wieder auf neue Generationen herabkommen, muß einem vor der unheilvollen Macht der Vererbung grauen. Aber man muß sich auch sagen, daß hier nicht Vogel-Strauß-Politik am Platze ist, sondern möglichste Klarheit! Und solche Kenntnisse zu erarbeiten ist wahrlich eine Aufgabe, für die keinerlei Mittel einer Forschungsanstalt zu groß sind. Die sogenannte Eugenik oder Rassenhygiene versucht dann, solche Angaben, die ihr anthropologische und erbbiologische Forschung liefern, so zu verarbeiten, daß positive Vorschläge bezüglich Fortpflanzung und Eheschließung, Erbgesetzgebung und andere, soziale, charitative, auch Verwaltungs- und Gesetzesmaßregeln

daraus resultieren. Es ist unmöglich, hier auf Einzelheiten einzugehen. Es kann nur angedeutet werden, daß z. B. die Frage nach der Sterilisierung erblich belasteter Verbrecher und anderer Minderwertigen nach der ethischen, rechtlichen, medizinischen und eugenischen Seite noch gründlichster Bearbeitung bedarf. Wir sind weder über die Frage der physiologischen und pathologischen Folgen eines solchen Eingriffes auf den Einzelmenschen vollkommen unterrichtet, noch herrscht Einigkeit darüber, wie die Einführung des Eingriffs in großem Maße in rassenhygienischer Beziehung wirken würde. Man sieht aus dem Angegebenen, wie eng die vorhin als drei Abteilungen bezeichneten Arbeitsrichtungen, Anthropologie, Erblehre und Eugenik, zusammenhängen, Grenzen gibt es da nicht.

*

Auf einem anderen Gebiet reichen Anthropologie und Erblehre der praktischen Medizin die Hand. Das ist das Gebiet der Lehre von der Konstitution. Ohne hier irgendwelchen Anspruch auf Vollständigkeit und Exaktheit zu erheben, sei nur angegeben, daß man unter der Konstitution eines Menschen die Art und Weise versteht, wie er anatomisch, physiologisch und pathologisch auf Umwelteinflüsse reagiert. Die einzelnen Menschen zeigen schon in ihrer Erscheinung außerordentlich starke Verschiedenheiten, im Gesamtbau, in der Derbheit oder Zartheit der Knochen, des Bindegewebes und Fettes, in der Mächtigkeit wie in der Spannung der Muskulatur, in Form, Wölbung und Fassungskraft des Brustkorbs, in der Länge oder Gedrungenheit von Hals und Rumpf, der Größe von Kopf und Bauch, Hand und Fuß und vielen anderen Dingen bis zu unscheinbaren Kleinigkeiten. Dazu kommt vielleicht noch größere Verschiedenheit in der Art, wie der einzelne auf bestimmte Schädigungen reagiert, etwa auf Rauschgifte, auf gesteigerte Ansprüche ans Nervensystem, auf Infektion, etwa Tuberkulose, auf die Abnützung der Gewebe (Verkalkung und anderes). Sehr deutlich kann man dabei bemerken, daß in außerordentlich vielen Fällen jeweils bestimmte Prägungen aller dieser Dinge sich in bestimmter Weise kombinieren, so daß man einzelne konstitutionelle Typen sieht. Auch das Volk schließt von bestimmten körperlichen Typen auf größere Neigung zu bestimmten Erkrankungen, es prophezeit z. B. dem stiernackigen, untersetzt gebauten, dicken älteren Herrn eher einen Schlaganfall als einem hageren, langaufgeschossenen, spitzgesichtigen Hagestolz. Und noch eines hat die Medizin heute aufgenommen und stellt es zurzeit in den Vordergrund der Forschung, einen Zusammenhang zwischen Konstitutionstypus, also jenen körperlichen Merkmalen und einer bestimmten seelischen Veranlagung. Wenn Shakespeare Julius Cäsar sagen läßt: „Laßt wohlbeleibte Männer um mich sein mit glatten Köpfen und die nachts gut schlafen," so spricht er damit eine allgemeine Volkserfahrung aus, die Medizin hat sie heute ihrerseits gemacht. Der bekannte Psychiater Kretschmar hat in einem vielgelesenen Buch „Körperbau und Charakter" drei körperliche Typen aufgestellt, den leptosomen oder schmalwüchsigen, dünn aufgeschossenen, den pyknischen, derb, fett, untersetzt und den athletischen, groß und breit und derb, und hat den Nachweis gebracht, daß der sogenannte schizophrene Formenkreis der Geisteskranken (Jugend-Irresein, einfache schleichende Verblödung, Wahnsinn u. a.) in rund zwei Drittel bis drei Viertel dem leptosomen und athletischen Typus angehört, während umgekehrt ebensoviele von den zirkulär Geisteskranken (Melancholie, Tobsucht usw.) pyknisch sind. Wenn auch diese Grundlage richtig zu sein scheint, wissen wir doch über Einzelheiten und andere Zusammenhänge noch sehr wenig. Mit den drei Konstitutionstypen Kretschmars sind jedenfalls die körperlichen Typen des Menschen lange nicht erschöpft, hier bedarf es noch vieler Forschung. Und nun erhebt sich insonderheit für die Anthropologie und damit auch für das Institut die Frage nach dem etwaigen Zusammenhang von konstitutionellen Typen mit bestimmten Rassen. Einigkeit darüber ist noch auf keine Weise erzielt, und keine der zahlreichen vorliegenden Veröffentlichungen erschöpft die Frage auch nur einigermaßen. Über die Häufigkeit solcher Typen bei nichteuropäischen Rassen liegt noch fast nichts vor. Immerhin hat schon vor über 40 Jahren der gute Blick des Klinikers Erwin Bälz, damals Leibarzt am Kaiserlich Japanischen Hof und Professor in Tokio, einen feinen schmalen und einen groben untersetzten Typus bei Japanern unterschieden und beschrieben.

Lenz betont eine gewisse Neigung der nordischen Rasse zum leptosomen Typus und eine gewisse Wesensverwandtschaft mancher für diese Rasse charakteristischer seelischer Züge mit deren geistig gestörtem Auftreten bei Schizoiden. Und entsprechend soll es mit der alpinen Rasse, dem pyknischen Habitus und den bezüglichen Mentalitäten sein. Aber es läßt sich recht viel dagegen sagen, was hier unmöglich ausgeführt werden kann. Das Problem Rasse und Konstitution wird zu seiner Lösung noch viel Kraft und Zeit verlangen.

Wenn diese letzten Ausführungen die Frage auch nach geistigen und seelischen Eigenschaften von Rassen berührten, darf hier erwähnt werden, daß die Erforschung dieses vielleicht allerschwierigsten Kapitels der Anthropologie in den Aufgabenbereich einer anthropologischen Forschungsanstalt gehört. Es handelt sich um die Feststellung der erblichen Unterlagen der menschlichen geistigen Leistungen. Daß diese rassenmäßig verschieden sind, kann ja wohl keinem Zweifel unterliegen. Es wird niemand

leugnen, daß z. B. die Phantasiebegabung von Negern und Südsee-Insulanern oder die angeborene Intelligenz und Denkfähigkeit etwa zwischen auserlesen klugen Europäern und dem Durchschnitt von Australiern und Eskimos recht erheblich verschieden sind. Auch wird kein Urteilsfähiger bei uns in Abrede stellen wollen, daß es nach Intelligenz, Phantasie, Temperament, Energie, Gefühlsreichtum, um nur einiges zu nennen, außerordentlich starke Unterschiede zwischen den einzelnen Individuen gibt, die keinerlei Erziehung, keine Übung, kein Willensaufwand, grundsätzlich ändern kann. Die Erblichkeit all dieser Eigenschaften (d. h. ihrer Unterlage) ist sicher, aber über zahlreiche Einzelheiten brauchen wir noch eine ungeheure Menge von Untersuchungen. Wenn auch noch so viele Angaben, die von den verschiedensten Autoren über Rassenunterschiede geistiger Eigenschaften bei unseren eigenen Rassen, der nordischen, der alpinen, dinarischen usw. gemacht worden sind, teils als unsicher, teils als unrichtig bezeichnet werden müssen, an der Tatsache, daß gewisse Züge erbmäßig verschieden sind, ist für ruhiges Urteil keinerlei Zweifel. Wir haben heute und geschichtlich jene Rassen nur in Mischung zu beobachten die Möglichkeit, das erschwert das Urteil außerordentlich. Aber unmöglich gemacht wird es dadurch nicht und so manche treffende Beobachtung liegt vor. Hier muß also jedenfalls noch Forschung einsetzen.

*

Endlich ein letztes. Wenn die geistigen Kräfte der menschlichen Rassen verschieden sind, muß sich das in den kulturellen Leistungen und damit in der Geschichte der von verschiedenen Rassen und Rassengemischen zusammengesetzten Völker und Staaten geltend machen. Die Ergebnisse von Forschungen und die Deutungen dieser Beziehungen von Anthropologie und Geschichte, auch Anthropologie und Soziologie d. h. Untersuchung der sozialen Gruppen (Volk, soziale Klasse, Kaste, Sippe und Familie) nennt man Sozial-Anthropologie, Woltmann hat von politischer Anthropologie gesprochen, häufig sagt man auch kurzweg Rassetheorien. Kaum ein Gebiet ist so umstritten, kaum irgendwo wird dem einen so oft nordische, dem andern semitische Tendenz vorgeworfen wie hier, und tatsächlich sind die überwiegende Mehrzahl der einschlägigen Schriften von tendenziösen Übertreibungen nicht freizusprechen. Aber daß hier gründliche und objektive Forschung ein zwar schwieriges, doch interessantes Arbeitsfeld hat und daß gesicherte Ergebnisse darauf von unmittelbarstem Nutzen für den Volkswirt, für den Gesetzgeber und Staatsmann wären, bedarf keiner Ausführung.

*

Die Bearbeitung der gesamten anthropologischen, erbbiologischen und rassenhygienischen Aufgaben übersteigt nicht nur die Kraft eines einzelnen, sondern auch die einer kleinen Arbeitsgemeinschaft. Aber die Möglichkeit, die Probleme — und es sind hier lange nicht alle genannt — wenigstens anzupacken und da der Lösung näher zu führen, wo den einzelnen Forscher Neigung und Begabung hinführen, ist von der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft durch die Schaffung dieses Institutes gegeben worden. Möge reiche Arbeit und mögen streng wissenschaftliche Resultate aus dieser Forschungsstätte hervorgehen und den Beweis erbringen, daß das, was die verantwortlichen Leiter der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft gewollt und geschaffen haben, ein gutes Werk gewesen ist, zum Wohle unserer Wissenschaft und zum Segen des deutschen Volkes.

Der Große

Der große Vater ist der Tod,
Die große Mutter ist die Not.
Die große Mutter ist die Angst,
Mit der auch du, auch du schon rangst.

Es ist die Angst vor ewiger Ruh.
Sie weckt das Leben immerzu.
Der Tod faßt sie in starken Arm
Und hält sie auf ein Stündlein warm.

Und wie er sie im Arme hält,
Wird und vergeht die Wandelwelt.
Er möchte gern sie ganz befrein,
Sie aber ruft ihr wildes Nein.

Und wirft sich an sein großes Herz.
Da klingt es, wie der Sturm im März.
In tiefem Sinnen steht der Held.
Dann schafft er weiter Welt um Welt.

Hans Much

Gouvernantennovelle

Von Ernst Lothar

Gast hieß sie, Hedwig Gast, vierunddreißig Jahre alt. Klein, von schmalem, leichtem Körper und einem dunkeläugigen Gesicht mit vielem braunem Haar. Keine Spur von der Tochter eines Subalternbeamten. Eher glich sie einem Stiftsfräulein. Allerdings, sie war frühzeitig von den längst verstorbenen Eltern weg und zu fremden Menschen gekommen, die an ihr Gefallen fanden, sie ausbilden und Manieren lernen ließen. Dann ging sie in Stellung, wie man es ja wohl nennt. Im Hause des Professors Grögerlein hatte sie durch fünf, bei Baronin Heydenreich in Steiermark durch nahezu sieben Jahre Kinder erzogen, einen Knaben und drei Mädchen. — Jetzt hatte sie keinen Posten.

*

Sie hatte keinen Posten, sie suchte ihn bei Herrn Himmel zu finden. „Oh," sagte Herr Himmel und glitt mit einem kurzen Blick über Hedwigs Gestalt, „schon wieder?"

„Wieder?" entgegnete Hedwig, mit den Praktiken des Geschäftsmannes vertraut. „Sie irren sich. Das letztemal war ich vor sieben Jahren bei Ihnen!"

„Nun," machte Herr Himmel, „was sind sieben Jahre? Ist das auch etwas? Meine Placierten bleiben fünfzehn, ja zwanzig Jahre und darüber. Was sind sieben Jahre?" Hedwig wies ihre Zeugnisse vor. „Kann sie daher jedermann nur aufs wärmste..." überflog Herr Himmel, laut lesend, „...von einer außerordentlichen Selbstlosigkeit und Hingebung an ihren Beruf... größten Zuneigung für ihre Zöglinge — Elogen!" schnitt er ab. „Papier ist geduldig. Und wer schreibt das schon? Die Baronin Heydenreich... zweitrangig, sage ich Ihnen. Aber gut. Sie wollen eine Stelle. Ich habe keine Stelle. Kommen Sie her, ich werd' Ihnen ins Ohr sagen — Nicht? Sind Sie noch immer die fade Person, wie damals, wo ich Sie zu dem Halsprofessor gebracht hab'? So werden Sie Ihren Weg nicht machen, so nicht! Kommen Sie morgen wieder. Vielleicht geschieht ein Wunder." Hedwig ging.

*

Als sie nochmals vorsprach, hatte Herr Himmel mit Rosemarie Dara schon alles abgeredet. Es ist gar nicht zu sagen, wie gelegen ihm Fräulein Gast kam! Bei seiner ausgesuchten Klientel bevorzugte Herr Himmel die Damen vom Theater ja gerade nicht, allein in diesem Falle konnte er ein übriges vor sich verantworten. Denn Rosemarie Dara war eine Ausnahme. Wiewohl Schauspielerin, noch dazu Soubrette am Carltheater, hatte sie in jenen Kreisen, die sich die „erste Gesellschaft" nannten und seit der Abschaffung des Adels nur noch fester zusammenhielten, Gunst erlangt. Man sah sie bei sich, ließ sich bei ihr sehen. Rosemarie Dara war nicht nur eine anerkannte Operettendiva, sondern galt auch als Dame von Welt. Diese Pardonierung rührte daher, daß sie mit dem beim Preisreiten tödlich gestürzten Grafen Nikolaus Einsperg verheiratet und als Tochter des Rennstallbesitzers Dartusch von je mit Adel und reichem Bürgertum in Beziehung gewesen war. Bereits vor ihrer Heirat bei der Bühne hatte sie nach dem Tode ihres Gatten ihren Schauspielernamen wieder angenommen, was ihre Bekannten nicht an der Erklärung hinderte, sie frühstückten heute bei der Gräfin Einsperg oder: „Dann is' noch die Gräfin Ros' da, du weißt, die Witwe vom Niki Einsperg, was beim Preisreiten mit der Nelly g'stürzt is... eine geborene Dartusch, vom Joschie Dartusch die Tochter, der mit Advent die Trialstakes g'wonnen hat. Dieselbe, was im Carltheater spielt. Aber, weißt du, sie is schon sehr eine nette Frau und dann... also nicht... sie braucht's halt. Der Niki hat nie was g'habt, der Vater, erinnerst dich, hat bei der G'schicht mit dem Ißnitzer G'stüt damisch draufgezahlt — also nicht... leben muß man. Und ein Bub ist auch da, vom Niki..."

Rosemarie Dara, oder wie ihre Bekannten sagten, die Gräfin Einsperg, zählte zur „ersten Gesellschaft". Grund genug für Herrn Himmel, sie mit dem maßvollen Enthusiasmus zu bedienen, den er für diese Klasse seiner Kundschaft bereithielt.

Es sei ein Glück, sagte er, eine solche Stelle finde sich, und wenn man Wien mit Fackeln absuchte, nicht wieder. Bitte: ein einziges Kind. Eine entzückende Mutter. Ein erstklassiges Haus, splendid, nobel... Hedwig hörte die Bedingungen, entrichtete ihre Gebühr und nahm die Adresse des Hauses entgegen, das ihr als das Glück bezeichnet worden war.

*

In Herrn Himmels Vorzimmer wartete ein altes, grauhaariges Fräulein mit schwarzer Spitzenmantille und schwarzen abgeschnittenen Zwirnhandschuhen, aus denen

die bloßen Finger ſchauten... „Nichts,“ ſagte der mit Hedwig aus der Tür tretende Vermittler, als ihn der ängſtlich aufſchauende Blick der alten Gouvernante traf. „Wie oft ſoll ich es Ihnen denn noch ſagen? Ich habe nichts für Sie und werde nichts für Sie haben! Wer ſoll, bitte Sie, eine ſiebzigjährige Perſon ins Haus nehmen!“

„Ich bin erſt einundſechzig, mein Herr,“ ſagte die Stellenſuchende gekränkt, „das iſt doch für den Unterricht und die Beaufſichtigung kein zu hohes Alter!“

„Anſichtsſache... Alſo ich hab' nichts!“ ſchrie Herr Himmel und ließ ſie ſtehen.

Hedwig ging mit dem alten Fräulein die Stiegen hinab. „Das iſt ein ſehr rohes, ungebührliches Benehmen,“ ſagte die Abgewieſene zitternd und in derſelben Weiſe, in welcher ſie einen ihrer Zöglinge gerügt haben mochte. „Das iſt wirklich genant, ſich ſo von jemand behandeln laſſen zu müſſen, der keine Bildung beſitzt! Und weswegen?“ fuhr ſie fort, ſtehenbleibend und Hedwigs Hand faſſend. „Weswegen? Ich vermute, daß auch Sie denſelben Beruf haben, wie ich, ſo werden Sie mich ja begreifen. Iſt es nicht der grauſamſte Beruf, den es gibt?“

Sie gingen, ein kleiner gelber Hund bellte.

„Nichts als ein ununterbrochenes, quälendes Abſchiednehmen,“ ſagte das alte Fräulein. „Was hat denn unſereiner? Wir ſind mit den Kindern, fortwährend ſind wir bei ihnen, wir ſehen ſie wachſen, wir hören ſie reden, wir ſpüren, wie ſie denken — ganz anders als die Eltern! Und tauſendmal mehr als die Eltern hängen wir unſer Herz an dieſe fremden Kinder, die nicht ein Teil unſrer Leiber, aber einer unſres Weſens ſind. Jahr und Tag geben wir ihnen, was wir haben, und für jedes Wort haben wir ſie lieb, das ſie uns nachſprechen, für jede Bewegung, die ſie uns nachmachen!“

Sie gingen. Der kleine gelbe Hund lief ihnen nach.

„Und wir haben die Verantwortung!“ ſagte das alte Fräulein. „Wenn ſie krank werden, wenn ſie fiebern... wir haben die Verantwortung. Dann ſind ſie eines Tages erwachſen. Oder unſer Engliſch iſt nicht rein genug. Oder wir ſind zu nachſichtig. So heißt es: aus dem Hauſe. Und wieder in ein fremdes Haus. Wieder die Marter des Sicheingewöhnens, die entſetzliche Scham, fremde Gebräuche, falſche Meinungen gutheißen zu müſſen, bis dann die Kinder uns wieder zuwachſen und man ſie uns irgendeinmal wieder raubt. Immer verlieren. Nie ein Erlebnis ſehen. Und das ganze Leben Adieu ſagen...! Iſt es nicht ſo?“

„Ja!“ antwortete Hedwig, die es hundertmal brennend empfunden hatte. „So furchtbar wahr iſt es!“

Sie reichten ſich die Hand. Der kleine gelbe Hund lief der alten Gouvernante nach, als ſie ihren Weg nahm. Hedwig aber ſtellte ſich in dem fremden Hauſe vor, das ein Glück für ſie ſein ſollte.

*

Kleine Zeremonie des Türöffnens. Ein Diener im Frack ſtand da und ſprach leiſe. Er ſchritt ohne Devotion voraus, durch ein paar Zimmer in einen Salon; er bat, zu warten. Aus den Dingen, die Hedwigs Blick traf, ſprach Wohlhabenheit. Nichts Vordringliches, nichts, was an den Bühnenberuf der Hausfrau erinnerte. Sie trat bald ein, Roſemarie Dara, und Hedwigs erſter Eindruck war: Nein! Eine kaum mehr junge, hübſche, ausgezeichnet gekleidete, nicht ſympathiſche Frau. Nicht ſympathiſch — weshalb? Vielleicht mißfiel dem Fräulein aus der Provinz die betonte Nobleſſe, das betonte Ariſtokratendeutſch, das Frau Dara ſprach, vielleicht der ſchnelle, abſchätzende Blick, den ſie ihr zugeworfen hatte, vielleicht die Spur von Herablaſſung, die in der Frage lag: „Sie ſind das Fräulein, das mir Herr Himmel ſo begeiſtert annonciert?“

Hedwig bejahte mit einem leichten Gefühl des Widerſtrebens. Je länger indes ſie mit der Schauſpielerin ſprach, deſto mehr verflüchtigte ſich dieſe Empfindung und wich einer Art von Mitleid.

„Sehen S', Fräulein,“ ſagte Roſemarie Dara und erhob ihr volles, gepudertes Geſicht, „mit dem Helly is das nicht leicht. Er war vier, wie der ſelige Graf g'ſtorben is, und die ſechs Jahr' ſeitdem hab' ich ihn beinah' allein g'habt. Die Nurſe und dann die Fräul'n Auer, was bis zuletzt bei ihm waren, die waren ja doch... wenn ich ſagen ſoll... ein bißl untergeordnet. Der Helly is nämlich ein ſehr entêtierter Bub ... aber das is auch ſein ganzer Fehler. Sie ſehn ſchon, Fräulein — Gaſt, nicht? — wir haben uns furchtbar lieb, der Bub und ich, gräßlich lieb. Der Bub hängt ſo an mir, daß er ſich von keinem was ſagen laſſen will... nur von mir. Alſo nicht wahr, bis jetzt is das ja comme ci, comme ça gegangen. Aber er wird jetzt zehn und ſoll im Herbſt ins Thereſianum... extern, ſeit dem Umſturz nehmen s' es ja nur extern, die Bolſchewiken... und da braucht er wen, der ihn ein bißl an die Kandar' nimmt. Ich hab' ja gedacht, ein Hofmeiſter... der Baron Kari war auch der Meinung... aber ſchaun S', Fräulein, dann war mir doch zu leid um den Buben. Es is ja wahr, er hat

ein bißl einen Dickschädel, und ich hab' ihn dezidiert verzogen ... was kann man dafür, wenn man sich so lieb hat? Ich, nicht wahr, Fräulein, hab' niemand außer ihm, er niemand außer mir. Und ich denk' mir, jemand, der kinderlieb is und doch, wann's sein muß, seinen eigenen Kopf aufsetzt, wär' grad recht für ihn. Ich selbst ... nicht ... kann mich ihm nicht immer so widmen, wie er's jetzt in den Jahren brauchen möcht' ... so hätt' ich halt gern wen, der den Helly lieb hat und nicht so schwach is wie ich."

Pause. Rosemarie Dara schaute an Hedwig vorbei, dann sah sie sie an. ‚Es kommt noch etwas,' dachte Hedwig, ‚es kommt das, wofür man mich braucht.' Und dann dachte sie: ‚Bin ich nicht zu mißtrauisch?'

Rosemarie Dara lächelte. „Übrigens," sagte sie und zögerte ein bißchen, „der Helly weiß nichts von meinem Beruf. Was? Sie wissen auch nichts? Aber ... wieso? Leben S' denn außer der Welt, Fräulein? Faktisch? Und bis nach Steiermark dringt so etwas nicht? Schauspielerin bin ich, Fräulein Gast. Sogar keine gar so unbekannte! Ich geb' Ihnen nächstens einmal Karten ... zur Première vom ‚Magyarenmädel' ... da können S' mich sehn. Ich glaub', ein noch größerer Erfolg als die ‚Veilchenbraut'!"

Rosemarie Dara klopfte mit dem Knöchel des rechten Zeigefingers unter den Tisch, vor dem sie saß. Es war ihr noch nicht vorgekommen, daß ein erwachsener Mensch nichts von ihrer Existenz wußte. „Was ich hab' sagen wollen," äußerte sie dann und kam zur Sache: „Der Helly weiß nichts. Er is so wahnsüchtig eifersüchtig auf alles, was die Mama aus seiner Näh' bringt — wann er's wüßt', daß ich jeden Abend ins Theater muß, vor die fremden Leut' Komödie spielen — es wär' nicht zum Aushalten mit ihm! — Außerdem ... der Baron Kari meint auch ... es möcht' ihm den Respekt vor mir nehmen. So ... nicht wahr ... is halt die Mama der Stellvertreter vom lieben Gott und — wann er's wüßt', wär' gleich was vom Glorienschein weg. Meinen S' nicht, Fräulein?"

„Ich weiß nicht, gnädige Frau," entgegnete Hedwig. „Ich glaube, daß sich mit keiner Art von Verbergen schließlich viel ausrichten läßt. Aber gnädige Frau werden es gewiß richtiger beurteilen, da Sie das Kind ja genau kennen."

„Ja, ich denk' auch." Abermals war eine Spur Herrendistanz in den Worten. „Möchten S' mir jetzt die Zeugnisse für einen Moment —? Danke sehr. Das sind ja exzellente Beschreibungen ... wirklich. Wann's Ihnen also paßt ... morgen vielleicht? Das Fräulein Auer geht nämlich heut. Sonst hätt' ich Sie auch jetzt zum Buben hineing'führt, aber er regt sich gleich so schrecklich auf, nicht ... Schaun S', da is ein Bildl von ihm ... o ja, hübsch is er schon ... Also morgen, Fräulein Gast!"

Aufstehen. Sesselrücken. Kleine Entlassungszeremonie des Dieners im Frack. „Hier, bitte. Dort ist die Herrschaftsstiege."

★

Der kleine Hellmuth war ein schmächtiger, hochaufgeschossener Junge, dessen weiches Gesicht von den übergroßen hellgrauen Augen und den schönen blonden Locken viel Licht erhielt. Es hieß, daß er sehr an seinen Vater erinnere, von dem er auch die für seine Jugend erstaunlich sichere Art des Redens und Auftretens haben mochte. Er empfing Hedwig, die mit seiner Mutter bei ihm eintrat, wie etwa der Herr vom Hause eine Dame empfangen hätte, indem er aufstand, sich verbeugte und sagte: „Hoffentlich werden Sie sich bei uns wohlfühlen, Fräulein Hedwig. Ich will bestimmt alles dazu tun. Erlauben Sie, daß ich ‚Fräulein Hedwig' zu Ihnen sage? Ich kann Zunamen nicht leiden. Sie hören sich so fremd an. Das Fräulein Auer hab' ich immer Anny gerufen — Mama," wandte er sich unvermittelt an seine Mutter, „ist die Anny gut abgereist? Was hat der Friedrich gemeldet?"

„Friedrich war nicht mit," antwortete Rosemarie Dara, „Fräulein Auer wollte lieber allein —"

„Wieso?" fiel der Knabe ihr mit Heftigkeit ins Wort, „ich habe Friedrich doch ausdrücklich befohlen, Anny an die Bahn zu bringen! Jetzt hat sie sich sicher wieder aus lauter Bescheidenheit Unbequemlichkeiten gemacht und muß bis Wels stehen! Das hättest du doch nicht zugeben dürfen, Mama!"

Die Schauspielerin wechselte einen Blick mit Hedwig und antwortete: „Mir scheint, Er will sich gleich von seiner angenehmsten Seite zeigen, Helly! Schickt sich denn das? Macht man der Mama eine Reprimande?"

Der Knabe schwieg. Dann sagte er mit einem reizend weltmännischen Lächeln: „Gegen einen, den man so lieb hat, schickt sich alles! Nicht, Fräulein Hedwig?" Und sein Herrentum vergessend, warf er sich mit einem jubelnden Ruf der Mutter in die Arme.

„Pardon, Fräulein Hedwig!" äußerte er gleich darauf, noch atemlos, „aber ich muß! Ist die Mutti nicht die schönste Frau der Welt? Warum sagen Sie denn nicht Ja?"

„Ich sage es ja schon," erwiderte Hedwig. „Du hast wirklich eine außerordentliche Mutter, Helly." Dann blieb sie mit dem Knaben allein.

Er ſchloß ſich Hedwig bald mit dem Freimut an, der in ſeiner Art lag. Ein wenig zurückhaltend, mit einer durch das Mißverhältnis des Alters manchmal komiſch wirkenden Abſicht, „der junge Herr Graf“ zu ſein, wie er von der Dienerſchaft genannt wurde, warf er in kurzem alles Unnatürliche ab und zeigte ſich, wie er war: ein leicht erregbares, überempfindliches, leidenſchaftliches, reingebliebenes und ſeiner Mutter bis zur Vergötterung anhängendes Kind. Er hatte bisher niemanden gehabt, der ſich ſeiner Eigenwilligkeit entgegengeſtellt hätte. Hedwig begann, was ſeine Mutter aus Schwäche, ſeine Erzieherinnen aus Unvermögen verſäumt hatten: ſie lehrte ihn, daß Inſtinkte nur entſchuldbar ſind, wenn das Herz ſie verantwortet. Und je länger und überzeugender der Knabe Hedwigs Wahrhaftigkeit als Triebfeder ihres Weſens begriff, deſto williger ließ er von den Unbeſonnenheiten ab, die ſeine Umgebung früher in Beſorgnis verſetzt hatten. Doch ſo ſehr er der neuen Erzieherin anhing, ſein Gefühl bewahrte er in eiferſüchtiger Ausſchließlichkeit der Mutter. Von ihr zu reden, ſie zu rühmen, wurde er nicht müde. Nicht die leiſeſte Trübung, nicht den mindeſten Makel duldete er an dem Bild, das ihm ſeit je im Blute ſtand. Einmal hatte der Diener, ſo daß Hellmuth es hören konnte, einen Auftrag ſeiner Mutter überflüſſig genannt. Weiß vor Wut ſtürzte der Knabe ſich auf ihn, und wenn Hedwig nicht vorgebeugt hätte, wäre es zu einem böſen Auftritt gekommen.

★

Den Sommer und den erſten Herbſtmonat war ſie ſchon im Hauſe, und es ließ ſich erträglich an. Ohne Neigung für die Schauſpielerin, doch auch ohne Widerſtand lebte ſie mit ihr zuſammen, und da ſich ihr Einfluß auf den Knaben bald aufs günſtigſte erkennen ließ, befeſtigte ſich ihre Stellung zuſehends. Sogar Baron Czatkay trat für ſie ein. Baron Czatkay, von Roſemarie Dara „Baron Kari“ genannt, ſpielte, um es gleich zu ſagen, im Hausweſen eine ziemlich eindeutige Rolle. Bis zum Umſturz Dragonermajor, hatte er ſeither ſeine Einkünfte aus mancherlei Quellen bezogen — mein Gott, man konnte nicht wähleriſch ſein und, was das Geld betraf, es roch nicht, ſofern man es hatte. Es zu haben, — dafür opferte Baron Kari Nächte ohne Schlaf. Er trieb dies, er trieb das. Er machte, was man in ſeinen Kreiſen „Baſſeſſen“ nannte: es glückte nicht. Und dann, mit einem Schlage, kam er in die Höhe. Roſemarie — ein offenes Geheimnis — wußte, wie ihm das gelungen war.

„Das is g'ſcheit, daß du deiner neuen Fräul'n ſo folgſt, Helly. Sonſt wär' dir das Internat g'wiß nicht erſpart geblieben!“ bemerkte er zu dem Knaben und dreſſierte mit der Daumen- und Zeigefingerſpitze ſeinen geſtutzten Schnurrbart.

Erbittert antwortete das Kind: „Ich danke. Aber Sie haben bei uns gar nichts dreinzureden, Baron Czatkay! Gar nichts! Nicht wahr, Mutti?“ Er ſah ſeine Mutter mit funkelnden Augen an.

Roſemarie Dara lachte verlegen. „Produzier' Er ſich doch nicht! Ich kann wirklich nicht annehmen, daß Er dieſe Impertinenz im Ernſt geſagt hat! Aber auch im Spaß möcht' ich mir's verbeten haben! Er weiß, daß der Baron Czatkay Sein beſter Freund iſt und daß er ſich wie ein Vater um Ihn kümmert! Geh Er und entſchuldig' Er ſich!“

Da machte der geweſene Dragonermajor eine ſchnelle Bewegung. „Laſſen S' ihm, Frau Roſ',“ ſagte er. „Er hat's ja nicht ſchlecht g'meint! Was?“ Pfeifend ging er durch die Portiere und ſchaute im Vorbeigehen die neue Erzieherin an, dieſe merkwürdige kleine Perſon da, die den Satan von Buben ſo zu nehmen wußte ... nicht übel übrigens, das Mädel! Ob ſie einen Geliebten hatte? Sah nicht danach aus. Dieſe Mädel ſind anſtändig, wirklich ... arme Mädeln! Er ließ ſich Sherry bringen, Baron Kari.

In Hellmuths Zimmer aber kam es zwiſchen Hedwig und dem Knaben zu einer Ausſprache. Wer hätte das geglaubt? Hedwig ſagte: „In der Form haſt du unrecht gehabt. Aber was du geſagt haſt, das war richtig!“ Für dieſe Antwort küßte er ſie, ſo lange, ſo wild, bis ſie böſe wurde. Ah, er haßte dieſen Kerl! Er hätte ihn ermorden können.

★

Es ließ ſich, nach Hedwigs Meinung, nicht länger verheimlichen. Hellmuth, der bisher die Normalklaſſen als Privatſchüler zurückgelegt hatte, befand ſich zum erſtenmal in einer öffentlichen Schule unter gleichalterigen Kameraden. Bei ſeinem Eintritt in die thereſianiſche Akademie ſagte Hedwig zu Roſemarie Dara: „Wenn er es durch Dritte erfährt, wird es ihn bei ſeiner Veranlagung ganz anders treffen, als wenn Sie ſelbſt es ihm ſagen, gnädige Frau. Und daß es ſich in der Schule geheimhalten läßt, das halte ich für ausgeſchloſſen. Sagen Sie es ihm doch ruhig! Er iſt viel zu vernünftig, als daß er an Ihrem Berufe etwas Befremdendes finden könnte. Nicht das wird ihm zu denken geben, beſtimmt nicht. Ihn wird nur kränken, daß man ihm etwas verſchwiegen hat, was er — ſeiner Meinung nach, gnä-

Marschenlandschaft. Gemälde von Prof. Max Clarenbach
(Berlin, Kunstausstellung Flechtheim)

dige Frau — hätte wissen müssen. Wie oft, wenn Sie ins Theater gefahren sind, hat er mich gefragt: ‚Warum muß denn die Mutti jeden Abend weg? Kann sie diese dummen Gesellschaften nicht absagen?‘ Und als ich meinte, gnädige Frau wären vielleicht nicht in Gesellschaft, sondern ins Theater gefahren, antwortete er mir empört: ‚Nein, die Mutti hat mir gesagt, sie geht in Gesellschaft! Die Mutti schwindelt mich nicht an!‘“

Rosemarie Dara schüttelte den Kopf. Nein, liebes Fräulein, nein. Sie wolle es lieber nicht tun. An die Möglichkeit, daß er es in der Schule erfahre, habe sie natürlich auch gedacht, allein der Ordinarius und der Präfekt hätten sich für die Geheimhaltung verbürgt. Und je länger er es nicht wisse, je mehr er Zeit gewinne, über diese Dinge unbefangener und erwachsener zu urteilen, desto besser. Ein Irrtum, Fräulein Gast. Wenn er es jetzt erfahre, sei er in seinem ganzen Vertrauen zu ihr wankend gemacht, das Verhältnis zwischen Mutter und Kind verdorben. Man müsse abwarten, bis Hellmuth gelernt habe, das eiserne Muß der materiellen Fragen zu würdigen. Dann würde es ihn weniger chokieren.

‚Wirklich?‘ dachte Hedwig. Was da sprach, hatte den Ton der Fürsorge, nahm die Haltung einer Mutter an... „Nein, gnädige Frau,“ sagte die Erzieherin, „ich kann da nicht folgen. Meiner bescheidenen Meinung nach kann es gerade ein aristokratisches Empfinden nicht nur nicht abstoßen, sondern müßte es im Gegenteil anziehen, wenn es erkennt, wie ihm zuliebe Opfer gebracht werden. Hellmuth wäre ja einfach schlecht, wenn er —“

Kleine, erstaunte Geste. Wie beliebt? Aber, Fräulein!

Rosemarie Dara erhob sich. Das Gespräch war zu Ende. Was diese Leute sich herausnahmen! Das hatte man davon, wenn man Dienstboten behandelte wie seinesgleichen.

*

Es kam von einer Seite Sukkurs, von der Hedwig es nicht erwartet hätte. Baron Czatkay pflichtete der Erzieherin bei, ja er sagte es ihr auf den Kopf zu, daß sie recht habe. „Ich unterschreibe jedes Wort, mein gnädiges Fräulein!“ Fände Hedwig es nicht opportun, die Sache mit ihm, Baron Czatkay, genau zu besprechen? Zu diesem Zwecke könnten sie ja einmal miteinander spazieren gehen... in den Schwarzenberggarten... nicht? Hedwig fand das nicht notwendig. Doch sei es ihr lieb, daß der Herr Baron ihre Ansicht teile, und sie bitte ihn, dies auch der gnädigen Frau nachdrücklich zu sagen. Das wolle er, Baron Kari, das wolle er. Und das werde schon Eindruck machen... auf die gnädige Frau.

‚Gar nicht übel,‘ dachte der gewesene Major, ‚bißchen ungeschickt, aber gar nicht übel. Man sollte das kultivieren.‘ Und er verabredete mit Rosemarie Dara eine Praterfahrt, zwei Tage nach Schulbeginn.

Hellmuth saß auf dem Bänkchen, seiner Mutter und dem Baron gegenüber. Er strahlte vor Freude, unter den noch vollbelaubten Bäumen hinsausen und für die vielen Grüße, die Rosemarie Dara galten, mit stolzer Höflichkeit danken zu können. „Also,“ sagte der Baron Czatkay beim zweiten Rondeau und klopfte ihm auf die Schulter. „Was machst denn, Bubi? Wie g'fallt's dir in der Schul'?“

„Gut, danke,“ antwortete Hellmuth und der verschlossene, gegnerische Ausdruck trat in seine Augen wie immer, wenn sein Feind das Wort an ihn richtete.

„So. Das ist schön... Sag' du mir einmal... gehst du eigentlich gern ins Theater?“

Hellmuth blickte auf. Er war bisher drei- oder viermal in der Oper gewesen, einmal beim „Verschwender“ im Burgtheater. „O ja...!“ sagte er zögernd.

„No, ich glaub's,“ bemerkte der andere und fuhr, Rosemarie Dara einen Wink gebend, fort: „Möchtest nicht auch einmal so Theater spielen? Was?“ Hellmuth sah ihn betroffen an. „No ja, weißt, so ein Schauspieler sein... ein Akteur...?“

„Aber,“ erklärte der Knabe eifrig und vergaß, daß er sich vorgenommen hatte, kein Wort mit dem Baron zu reden, „das geht doch nicht! Ich komm' doch dann in die Konsularakademie und nach Rom, wo der Papa war?“

„Geh, geh!“ machte der Major, „wer kann denn das heut so vorauswissen! Heut ist das nicht mehr so. Außerdem, ich frag' dich ja nur. Ob's dich freuen tät'... Natürlich tät's dich freuen... Wen freuet' denn so was nicht? So ein Künstler sein, ein Akteur... der, was die Triumphe erlebt und den Applaus und die Lorbeerkränz'... sein wär' das, großartig, was?...“

Stillschweigen. Hin und Her von Blicken.

„Fabelhaft wär' das!“ wiederholte der Major. „No und... die Mama, also siehst du... die ist zum Beispiel gleich so eine beneidenswerte Künstlerin. Du warst, weißt, bis jetzt noch nicht so groß, daß du das hätt'st verstehn können, was für eine Ehr' das ist, weißt... wie das einen Menschen so g'wiß hinaushebt aus diese täglichen Existenzen... das hast du ja bis jetzt noch

nicht ſo verſtanden ... aber jetzt, wo du ſchon ſo g'wiß ins Thereſianum gehſt und ein junger Herr biſt — jetzt kann man's dir ja ſagen und dir die Freud' machen ... daß die Mama alſo eine der erſten Theaterkünſtlerinnen von Wien is! Was, da freuſt dich?"

Hellmuth verwandte keinen Blick von dem angeſtrengt Redenden. Was für eine freundliche Stimme der annahm! Wie er alles aufbot, ſich angenehm zu machen! Was ſagte er? Die Mama war eine Künſtlerin?

Der Knabe ſah der Mutter ins Geſicht. Sie hatte ein krampfhaftes Lächeln auf den Lippen. Sie griff nach ſeiner Hand. „Da freuſt dich ..." ſagte der Baron, „... eine der erſten Theaterkünſtlerinnen ..." ſagte der Baron ... Und die Mutti machte eine abwehrende Bewegung, hielt ſtreichelnd ſeine Hand.

Angſt war in ihren Zügen, Angſt vor dem Gerede, vor dieſem —

„Ja, ich freu' mich!" rief der Knabe mit einer durchdringenden Stimme. „Aber, bitte, nehmen Sie doch Rückſicht auf die Mutti! Sehen Sie denn nicht, wie ſie ſich aufregt!"

Hin und Her von Blicken. Es wurde von anderem geſprochen. Man ſtieg in der Kricau aus, Baron Kari beſtellte für Hellmuth ein großes Erdbeereis mit Schlagobers, der Knabe aß. Einmal berührte er unterm Tiſch die Hand ſeiner Mutter mit einer heftigen Liebkoſung.

„Gut is 'gangen, nix is g'ſchehn!" ſagte der Major, als er ſich verabſchiedete, leiſe zu Roſemarie Dara. „Hab' ich's dir nicht vorausg'ſagt? Er is ja noch ſo ein Tſchapperl!" Und er grüßte: „Alſo auf Wiederſchaun, Gräfin Ros' ... wern S' mich wieder einmal rufen ...? Servus, Helly ... hoffentlich ſekkieren 's dich nicht zu viel in deiner Schul' ...!"

Dann fuhren ſie nach Hauſe. Im Fahren fragte Roſemarie Dara haſtig: „Helly, hat Er das verſtanden, was der Baron Kari Ihm erzählt hat?"

Schnell, zärtlich, ihren Blick erwidernd, antwortete der Knabe: „Aber ja, Mutti! Da iſt doch nichts dabei. Deswegen mußt du dich doch nicht aufregen! Mutti!" Und er küßte ſie im offenen Wagen, während ſie in die Ringſtraße einbogen.

„Geh Er!" machte Roſemarie Dara. „Vor die Leut' ..."

★

Als ihn Hedwig beim Zubettgehen fragte, was es auf der Ausfahrt Neues gegeben habe, dachte er nach und ſagte: „Nichts. Schön war's. Eis hab' ich gegeſſen."

Ganz klar, daß man Mamas Geheimnis nicht preisgeben durfte. Mamas Geheimnis ... Was bedeutete das eigentlich? Sie war ſo ängſtlich, ſo traurig geweſen, daß man an gar nichts hatte denken können, als ſie wieder luſtig zu machen. Warum aber ... warum kränkte ſie das ſo? War denn das nicht wirklich ſchön ... eine Schauſpielerin? Wie die Fee Cheriſtane im „Verſchwender"? Feen und Königinnen und Prinzeſſinnen ſpielen ... die Ritterſtücke aus dem blauen Buch ... das war doch ſchön! Merkwürdig. Warum war die Mutti darüber ſo aufgeregt? Vielleicht weil ſie ſelbſt es ihm hätte allein ſagen wollen und der Baron Czatkay ihr die ganze Freude verdorben hatte mit ſeiner ekelhaften Art? Wie die Mutti einen ſolchen Menſchen nur anſchauen konnte ... O ja, das war ſchon ſchön. Wunderſchön. Die Mutti war eine berühmte Schauſpielerin! Gleich in der Früh mußte er ſie bitten, daß ſie ihn ſchon morgen ins Burgtheater mitnahm!

„Schläfſt du ſchon?" fragte Hedwig.

Da faltete der Knabe die Stirn und gab keine Antwort. Von dieſen Sachen brauchte ſie nichts zu wiſſen. Das ging ihn und die Mutti allein an. Mit gefalteter Stirn ſchlief er ein.

Herzklopfen beim Erwachen. Es war ſtrenge verboten, zu Mama ins Schlafzimmer zu kommen, da ſie ſelten vor elf wach zu werden pflegte und nichts mehr haßte, als vorzeitig geweckt zu werden. Diesmal aber ließ ſie Hellmuth rufen und empfing ihn mit einem Regen von Küſſen. Es ſei ſo nett von ihm, daß er guten Morgen ſagen komme. Das Kind ſchluckte ein bißchen, wurde blaß und bat: „Möchteſt du mich nicht heute ins Burgtheater mitnehmen, wenn du ſpielſt!"

Roſemarie Dara ſchüttelte heftig den Kopf. Was denn? Was denn? Es gehe abſolut nicht. Nein. Nein! Es gehe nicht, weil ... weil es ein zu trauriges Stück ſei, heute, entſetzlich traurig! Alſo morgen? Auch morgen nicht ... da werde dasſelbe Stück geſpielt. Es ſei ein Stück, das gar nicht für ihn paſſe. Wenn man einmal etwas gebe, was er ſehen könne, würde ſie ihn mitnehmen. Ja?

Hellmuth blieb am Bettrande ſtehen. „Mutti ... was biſt du denn in dem traurigen Stück heute?"

„Ah," ſagte Roſemarie Dara, „nichts Beſonderes. Eine unglückliche Komteß ..."

So. Einen Kuß. Noch einen. Und nachmittag kam die Gräfin Fanny mit der kleinen Clair' ... da konnten die Kinder in den Garten, wenn ſie wollten. Nicht? Noch einen Kuß.

Vier Tage darauf, Samstags, ſagte Hellmuths Sitznachbar, Fritz Bonner, vor der Mathematikſtunde zu ihm: „Du, Einsperg, geſtern hab' ich deine Mama geſehn! Sie ſpielt großartig!“ Er wollte weiterreden, doch Profeſſor Riſch trat ein, und ſo flüſterte er nur, während der Profeſſor die Fehlenden einſchrieb: „Einzig ſpielt ſie!“

Hellmuth ſaß wie betäubt. Der Bonner hatte die Mutti im Theater geſehen? Dann war es ja kein Geheimnis mehr, wenn der Bonner es wußte? Er war dort geweſen, hatte ſie ſpielen ſehen? Aus der nebelhaften, wirklichkeitsbaren Vorſtellung, die er von Ezattays Eröffnungen bisher hatte, kam plötzlich das nüchtern Wahre auf ihn zu... Was denn für ein Geheimnis? Die Mutti war eine Schauſpielerin wie die andern Schauſpielerinnen am Burgtheater. Wenn einer hinging, konnte er ſie ſpielen ſehen. Genau ſo wie er ſelbſt beim „Verſchwender“ geweſen war, und dieſe ſchöne Schauſpielerin geſehen hatte, die Fee... Merkwürdig. Daß der Bonner da neben ihm ſeine Mutter von der Bühne kannte und alles das, was er, Hellmuth, erſt jetzt als etwas ungeheuer Neues erfahren hatte, wie das Selbſtverſtändlichſte hinnahm... war das nicht aufregend? Er brannte vor Begier, ihn auszufragen, über jede Einzelheit, vielleicht hatte er ſie gar ſchon öfter —

„Und das gibt zuſammen, Einsperg?“ ſchrie Profeſſor Riſch. Hellmuth ſah aus dem Leeren auf. „Ja, das geht nicht, Einsperg!“ ereiferte ſich der Profeſſor. „Sie müſſen aufmerken! Ich habe Sie jetzt das drittemal gefragt, wieviel das gibt, wenn ich eine zweiſtellige Zahl mit der Ziffernſumme...“ Endlos, endlos ſchleppte ſich die Stunde. Hörte denn das nie auf ...

Glockenzeichen!

Er ſtürzte aus der Bank, den Nachbar hinter ſich herziehend. Auf dem Gang blieb er ſtehen, wollte fragen. Doch als er den Mund zu den Worten „Meine Mama“ öffnete, brachte er keine Silbe hervor. Es kam ihm maßlos unpaſſend vor, mit dem fremden Buben über ſeine Mutter zu reden. Was konnte denn der Bonner über ſeine Mutti wiſſen, was er nicht tauſendmal beſſer wußte! Was wußte denn überhaupt ſo ein fremder Bub von ihr!

„Ich hab' dich bitten wollen, Bonner,“ ſagte Hellmuth, „mir nicht ſo etwas von meiner Mama zu erzählen!“

Zwei Stunden ſpäter, während des Zeichnens machte ein Zettel die Runde, auf dem „Weitergeben!“ ſtand. Auch Hellmuth erhielt ihn: Es war die ungelenke, obſzöne Zeichnung eines nahezu nackten Frauenkörpers. Darunter ſtand: „Photographie der hochgeborenen Gräfin Einsperg-Dara.“

Der Knabe las den Namen, zitterte, ſah ſich um. Den Zettel zerriß er. Rechts, links kicherte es. Er rührte ſich nicht. Nach der Stunde ſtand er auf, ſagte laut: „Ich weiß nicht, wer von euch die Gemeinheit begangen hat. Er ſoll ſich freiwillig melden. Wenn er dazu zu feig iſt, dann ſchwöre ich, daß ich nicht früher aufhören werde, bis ich ihn gefunden und durchgepeitſcht habe! Hört ihr!“

Die Knaben lachten. Was er denn glaube? Maul halten überhaupt! Er möge ſich nicht ſo groß machen. Seine Mutter war eine Soubrette, hat mein Papa geſagt! Und halb nackt war ſie jeden Abend! Hellmuth warf ſich auf den, der ſprach, ſchlug ihm die Fauſt ins Geſicht, fiel ſelbſt unter Schlägen zu Boden, ſprang auf, packte den andern abermals, preßte ſeine beiden Hände in ſeine eine zuſammen, ſtieß ihn, biß ihn, während dieſer, ein Baron Hardenſtein, ſchwächer als Hellmuth, gellend um Hilfe zu ſchreien begann. Aber Hellmuth ließ nicht eher nach, bis ſein Widerſacher ihm Wort für Wort nachgeſprochen hatte: „Ich bin ein ganz gemeiner Verleumder und bitte dich um Verzeihung!“ Kaum hatte er dieſe Abbitte geleiſtet, als er aus der Tür ſchoß und vom Gange her rief: „Und es iſt doch wahr! Seine Mutter iſt jeden Abend halb nackt!“

Da ſagte der kleine Aup: „Einsperg, laß ihn! Er zieht dich ja nur auf!“ Und Binderer, Felsherr, Antonovich und Litti umringten ihn und erklärten: „Der Hardenſtein lügt eh' immer! Laß ihn laufen, Einsperg, ſeine Dreſch' hat er ſo!“

Dann ging Hellmuth mit Aup und Antonovich nach Hauſe. Er redete kein Wort, plötzlich blieb er ſtehen und fragte: „Wißt ihr, was das iſt, eine Soubrette?“

Die Knaben ſchauten ſich an. „Ich glaub', das iſt eine, die tanzt...?“ ſagte der kleine Aup, Sohn eines Sektionschefs.

„Ja,“ beſtätigte Antonovich.

Hellmuth ſchöpfte tief Atem. „Habt ihr meine Mama vielleicht ſchon auf dem Theater geſehn?“ fragte er und ſchickte den Worten einen flehenden Blick nach.

„Ich,“ ſagte der kleine Aup. „An meinem Geburtstag war die ‚Fledermaus‘, da hat deine Mama geſpielt. Sehr ſchön, ſag' ich dir, Einsperg. Und geſtern war der Bonner heimlich mit ſeinem großen Bruder drin... Ich weiß nicht, wie's heißt... warte... Da können wir's gleich ſehn...“

Sie blieben vor einer Plakatſäule ſtehen, die mit Theaterzetteln überklebt war.

„Carltheater,“ las Aup. „Siehſt du,

Einsperg, da... Das Magyarenmädel. Operette in drei Akten... Ilonka, Zigeunermädchen... Roſemarie Dara.“

Roſemarie Dara...

„Da war der Bonner dabei! Fein ſoll es geweſen ſein. Aber du, Einsperg,“ unterbrach ſich der kleine Aup, „gehſt du eigentlich nie, wenn deine Mutter ſpielt...?“

„O ja,“ ſagte Hellmuth, das Weinen brannte ihm im Hals, „immer geh' ich!“ Dann ſchwieg er, die andern erzählten von Profeſſor Zelenkas Bärenmütze. Gleich darauf war er zu Hauſe.

Er habe Kopfſchmerzen, ſagte er. „Was hat er denn zum Gabelfrühſtück mitg'habt?“ fragte Roſemarie Dara die Erzieherin. „Sehn S', Fräulein, immer geben S' ihm ſo kopioſe Sachen! Da muß er ja krank werden!“ Hellmuth wurde zu Bett gebracht. Er legte ſich mit dem Geſicht gegen die Wand, als ob er ſchlafe. Da Hedwig ihn mit offenen Augen liegen ſah und fragte, was ihm fehle, erwiderte er mit einer von Vorwürfen erſtickten Stimme: „Nichts.“

*

Der nächſte Tag war ein Sonntag. Hedwig hatte ihren Ausgang und Hellmuth beſtürmte ſie gleich beim Erwachen mit Bitten, ſeinen Schulkameraden Aup, der ihn für heute nachmittag eingeladen habe, beſuchen zu dürfen.

„Wer kommt denn noch hin?“ fragte ſie.

„Niemand,“ antwortete er. „Nicht wahr, Sie laſſen mich zum Aup gehen, Fräulein Hedwig? Der Aup hat eine Hochbahn zum Geburtstag bekommen, die wollen wir ausprobieren!“

Sie werde Mama fragen. Da zuckte er zuſammen.

Roſemarie Dara war zum Dejeuner eingeladen; nachmittags und abends ſpielte ſie. Sie entſchied auf Hedwigs Frage: „Ja natürlich darf er hingehen. Aber was fragt er denn nicht mich? Neue Moden, Fräulein?“ Manöver mit der Puderquaſte. „Geht's ihm alſo ſchon gut, Fräulein ...? Schaun S' nur, daß er keine Sachen ißt, die er nicht vertragt!“

Ehe ſie ging, kam ſie in Hellmuths Zimmer, küßte ihn, umarmte ihn, bat ihn, nur ja achtzugeben. „Und um ſieben holt Ihn das Fräulein ab, Helly! Leb' Er wohl derweil, unterhalt' Er ſich gut und erhitz' Er ſich nicht! Adieu, Bubi!“ Draußen ſagte ſie zu Hedwig: „Meſſen S' ihn vielleicht, Fräulein! Er is ſo weiß im G'ſicht! Und ſo heiße Händ' hat er!“ Doch das Thermometer zeigte kein Fieber. Hellmuth durfte gehen.

Nein, gleich nach dem Mittageſſen müſſe er weg, erklärte er der Erzieherin bündig. Sie machte zur Bedingung, daß ſie ihn begleite, was der Knabe mit allen Kräften zu verhindern ſuchte. Schließlich fügte er ſich. Denn ſie verſprach, ihn an der Haustür zu verlaſſen und davon abzuſehen, ihn wie ein „kleines Buberl“ bis in die Wohnung zu führen.

Welche Ungeduld, während ſie gingen! „Kommen Sie doch ſchneller!“ ſagte das Kind. Dann waren ſie da. Hellmuth verabſchiedete ſich und verſchwand in dem hohen Hauſe, das er als Wohnung ſeines Schulfreundes bezeichnet hatte. Gleich darauf ſpähte er aus dem Tor. Gott ſei Dank, das Fräulein war weg! Man ſah ſie noch, dort ging ſie das kurze Stück über den Michaeler Platz — So! Gehetzt lief Hellmuth aus dem Tor. Er mußte einigemal nach dem Wege fragen, doch es hatte eben erſt dreiviertel drei geſchlagen, als er vor dem Carltheater ſtand. Ging man da hinein? Nein hier. Und da ſtand ein Diener. Der Knabe bat ihn, die Karte zu beſorgen. „Was denn für eine?“ fragte der blaubefrackte Menſch erſtaunt und beſah das heiße Goldſtück, das er erhalten hatte.

„Ich... ich weiß nicht genau...“ ſtammelte das Kind, „einen Platz, wo man über Stiegen hinaufgeht, in ſo ein kleines rotes Zimmer...“

„Eine Log' willſt haben? Du allein?“ ſagte der Diener kopfſchüttelnd.

Hellmuth ſaß in ſeiner Loge. Der Schließer hatte ihm einen Zettel auf die Brüſtung gelegt, doch er traute ſich nicht vorzutreten. Als wolle es die Bruſt durchſtoßen, ſo ſchlug ihm das Herz. Wenn es nur erſt finſter würde! Zitternd überſchaute er aus dem Hintergrund den Saal. Viele Menſchen kamen, klappten ihre Seſſel auf, kauften Zettel, redeten gedämpft und ſonderbar brauſend. Und ſo eine verdorbene, kühldumpfe Luft. „Der Grohmann ſpielt nicht?“ ſagte jemand daneben. „Das iſt ein Pech! Wer ſpielt denn ſtatt ihm? Noch ein Glück, daß die Dara ſpielt! Hervorragend ſoll ſie ſein, hat Max erzählt, Max hat ſie ſchon ixmal in dem Stück geſehn. Was willſt du, Max is ein Narr! Möchſt bißl Tſchokolad'? Wart', ich brech' dir ab ein Stückl...“

Der Raum wurde verfinſtert, Hellmuth wagte es, einen Schritt nach vorn zu kommen und einen Blick auf das Orcheſter zu werfen, wo eben die Muſik begann. Jetzt ging der alte, verblaßte Vorhang auf. Ein Dorfwirtshaus. Friſch angeworbene Rekruten feiern ihren Einſtand beim Militär. Sie ſitzen an rotgeblumten Tiſchen und hören Zigeunern zu. „Wartet,“ rufen die

Zigeuner, „jetzt wird getanzt! Jetzt kommt unsere Ilonka! So ein Mädel habt ihr noch nicht gesehn! Sie hat euch Beine wie ein Engel! Und tanzen kann sie wie die Primaballerina! Und küssen... küssen, wie ein Teufel!“ Ob er denn erlaube, daß man seine Tochter küsse, fragt ein Rekrut den Zigeuner, der den Zimbal spielt. „Ah,“ antwortet dieser und fletscht das Gebiß, „das habe ich nicht zu entscheiden, das mußt du mit ihr selbst ausmachen, wenn du Kurage hast!“

Tusch im Orchester. Zimbalschläge. Aller Augen nach der niederen Tür gerichtet. Sie ist da. Sie trägt die ungarische Nationaltracht, hohe, glänzende Schaftstiefel, gefältelten Rock, Schürze, rotverschnürtes Hemd und Silberketten im tiefschwarzen, geflochtenen Haar. Während sie tanzend und in die Hände schlagend zwischen die Soldaten stürmt, spricht sie etwas, singt sie etwas, der Knabe versteht es nicht. Starr hängt sein Blick an der Tänzerin im kurzen Rock und in den hohen Reiterstiefeln. Sie singt, setzt sich einem der Rekruten auf den Schoß, küßt ihn, tanzt mit ihm, Leute eilen herein, Gendarmen, scheint es, sie wollen den Rekruten verhaften oder ihm sonst etwas zu leide tun, aber die Zigeunerin schmeichelt dem Anführer, schlingt ihm die Arme um den Hals, streichelt sein Haar, trinkt mit ihm aus demselben Glas, immer wieder... immer wieder..., bis er seiner Sinne nicht mehr mächtig ist. Da verlangt er, daß das Zigeunermädchen tanze. Nicht so, mit all den Kleidern, sondern anders. Weg mit diesen Fetzen, weg damit und so getanzt, schön getanzt...! Die Zigeunerin sträubt sich, weigert sich so lange, bis der Anführer den Befehl gibt, ihren Geliebten abzuführen. Da reißt sie mit einer leidenschaftlichen Bewegung die Kleider vom Leibe und tanzt, tanzt nahezu nackt vor den grölenden Menschen, während die Scham ihr im Gesicht brennt und jedes tänzerische Sichwenden ein Sichbäumen ist. In rasender Drehung endet sie den Tanz, reißt ihren Geliebten an sich und stürzt flüchtend mit ihm aus dem Zimmer; die Gendarmen und ihr Anführer lassen es mit blödem Lachen geschehen.

Lichter im Saal. Händeklatschen. Der Vorhang hebt sich. Inmitten der Schauspieler verbeugt sich die Zigeunerin, deren Name von den Zuschauern immer wieder gerufen wird: „Dara... bravo, Dara!“ — „No, is sie nicht brillant?“ sagt es nebenan. „Und was sie für Füß' hat... wer mir Gut's gönnt!“

Dem Knaben, der im Hintergrund der Loge mit weit offenen Augen die Zigeunerin sich verbeugen sah, war es, als höre plötzlich etwas auf, als sei mit einem einzigen, fürchterlichen, unabwendbaren Schlage das Bisherige ausgetilgt und an die Stelle eines ebenmäßigen Gesichtes eine Fratze getreten, deren verzerrte Züge nicht zu deuten waren. Das dort, die Zigeunerin, die fast nackt vor den Betrunkenen tanzte, das war die Mutti. Wie er es dachte, zerschnitt es ihn so, daß er leise zu schluchzen begann. ‚Sie haben mich ja alle angeschwindelt,‘ dachte er. ‚Das dort, das ist ja die Mutti... die eigentliche .... nicht die, die ich kenne. Immerfort haben sie mich angelogen Die Mutti spielt gar nicht im Burgtheater... sie ist gar keine unglückliche Komtesse... eine Zigeunerin ist sie, die betrunkene Männer küßt und mit ihnen tanzt... halb nackt... eine Soubrette ... der Hardenstein hat also recht... Alle haben sie recht, die mich ausgelacht haben ... Wenn einer eine Mama hat, die so... eine Soubrette... ich kann ja gar nicht mehr in die Schule gehen, wie soll ich denn unter den Buben sitzen, die alle wissen, wie meine Mama ausschaut? Die wissen ja alle mehr von ihr als ich...!‘

„Wart',“ sagt die Stimme daneben, „weint da nicht wer? Faktisch, mir kommt's vor, daß da — oder... wart'. Jetzt hör' ich nichts. Was sagst du, wie lang die zu dem zweiten Akt brauchen? Eine Viertelstund' beinah' dauert schon der Zwischenakt...!“

*

Der Zwischenakt zog sich wirklich in die Länge. Er zog sich in die Länge, weil Hedwig den kleinen Hellmuth aus dem Hause hatte laufen sehen, in das er eben erst eingetreten war. Mißtrauisch wegen der plötzlichen Neigung des Kindes zu einem ihm bis dahin fremden Knaben, mißtrauisch wegen seiner Eile, war sie plötzlich umgekehrt, um in das Haus zu gehen und nachzufragen. Da sah sie ihren Zögling. Er stürzte aus dem Tor, schaute sich um, lief. Sie versuchte ihm zu folgen, war aber bald außerstande, mit dem gehetzt laufenden Knaben Schritt zu halten. In der Richtung zum Kai lief er. Wohin? Sie nahm ein Taxi, dem sie dem Entlaufenden so schnell als möglich nachzufahren befahl. Mit dem Ankurbeln verlor der Chauffeur Zeit; bei der Überquerung der Ringstraße verlor er Zeit. Verzweifelt vor Unruhe, aufrecht im Wagen stehend, vermochte Hedwig nur noch auszunehmen, wie der Knabe im Portal des Carltheaters verschwand. Sie erreichte ihn dort nicht mehr. Die Vorstellung hatte begonnen. Niemand erteilte Auskunft. So blieb nichts übrig, als zu Rosemarie Dara zu gehen. Schon gestern mußte das Kind den Plan gefaßt haben, das Theater zu be-

ſuchen, in einem Hedwig noch unbekannten, doch ohne Zweifel gefährlichen Entſchluß, deſſen Folgen man um jeden Preis abzuwenden hatte!

Sie fragte ſich bis zur Garderobe ihrer Herrin vor. ‚Beſchäftigt. Auf der Bühne!‘ bedeutete man ihr und hieß ſie in einem kleinen, finſteren Vorraum warten. Singen drang her, Muſik. Angſtvoll ſchritt die Erzieherin in dem dumpfen Gelaß auf und ab. Choriſten, grell und nachläſſig geſchminkt, gingen in abgeriſſenen Koſtümen an ihr vorbei. Der Komiker, der erſt im zweiten Akt beſchäftigt war, ſchaute aus dem Gang und rief geärgert: „Schirmel! Wo haben S' mir denn das Sechsuhrblatt hingelegt?“ Jemand ſchrie: „War die Jung ſchon beim Direktor? Jung, der Direktor will Sie ſprechen!“ Ein Lakai trat zu der Dienerin, die Hedwig eingelaſſen hatte, begrüßte ſie und wortwechſelte mit ihr. „Aber ja,“ ſagte dieſe, eine ältere, unſauber gekleidete Frau und nahm etwas in Empfang, worauf der Lakai ſich entfernte. Wartend ging Hedwig auf und ab. Mit einem laſtenden Gefühl von Verantwortung für das, was ſich jetzt dumpf und grauſam vollzog. Sie liebte den warmherzigen, ſchönen Knaben. Sie empfand wie er.

Die Muſik brach ab. Applaus. Die Dienerin ſagte: „Jetzt müſſen S' noch einen Moment warten, bis die Frau Gräfin Sie rufen laßt.“

Sie habe dringend mit ihr zu reden, wendete Hedwig ein, warum ſie nicht ſofort eintreten könne? Erboſt ſchnitt ihr die Dienerin das Wort ab: „Hier darf überhaupts niemand herein! Sein S' froh, daß ich Ihnen überhaupts eing'laſſen hab'. Wann's der Inſpizient erfahrt, koſt's mich die Stell'!“ Und ſie aus dem finſtern Vorraum in den Korridor ſchiebend, rief ſie in die Kuliſſe: „Komm ſchon, bin ſchon da ...!“ Eine Tür ging, man hörte Roſemarie Daras Stimme, dann das Flüſtern der Dienerin. Abermals Öffnen und Schließen einer Tür. Außer ſich ſtand Hedwig vor der Viſitenkarte: „Roſemarie Gräfin Einsperg-Dara.“ Minute um Minute verſtrich, ohne daß ſich jemand zeigte. Unfähig, ihre Geduld länger zu bemeiſtern, klopfte die Erzieherin an die Garderobentür und trat ein.

*

Roſemarie Dara ſtand vor dem hohen, dreiteiligen Spiegel, der die Hauptwand des ſchmutzigweißen, von prachtvollen Roſen duftenden Kabinetts einnahm, in einem loſe umgehängten Pudermantel, der Bruſt, Arme und Beine ſehen ließ und zog mit dem Schminkſtift ihre Lippen nach. Auf die Einfaſſung des Spiegels, ihrer Schulter nahe, ſtützte ſich ein kaum mehr als zwanzigjähriger junger Mann, der bei Hedwigs Erſcheinen einen jähen Schritt zur Seite machte. Auch die Schauſpielerin drehte ſich heftig um und rief, Hedwigs anſichtig, empört: „Sie ...? Was wollen denn Sie hier ...?“ Gleich darauf beherrſcht: „Alſo ja, ... in Gottes Namen, Herr Regiſſeur ... ich werde in der Wohltätigkeitsvorſtellung mitwirken. Auf Wiederſehen ...“

Der junge Mann blickte ſie unſicher an, lachte, äußerte etwas, verneigte ſich und ging. „Ja,“ ſagte die Schauſpielerin in nachzitterndem Ärger, „was iſt denn? Was wünſchen Sie? Und, Fräulein, was für eine ſonderbare Art iſt das, unangemeldet — oder iſt etwas mit dem Helly, Fräulein?!“

Hedwig ſtand da. Namenloſer Widerwille gegen dieſe Frau, gegen dieſe ganze Atmoſphäre ſtieg in ihr auf, ihre Worte waren wie ebenſoviele Vorwürfe. Doch Roſemarie Dara hatte kaum gehört, worum es ſich handle, als ſie ſchreiend auf Hedwig zulief: „Der Helly ... Fräulein, um Gottes willen — im Theater? Der Helly im Theater ...!“

Im ſelben Augenblick drängte ſie die Erzieherin zur Seite und riß an dem Klingelzug oberhalb des Schminktiſches, einmal, zweimal, dreimal, bis die Dienerin hereinſtürzte. „Den Regiſſeur!“ ſchrie Roſemarie Dara. „Sofort den Regiſſeur! Ich ſpiel' nicht! Ich ſpiel' den zweiten Akt nicht! Ich ſpiel' überhaupt nicht mehr ...!“ Sie verfiel in ein ſchreiendes Schluchzen, während ihr Hedwig klarzumachen verſuchte, man müſſe vor allem feſtſtellen, wo der Knabe ſich befände. Sie ſchrie ohne Unterlaß: „Den Regiſſeur ... den Regiſſeur, ſag' ich ...!“

Der Regiſſeur, den man aus dem gegenüberliegenden Kaffeehaus von einer Tarockpartie geholt hatte, kam. Er war ein dicker, ſalopper Mann mit rotem Geſicht, einem Tennisanzug und einem Zwicker und ſagte: „Was denn? Was denn, Dara? Was haſt denn? Was regſt di denn auf, an an Sonntagnachmittag?“

„Ich ſpiel' nicht mehr!“ ſchrie die Schauſpielerin. „Daß du's weißt! Heut nicht ... morgen nicht ... nie mehr! Sag's dem Direktor!“

„Geh, red' nicht ...“ gab der andere vollkommen ruhig zurück, „was mach'ſt denn für Gſchpaß ... nonono, friß mi nur net ... wir wern das ſchon wieder — gehn S', Schirmel!“ unterbrach er ſich, einen der vielen Menſchen anredend, die ſich in der offenen Tür und auf dem Korridor drängten, „erſtens machen S' die Tür zu. Zweitens

ſoll der Hermanotti hinausgehn und 'n Publikum ſagen, daß beim Umbau was paſſiert is und die Leut' ſich etwas gedulden ſoll'n... und drittens ſoll der Ondrhal zur Rillé laufen, ſie möcht' gleich für die Frau Dara einſpringen...!" Dann wandte ſich der Regiſſeur, Punkl hieß er, wieder an Roſemarie Dara und ſagte: „Na ſo ſiehſt, Dara, brauchſt dich gar net echauffier'n! Aber was haſt denn eigentlich?"

Sie ſchluchzte ſchon leiſer. Sie war ſchon imſtande, dem Regiſſeur den Grund ihrer Alteration zu erklären. „Wenn 's weiter nix is ..." meinte dieſer, „geh, Dara, biſt a Haſcherl! Den Buben willſt außakitzeln? No, das wern mir doch in einer Minuten — gehn S', Peterka!" rief er in den Gang, „der Herr Fleſch möcht' ſofort heraufkommen! Weißt, Dara, wegen ſo an Unſinn — Sie, Fleſch!" redete er den atemlos erſchienenen blaubefrackten Kaſſendiener an, „haben S' net an klan' Buben allein in die Vorſtellung gehn g'ſehn, mit an — Dara, was hat er denn ang'habt? Mit an Matroſenanzug und blonde Haar und... was... aufgezogene weiße Handſchuh' ...?" Der Blaubefrackte erinnerte ſich ungern. Er habe ſich gleich gedacht, daß da etwas nicht ganz in Ordnung — Darüber würde man ſpäter reden, mein lieber Fleſch. Wo befinde ſich das Kind? „Erſte Ranglog' links, Nummer vier, Herr Punkl," ſagte der Diener kleinlaut.

In dieſem Augenblick wurde an die Tür geklopft und jemand erſchien mit der Meldung, daß Fräulein Rillé bereits im Hauſe ſei und um die Koſtüme für den zweiten Akt bitten laſſe. Roſemarie Dara machte eine heftige Bewegung. Sie ſchluchzte nicht mehr. „Geh, Dara," bat der Regiſſeur, „jetzt wo'ſt weißt, wo der Bub is und deine Fräul'n da ſich ſicher großartig um ihn kümmern wird — jetzt brauchſt doch net ausſpringen! Geh, wirſt doch net mitten in ſo an Erfolg die Rillé... wo ganz Wien kopfſteht... was...?"

Pauſe.

„Nein," ſprach Herr Punkl zur Tür hinaus, „es is nicht mehr notwendig. Ich laſſ' der Fräul'n Rillé danken. Die Frau Gräfin hat ſich ſchon wieder erholt." Und ins Zimmer gewendet: „Aber jetzt, bitt' dich, mach' ſchnell, Dara, der Umbau dauert eh ſchon eine halbe Stund'!"

Pauſe.

Roſemarie Dara antwortete: „Du weißt ja gar nicht, was ich für ein Opfer bring'! Wenn's nicht wegen der Roll' wär, die die Rillé euch todſicher zugrund richten tät' —" Man ſei ihr rieſig dankbar, erwiderte Herr Punkl. Ein lieber Kerl ſei ſie. Er laſſe alſo läuten? Ja? Und er entfernte ſich, während Roſemarie Dara voller Haſt ein brandrotes Samtkoſtüm überwarf. „Fräulein," ſagte ſie hin und her laufend, „Sie ſuchen den Helly gleich und bringen ihn nach Haus, nicht wahr? Ich kann mich verlaſſen? Daß er ſofort nach Haus geht! Im zweiten Akt kommen die ganzen Sachen, die nicht für ihn paſſen! Alſo nicht wahr, Fräulein? Und tun Sie ihn nicht ſtrafen, ja? Er war halt bißl neugierig. Gegen ſechs komm' ich nach Haus..." Wo war die Schärpe? Herrgott, wo war die Schärpe?

*

Hedwig öffnete leiſe die Logentür, nahm den weinenden Knaben an der Hand und führte ihn fort. Er ließ es geſchehen. Alles ließ er geſchehen. Daß ſie ihm leicht das Haar aus der heißen Stirn ſtrich; daß ſie ihm die Matroſenkappe aufſetzte; daß ſie ihm die Handſchuhe anzog. Er wehrte ſich nicht, erſchrak nicht, redete nicht. Als die Logentür ſich hinter ihm ſchloß, flammte auf der Bühne eben der brandrote Samt Roſemarie Daras auf und ihre Stimme klang: „Ich hab' dir's angetan... du ſchlanker Reitersmann...?"

Schweigend ging der Knabe die Treppe hinab, trat in das ſchneidende Taglicht, ging mit Hedwig durch die Gaſſen. Auch ſie redete nicht. Sie wußte ja ſo gut, was in dieſem ſchlagenden kleinen Herzen geſchah, ſo ſchmerzhaft wußte ſie es. Sie gingen miteinander, ſie redeten nicht.

„Was ſoll denn jetzt ſein, Fräulein...? Wie iſt das alles... jetzt...?" Das Kind fragte. Da redete ſie. Alles war in ihren Worten, was die vielen, vielen Jahre, die ſie ſich an Fremde verſchwendet hatte, in ihr aufgeſpart war, alle Liebe. Mit allem Willen ſprach ſie, mit dem Willen, Troſt zu geben, deſſen ſie ſelbſt nie hatte teilhaft werden können. „Weißt du," ſagte ſie und hielt ſeine Hand, „du glaubſt jetzt, enttäuſcht worden zu ſein, um ein tiefes Gefühl betrogen? Denke nur darüber nach, was dich jetzt ſo kränkt! Deine Mutter iſt Schauſpielerin. Und ſie hat dir dieſen Beruf verſchwiegen. Aber konnte ſie denn anders handeln, wenn ſie dir die heutige Erfahrung erſparen wollte, von der ſie geglaubt hat, ſie würde dich ſpäter, wenn du den Zuſammenhang verſtehſt, überhaupt nicht mehr kränken? Deine Mutter iſt Schauſpielerin. Warum? Weil ſie Mittel erwerben muß, die ihr für euer Leben braucht. Verſtehſt du, Hellmuth? Gibt es etwas Schöneres als eine Mutter, die

vor nichts zurückſcheut, vor keiner Mühe, vor keiner Mißdeutung, vor keiner häßlichen Nachrede — nur zu dem einzigen Zweck, um ihrem Kind eine glückliche Jugend zu verſchaffen? Das tut deine Mutter. Glaubſt du nicht, daß ſie, die dich ſo lieb hat, am bitterſten darunter leidet, du könnteſt ihr ſtatt des Dankes, den ſie verdient, einmal mit ungerechten Vorwürfen gegenübertreten? Siehſt du, Hellmuth, um das zu verhindern, um dich ihr Opfer nicht einmal ahnen zu laſſen, um nicht auch dich noch mit der ganzen Laſt zu beſchweren, die ſie ſelbſt drückt, hat ſie es dir verborgen. Das iſt ſehr ſchön, mein Kind. Und was du heute im Theater geſehen haſt, und was dir mißfallen haben mag, iſt ja nicht ſie, deine Mutter... es iſt irgendeine einfältige Rolle, die ſie zu ſpielen gezwungen iſt, wenn ſie ſich in der Gunſt der Zuſchauer und in der Lage erhalten will, ſo viel zu erwerben, wie ſie für euch braucht. Beginnſt du einzuſehen, wie ungerecht du gegen ſie biſt? Als ich deiner Mutter ſagte, du ſeiſt im Theater, da litt ſie ſo um dich, daß ich, die Fremde, nicht anders konnte, als dieſe Frau für ihr großes, reines Muttergefühl, für ihr Verantwortungsbewußtſein zu verehren. Hätteſt du ſie weinen geſehen, dir wäre für dein ganzes Leben nie mehr ein Zweifel gekommen! Siehſt du, Hellmuth. Das iſt die Wahrheit. Und wenn du deine Mutter bisher nur geliebt haſt, ſo wirſt du ſie jetzt nicht nur lieben, ſondern aus ganzer, überzeugter Seele ſtolz auf ſie ſein! ... Du weißt, daß ich dir nicht etwas Unwahres ſagen würde, mein Kind, nicht wahr...?“

Da leuchteten die Augen des Knaben, der gebannt an ihren Lippen hing, ſtrahlend auf und er ſagte ein ſtilles, inbrünſtiges, erlöſtes: „Ja!“

Sie nickte, ſie freute ſich, gelogen zu haben.

Um halb ſieben aber kam Roſemarie Dara für ein paar Augenblicke vor der Abendvorſtellung nach Hauſe. Als ſie ins Zimmer trat, flog der Knabe an ihren Hals und ſtammelte unter Lachen und Weinen: „Mutti... Mutti... ich hab' dich ja ſo... ſo lieb...!“

*

Kleine Dienerzeremonie. Frau Gräfin laſſe das Fräulein bitte. Nein. Sofort! Roſemarie Dara ſagte: „Fräulein Gaſt, ich muß Sie leider bitten, mein Haus zu verlaſſen. Der Helly hat mir von Ihrer geſtrigen Auseinanderſetzung erzählt. Er hat Sie dabei ja in alle Tonarten g'lobt, aber ſchließlich... nicht wahr... Sie werden einſehn, Fräulein, Sie haben da über Sachen mit dem Buben g'ſprochen, die Sie — alſo ſind wir höflich — nichts angehn. Und ihm noch dazu alles aus einer Perſpektiv' darg'ſtellt... alſo das geht wirklich nicht! Daß ich wegen 'n Geld Theater ſpiel', daß ich mich ſelber am meiſten über die Rollen ſchäm', die ich geb' und ſo... Sie haben's ja vielleicht ganz gut g'meint, Fräulein, aber... nicht wahr, das überſchreitet doch enorm die Grenzen, in die Sie ſich bewegen ſollten! Schließlich, nicht wahr... Wann S' auch nix vom Theater verſtehn: daß eine Künſtlerin eine Künſtlerin is... das hätten S' doch ſpüren können! Sagen S' gar nix. Ganz abg'ſehn davon, daß, wann S' beſſer auf ihn auf'paßt hätten, er natürlich nie ins Theater kommen wär'...! Ah nein, mein Bub hat mich viel zu lieb, als daß er ſich von einer Gouvernant' müßt' ſagen laſſen, wer ich bin... Sie verſtehn, Fräulein?“

„Vollkommen,“ ſagte Hedwig. „Vollkommen, gnädige Frau.“

Sie lächelte nicht einmal.

*

Ob er ihr behilflich ſein könne... ſie werde ja jetzt ein bißchen verwöhnt ſein? Und er habe glänzende Konnexionen. Baron Czatkay gab ſich ganz als Menſchenfreund. Wenn ſie für die nächſte Zeit nichts Paſſendes finden ſollte: Brandſtätte 14, dritter Stock, Tür 12... es ſei eine nette kleine Wohnung, er räume ſie ihr mit Vergnügen ein. Tagsüber ſei er beinahe nie zu Hauſe, und nachts... ſie würden einander ſchon nicht ſtören, Fräulein Hedy...

Hellmuth fand ſeine Offenheit der Erzieherin gegenüber nicht mehr. Er empfand, daß die Rechnung nicht ſtimme, klammerte ſich inſtinktiv an den alten Glauben an ſeine Mutter. Ängſtlich vermied er jede Ausſprache mit Hedwig, deren Wahrheit man ihn hatte bezweifeln laſſen ... bitter bezweifeln. Daß ſie ſo falſch hatte ſein können, Hedwig... Schade! Nur gut, daß die Mutti ſie durchſchaut hatte.

Hedwig ging. Sie ging die Treppe hinab, ſie hielt einen Strauß in der Hand, einen Zettel: „Gute Reiſe! Hellmuth.“ Was für ein komiſcher kleiner Hund da lief! Komiſcher kleiner Hund. Wo hatte ſie nur ſolch einen kleinen Hund geſehen?

Komiſcher, kleiner, gelber Hund.

Er bellte, er lief fort. Jetzt war niemand mehr da... Aber wenigſtens hatte ein Kind den Glauben an ſeine Mutter behalten.

Sie ging. Sie ging weiter.

Ehrlichkeit und Unehrlichkeit in der Handschrift

Eine graphologische Studie von Robert Saudek, London

Vorläufig hat die graphologische Forschung ihre deutliche Begrenzung. Sie ist an ein Feld gebunden, dessen Grenzpfähle von den Ergebnissen planmäßig durchgeführter Experimente bestimmt werden.

Worin bestehen diese Experimente und welches sind die Methoden und Beweise der graphologischen Disziplin?

Die Voraussetzung, von der die ersten Graphologen ausgingen, jene Graphologen, die das Charakterlesen aus der Schrift nicht als pure Kunst ansehen, sondern zur Wissenschaft ausbilden wollten, war die Erwägung, daß man charakterologische Schlußfolgerungen nur aus der Abweichung einer individuellen Schrift von der Schulvorlage ziehen kann.

Wer im Leben nichts zugelernt, von seinen Schulregeln nicht viel vergessen hat, wessen Seele auf die Außenwelt kaum reagiert, wer keinen starken inneren Impulsen folgt und an kleinlichen Äußerlichkeiten haftet, wer bar jeder Eigenart ist, der schreibt auch als Erwachsener so, wie er es in der Schule gelernt hat: pedantisch genau.

Wer gefallsüchtig ist und dabei einen schlechten Geschmack hat, der „verziert" und verschnörkelt seine Schrift, überladet seine Züge mit Schleifen und Locken und Häkchen, durch die die Schrift nur häßlich, anmaßend und schwer lesbar gemacht wird.

Wer intelligent, schnell und sachlich denkt und sich natürlich benimmt, der denkt nicht lange, wenn überhaupt, darüber nach, wie seine Handschrift aussieht, der will durch den Inhalt des Geschriebenen wirken und nicht durch die Formen seiner Buchstaben. Seine Schrift hat einen natürlichen Rhythmus, dient nur dazu, seine Gedanken festzuhalten oder zu übermitteln und ist nicht Selbstzweck. Sie zeigt jene Vereinfachung der Züge, die die natürliche Folge eines schnellen Schreibaktes und einer ungezwungenen Bewegung ist. Ist er außerdem ästhetisch begabt, dann wird er, ohne diese Wirkung besonders anzustreben, auch schöne Formen erzeugen, liegt seine Begabung auf ganz anderem Gebiete, dann wird das Ganze weniger geraten, aber ein natürliches und ungezwungenes Aussehen wird die Schrift in beiden Fällen aufweisen.

Der tatkräftige, unternehmungslustige und energische Mensch schreibt schnell mit verstärktem Druck; der Verschüchterte gleichsam ängstlich, seiner selbst nicht sicher, zaghaft und unter steten Nachverbesserungen.

Diese und viele ähnliche Erwägungen der Schriftbeobachter und -beurteiler sind theoretisch richtig, aber sie bewähren sich in der Praxis in kaum mehr als der Hälfte der Fälle.

Es kommt nämlich nicht so sehr darauf an, ob eine Schrift druckstark oder druckschwach, groß oder klein, selbstsicher oder zaghaft ist, sondern darauf, ob die einzelnen Merkmale, also die Druckstärke, die Größe, der Schriftwinkel, die Zaghaftigkeit echt sind, oder nur vorgespiegelt werden usw.

Sobald die Menschen erst einmal darüber nachzudenken beginnen, welchen Eindruck ihre Schrift beim Leser hervorrufen dürfte, beginnen die meisten an dem Erfolg ihrer Schreibleistung zu zweifeln. Unter hundert Menschen erklären neunzig ihre eigene Handschrift für scheußlich und siebzig meinen diese Selbstkritik ernst. Kein Wunder, daß jene Menschen, denen ihre eigene Schrift mißfällt, sorgfältiger und „schöner" zu schreiben beginnen, sobald sie ihre Zeilen an einen Leser richten, an dem ihnen liegt.

Wir müssen daher annehmen, daß ein gewisser Teil der uns vorgelegten Schriftstücke sorgfältig geschrieben worden ist und daß sie uns ihre Urheber sozusagen in Feiertagsausgabe und nicht in Werktagskleidung zeigen, und wir haben daher erst einmal festzustellen, ob dies der Fall ist oder nicht, ob wir es mit einer natürlichen oder mit einer Paradeschrift zu tun haben.

Wer sich verstellt, um einen möglichst günstigen Eindruck zu machen, wählt dazu eine Rolle, die seiner eigenen Natur entgegengesetzt ist. Wer durch Erfahrung gelernt hat oder sich einbildet, daß er im Leben nicht vorwärtskommt, weil die Menschen seinem verschüchterten Wesen kein Vertrauen entgegenbringen, der versucht nun, den Energischen zu spielen. Anfangs mag ihm das einer neuen Bekanntschaft gegenüber gelingen. Je länger er in der seinem Wesen widersprechenden Rolle beharren muß, um so häufiger wird er aber in seine ursprüngliche Art zurückfallen und Schnitzer machen. Ein anderer, der dahintergekommen ist, daß seine allzu lebhafte, energische und beharrliche Art die Leute abschreckt, beginnt die Rolle des Be-

ſcheidenen, Ruhigen und Bedächtigen zu ſpielen, trägt aber zu ſtark auf, ſo daß dadurch ſein beharrlich aufdringliches Weſen dem Beobachter klar wird.

Genau dieſelbe Erſcheinung zeigt ſich in der Schrift. Wer im Leben Ausdrucksformen anſtrebt, die ſeiner wahren Natur widerſprechen, vermag die Rolle auch in der Schrift nicht folgerichtig durchzuführen. Und es iſt die Aufgabe der Wiſſenſchaft, dieſe theoretiſch einleuchtende Erkenntnis durch ſyſtematiſche Experimente als richtig zu beweiſen und in allen ihren Einzelheiten differenziert zu belegen.

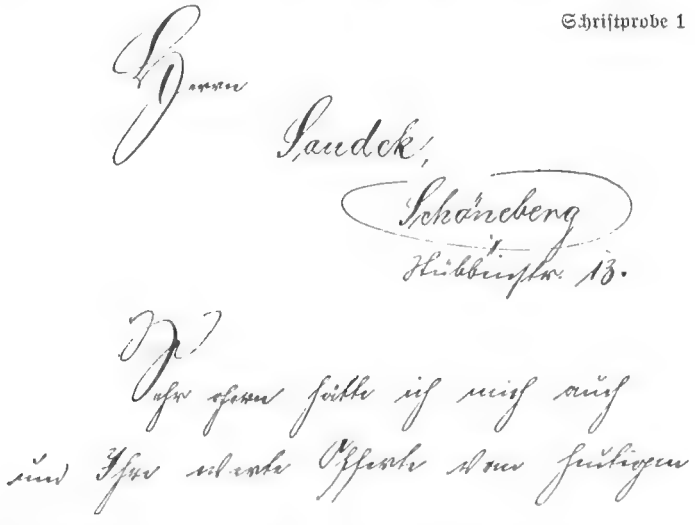
Die Durchführung eines ſolchen Verſuches iſt ſo einfach und ſein Ergebnis ſo beweiskräftig, daß ſich ein jeder meiner Leſer an einen ſolchen Verſuch ſelbſt wagen mag.

Bitte, ſehen Sie ſich Ihre eigene Handſchrift daraufhin an, ob ſie klein oder groß, ſteil oder ſchräg, druckbetont oder druckſchwach, in den Buchſtabenformen durch Schlingen und Hinzufügungen verziert oder vereinfacht iſt, ob die Buchſtaben innerhalb der Worte getrennt oder verbunden ſind, und verſuchen Sie nun bei einer ſchnellen Niederſchrift von, ſagen wir, zehn Zeilen, das Gegenteil Ihrer natürlichen Schriftmerkmale zu erzeugen. Wenn Sie alſo ſonſt mittelgroß, druckbetont, ſchräg, vereinfacht und verbunden ſchreiben, ſo verſuchen Sie nun klein, druckſchwach, ſteil und getrennt zu ſchreiben. Es iſt vollſtändig ausgeſchloſſen, daß auch nur einem einzigen von Ihnen dieſe Aufgabe vollſtändig gelingt, aber einige Leſer werden es immerhin fertigbringen, einzelne dieſer, ihrer Weſensart widerſprechende Schriftmerkmale zu erzeugen. So wenigſtens wird es Ihnen auf den erſten Blick erſcheinen. Wenn Sie aber gründlich nachſehen, werden Sie bemerken, daß Ihnen auch jene Teile nur zu Beginn des Schreibaktes gelungen ſind und daß Sie, je länger und ſchneller Sie ſchrieben, deſto mehr in Ihre alten Schreibgewohnheiten zurückgefallen ſind.

Eine willkürliche Schriftveränderung kann nur eine Zeitlang durchgeführt werden, bei längerem Schreiben (ja häufig ſchon am Ende der erſten Zeile und ſpäter ſogar gegen Ende der einzelnen Worte) fällt der Schreibende in ſeine urſprüngliche Schreibart zurück.

Auf Grund dieſes Geſetzes kann der Graphologe zwiſchen Sein und Scheinen

Schriftprobe 1



kräftig, daß ſich ein jeder meiner Leſer an einen ſolchen Verſuch ſelbſt wagen mag.

Bitte, ſehen Sie ſich Ihre eigene Handſchrift daraufhin an, ob ſie klein oder groß, ſteil oder ſchräg, druckbetont oder druckſchwach, in den Buchſtabenformen durch Schlingen und Hinzufügungen verziert oder vereinfacht iſt, ob die Buchſtaben innerhalb der Worte getrennt oder verbunden ſind, und verſuchen Sie nun bei einer ſchnellen Niederſchrift von, ſagen wir, zehn Zeilen, das Gegenteil Ihrer natürlichen Schriftmerkmale zu erzeugen. Wenn Sie alſo ſonſt mittelgroß, druckbetont, ſchräg, vereinfacht und verbunden ſchreiben, ſo verſuchen Sie nun klein, druckſchwach, ſteil und getrennt zu ſchreiben. Es iſt vollſtändig ausgeſchloſſen, daß auch nur einem einzigen von Ihnen dieſe Aufgabe vollſtändig gelingt, aber einige Leſer werden es immerhin fertigbringen, einzelne dieſer, ihrer Weſensart widerſprechende Schriftmerkmale zu erzeugen. So wenigſtens wird es Ihnen auf den erſten Blick erſcheinen. Wenn Sie aber gründlich nachſehen, werden Sie bemerken, daß Ihnen auch jene Teile nur zu Beginn des Schreibaktes gelungen ſind und daß Sie, je länger und ſchneller Sie ſchrieben, deſto mehr in Ihre alten Schreibgewohnheiten zurückgefallen ſind.

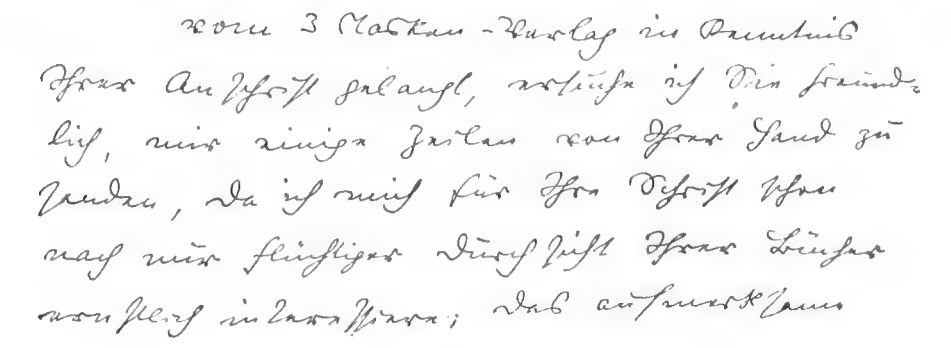
Eine willkürliche Schriftveränderung kann nur eine Zeitlang durchgeführt werden, bei längerem Schreiben (ja häufig ſchon am Ende der erſten Zeile und ſpäter ſogar gegen Ende der einzelnen Worte) fällt der Schreibende in ſeine urſprüngliche Schreibart zurück.

Auf Grund dieſes Geſetzes kann der Graphologe zwiſchen Sein und Scheinen unterſcheiden. Nur wenn Beginn und Ende des Schreibaktes einheitlich ſind, haben wir es mit einem durchaus aufrichtigen, natürlichen und dabei auch in ſeinen Handlungen konſequenten Menſchen zu tun. Dieſe Konſequenz kann in der bürgerlichen Bewertung als tugendhaft oder als laſterhaft angeſehen werden, aber ſie iſt jedenfalls echt, iſt nicht geſpielt.

Treffen wir in der Schrift ſtete Gegenſätze in den Merkmalen zu Beginn und zu Ende der Seite, der Abſchnitte der Sätze, Zeilen, ja ſelbſt Worte, ſo zeigen uns die Merkmale zu Beginn, welche Rolle der Schreibende im Leben anſtrebt, und die Merkmale, die gegen Ende zu ſichtbar werden, ſein wahres Weſen.

Drei kleine Beiſpiele mögen dies veranſchaulichen.

Schriftprobe 1: H (im Worte Herrn) iſt in alberner, prätentiöſer, unnatürlicher Weiſe verſchnörkelt. Der Druck ſchwillt im erſten Abſtrich ſtark an, aber ſchon der

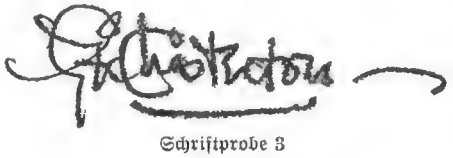


Schriftprobe 2

zweite Abstrich desselben Buchstabens zeigt einen natürlich durchlaufenden und schwächeren Druck. Dieser Rückfall zur Natürlichkeit wird von der Schreiberin als kalligraphischer Fehler empfunden und sie fügt demselben Buchstaben deshalb innerhalb der Schleife noch einen überflüssigen dritten kräftigen Abstrich hinzu. Der Rest des Wortes ist klein und schulmäßig geschrieben. Im ersten Buchstaben des Wortes Saudek wird im S noch eine Anstrengung zur anschwellenden Druckbetonung unternommen. Damit ist aber die Energie schon so verbraucht, daß die Schreiberin nicht einmal mehr in der Lage ist, den Normaldruck in den Kleinbuchstaben au einzuhalten. Im Worte „Schöneberg" ist wiederum nur der erste Buchstabe druckbetont, und die Energie ist so schnell verflogen, daß der erste Abstrich des n überhaupt keinen Druck mehr erhielt, und die Straßenanschrift darunter schon unansehnlich schulmäßig geschrieben wurde. Noch einmal wird ein Anlauf zur Verschnörkelung und Vergrößerung des ersten Wortes des ersten Absatzes (S in Sehr) unternommen. Aber der ganze Rest verläuft dann bis zum Schlusse des Briefes schwach, zaghaft und energielos.

Schriftprobe 2: Gleichmäßiger Druck, schöne, harmonisch abgerundete, vereinfachte, natürliche, von Beginn bis zu Ende folgerichtig durchgeführte Schrift.

Schriftprobe 3 stellt die Unterschrift eines berühmten englischen Essayisten dar. Die Verschnörkelung hat einen bestimmten Stil. Sie ist zwar folgerichtig im ganzen Wort als archaistische Zierform festgehalten, aber es ist klar, daß solche verwickelten Windungen nur bedächtig und langsam in wohlgezügelter Raumdisposition durchgeführt werden können und daß es sich um einen langsamen Schreibakt handelt. Chesterton selbst war jedenfalls das ästhetische Ergebnis der Mühe wert. Er gibt sich hier ein ästhetisches Ansehen, das zu gewollt zur Schau getragen ist, als daß es echt sein könnte.



Schriftprobe 3

Und dieses dritte Beispiel bringt uns denn auch zu dem wichtigsten Abschnitt einer jeden graphologischen Untersuchung: Zum Feststellen des Schnelligkeitsgrades, in dem geschrieben worden ist.

Je schneller wir schreiben, desto deutlicher spiegelt sich unsere Eigenart in der Schrift wider, je langsamer wir schreiben, desto leichter fällt es uns, unsere Schrift willkürlich zu beeinflussen.

Schon aus diesem Grunde (aber auch wegen einer ganzen Reihe anderer Argumente) ist es in jedem Falle notwendig, das Tempo einer Schrift sehr genau festzustellen. Eine Analyse, die auf diese Untersuchung verzichten würde, kann heute kaum mehr als wissenschaftlich angesehen werden.

Zur zuverlässigen Feststellung des Schreibtempos sind denn auch in verschiedenen Ländern sehr umfangreiche, systematische Experimente mit über 100 000 Versuchspersonen durchgeführt worden. Wir sind heute so weit, daß wir bei einigermaßen gleichmäßigem Schreibtempo mit ziemlicher Genauigkeit feststellen können, wieviel Buchstaben in einer Minute geschrieben wurden; wir können aber außerdem mit völliger Bestimmtheit sagen, welche Partien eines Textes schneller (infolge eines plötzlich einsetzenden Antriebes) und welche langsamer (infolge plötzlich einsetzender Hemmungen) geschrieben worden sind, und schließlich, welches das allgemeine Tempo des Schreibenden war.

Zu dieser Feststellung dienen Tabellen mit primären und sekundären und dop-

Sir

In reply to your advert for Senior Salesman to take head in School Outfitting Section, I beg to offer my services as having held similar positions in this Depart. I am, and have held for the last two years the position of 1st Man in a West End House. and have had similar berths

Schriftprobe 4

peldeutigen Merkmalen der Schnelligkeit und Langsamkeit, die hier darzulegen ich mir versagen muß. Sie spielen aber eine wesentliche Rolle bei der Feststellung, ob wir es mit einer „natürlichen" oder einer „künstlichen" Handschrift zu tun haben, und bilden eines der acht Merkmalgruppen, auf Grund deren wir mit Zuverlässigkeit die Ehrlichkeit oder Unehrlichkeit des Schreibenden aus seinen Schriftzügen zu erkennen vermögen.

Die Worte fliegen uns schneller zu, als wir sie niederzuschreiben vermögen, ein Satz ist in unserm Hirn geformt, bevor unsere Hand das erste Wort zu Papier gebracht hat. Wenn wir nun mit unserer Feder hinter unseren Gedanken herlaufen und es, des Schreibens gewandt, normalerweise eilig haben, so müssen ganz besondere Gründe vorliegen, wenn wir entgegen diesem Bedürfnis nicht schnell, sondern langsam schreiben.

Diese Verzögerung unseres Tempos kann sehr verschiedene Ursachen haben, sie kann auf schlechtes Schreibmaterial zurückzuführen sein oder mit dem Augenblickszweck des Schreibens zusammenhängen (Bewerbungsschreiben, offizielle Schriftstücke usw.), oder mit vorübergehender körperlicher oder geistiger Erschöpfung, oder mit dauernden physischen Hemmungen (Zittern der Hand, steif gewordene Gelenke, ein Leiden, das unsere körperlichen Funktionen überhaupt herabsetzt) usw. Wenn aber keiner dieser Gründe vorhanden ist, muß die Verlangsamung eine psychische Ursache haben und irgendwie direkt oder indirekt entweder mit dem Inhalt des Geschriebenen zusammenhängen oder mit einem allgemeinen Angstgefühl davor, überhaupt etwas schriftlich von sich zu geben, und auf diese Weise sich festzulegen und dauernde Spuren seiner Worte zu hinterlassen.

Haben wir es daher mit einer langsamen Schrift einer dem Bildungsgrade nach schreibgewandten Person zu tun, so müssen wir vorerst die Ursachen ermitteln, derentwegen die Schriftzüge langsam erzeugt wurden.

Schlechtes Schreibmaterial (Feder, Tinte, Papier, Unterlage) wird dem Fachmann bei einer Betrachtung durchs Vergrößerungsglas offenbar, die Merkmale vorübergehender körperlicher Ermattung oder geistiger Niedergeschlagenheit sind von der Forschung endgültig erkannt und festgelegt, die ästhetische Sorgfalt des Schreibaktes ist an der gezügelten Schreibart ersichtlich und die dauernde Lähmung der schreibenden Organe verrät sich ebenfalls unmißverständlich durch den unsicheren Verlauf der Schriftzüge. (Einzelheiten über alle jene Fragen, die hier nur gestreift werden konnten, findet der Leser in meiner „Wissenschaftlichen Graphologie". Drei Masken Verlag, München.)

Erst wenn keines dieser vielen Anzeichen vorhanden ist, beginnt unsere eigentliche seelenforschende Arbeit, nämlich die Untersuchung, welche psychischen Ursachen für das langsame Tempo der Schrift verantwortlich sind.

Vorerst die harmloseren Fälle: die Menschen, die kein allzuschlechtes Gewissen haben, wenn sie an der Wahrheit vorbeisprechen, aber immerhin mit ihrer Feder stocken und stolpern, wenn sie an der Wahrheit vorbeischreiben.

Ich wähle zur Illustration ein Beispiel aus meiner amerikanischen Praxis: ein Bewerbungsschreiben, um einen höheren Posten, also eines, bei dem der Schreiber nicht etwa, wie dies Bewerber um kleine Büroposten tun, auf den kalligraphischen Teil Wert legte, sondern bei der Niederschrift nur an den Inhalt des Briefes dachte. Der Mann bewarb sich um den Posten eines Abteilungs-

vorstandes in einem sehr großen Warenhaus. Schriftprobe 4 zeigt die erste Seite seines Bewerbungsschreibens. Es ist eine natürlich schnelle Handschrift, deren gleichmäßig rhythmischer Verlauf nur an vier Stellen unterbrochen wird. In der dritten Zeile ist das Wort lead im l nachträglich verbessert, nicht etwa weil es undeutlich war oder weil irrtümlich erst ein anderer Buchstabe gestanden hätte, sondern „grundlos", in der Tat aber, wie wir sehen werden, weil der Schreiber bei seiner Niederschrift aus einer inneren Hemmung heraus mit der Feder stolperte. Die zweite Unterbrechung eines natürlichen Rhythmus finden wir in der sechsten Textzeile, in einem Worte, das dem Sinne nach nur similar heißen kann, aber in der Tat als simular geschrieben wurde. Die sonst runde Schrift wird in der Silbe . . . im . . . eckig und beide Buchstaben sind viel enger geschrieben als in andern Teilen des Manuskriptes. Wir finden dieselbe Eckigkeit und Enge im selben Wort in der letzten hier wiedergegebenen Zeile und auch hier ist das Wort unrichtig als simular geschrieben. Das dicht davorstehende Wort had ist mit starker innerer Hemmung geschrieben und nachverbessert.

Wir fragen uns: ist es ein Zufall, daß die sonst natürliche Flüssigkeit der Schrift gerade an diesen vier Stellen und an keinen anderen abgebrochen wurde, oder besteht ein gedanklicher Zusammenhang zwischen diesen vier Worten? Weisen sie etwa alle nach derselben Richtung?

Wir erkennen bei der Lektüre des Briefes, daß das letztere der Fall ist. Der Bewerber behauptet, daß er genau wie dies in der Zeitungsanzeige, auf die er sich beruft, verlangt wurde, eine leitende (to take lead) Stellung in einem andern großen Warenhaus in der Stadt innehatte. Er stolpert zweimal bei der Behauptung, daß er eine ähnliche (similar) Position bekleidet hat, und stolpert ein viertes Mal bei der Behauptung, daß er diese ähnliche Stellung bekleidet hat (had), d. h. bei der nachdrücklichen Wiederholung einer Unwahrheit. Wir wissen aus Freuds „Psychopathologie des Alltagslebens", wie Menschen durch Versprechen, Vergreifen oder Verschreiben ihre geheimen Gedanken verraten. Hier sehen wir ein typisches Beispiel davon in der Tatsache, daß statt similar zweimal simular geschrieben wurde und daß in beiden Fällen das Bewußtsein des Simulierens (Vorspiegelns) beim Schreiber vorhanden war.

Ich nenne den Fall harmlos, weil Angestellte zu derartigen Behauptungen oft durch das Vorurteil der Arbeitgeber beinahe gezwungen werden, wenn sie ihren Leistungen entsprechend schnell aufsteigen wollen.

Viel weniger harmlos sind Nachverbesserungen von Ziffern, wenn sie nicht durch Rechenfehler verursacht sind. Ein Buchhalter, der gewohnt sein müßte, flott Ziffern zu schreiben, ist immer verdächtig, wenn wir in seiner Schrift wiederholt Verbesserungen in den Ziffernformen finden. So etwas zeigt immer eine Neigung zum „Nachfrisieren" von Rechnungen oder Belegen.

Zahlkellner begehen bekanntlich häufig Additionsfehler zu unsern Ungunsten. Hier aber zeigt sich der Unterschied zwischen einem unschuldigen und einem gewollten Rechenfehler nicht in der Nachverbesserung der Ziffernformen. Der harmlose Rechenfehler ist in derselben rhythmischen Flüssigkeit geschrieben, wie der übrige Teil der Rechnung; der gewollte Fehler aber zeigt immer einen anderen Rhythmus. Er zeigt an der entscheidenden Stelle entweder ein Zögern, eine Unsicherheit, eine Umbiegung oder gar ein Zittern der Form. Oder aber er weist das genaue Gegenteil davon auf, nämlich eine viel flottere, energischere, größere, mehr druckbetonte Schreibtätigkeit, eine Übertreibung, an der wir erkennen, wie der Schreibende eine innere Hemmung zu überwinden hatte und er dabei übers Ziel schoß.

Ob diese Hemmung auf schlechtes Ge-

the Sum of Three pounds. £3.

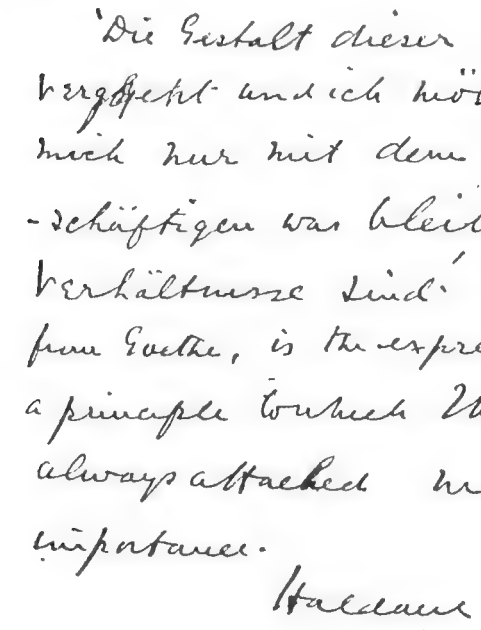
Received the 13th Decr. 1924.

for Two Tables.

Schriftprobe 5

wissen zurückzuführen ist oder auf den Zweifel darüber, ob wohl der Gast dumm genug sein würde, nicht nachzuprüfen, können wir freilich aus den hingeworfenen paar Ziffern nicht erkennen, aber das Vorhandensein der Hemmung ist in einem solchen Falle unverkennbar.

Manchmal werden nicht nur Ziffern, sondern auch die in Buchstaben geschriebenen Zahlen nachverbessert oder sonst markant mit besonderer Sorgfalt vom übrigen Text hervorgehoben.



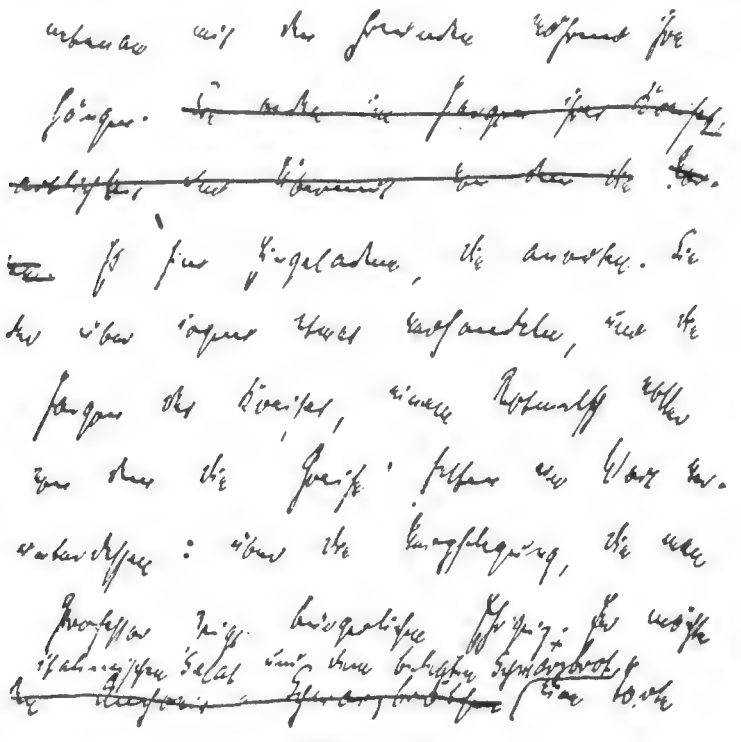
Schriftprobe 6

Schriftprobe 5 ist ein sehr typisches Beispiel dafür. Es ist eine dreizeilige Quittung über drei englische Pfunde, die als Zahlung für zwei Tische empfangen wurde. Aus begreiflichen Gründen kann nur jener Teil der Quittung hier wiedergegeben werden, der keinen Namen enthält. Hier liegt ein pathologischer Fall vor, eine Zwangsvorstellung, eine in der Seele des Mannes tief wurzelnde Liebe, ja Zärtlichkeit zu Geld. Er spielt mit den englischen Geldsymbolen £ (Pfund Sterling) und s (Schilling) etwa wie ein Verliebter mit den Initialen der geliebten Frau. Der Text lautet oder soll lauten: Received the sum of three pounds for two tables. Was uns zuerst auffällt, sind die beiden t in two tables. Sie sind nicht als t geschrieben, sondern in Form von durchstrichenen großen £, die nur für das Geldzeichen „Pfund" gebraucht werden. Weiter sehen wir, daß das £ in der zweiten Zeile, da wo es in der Tat Pfund bedeutet, nachverbessert ist, und zwar ganz „sinnlos" durch Hinzufügung eines kleinen Kreises, oben an der Spitze, da wo bereits so etwas wie ein kleiner Kreis bei der ersten Niederschrift in Form eines dicken Punktes stand. Außerdem ist s, das klein geschrieben werden mußte, im Wort sum als Großbuchstabe geschrieben. Schließlich ist die Ziffer 3 zaghaft geschrieben, denn der sonst gewandte Schreiber unterbrach seine Bewegungen nach dem ersten Halbbogen, oder genauer ausgedrückt, er schrieb erst so etwas wie eine 2 in halber Größe und fügte dann den unteren Halbbogen hinzu, um die 2 in eine 3 zu verwandeln. (Dadurch bekam der untere Halbbogen einen deutlich erkennbaren Knick.) Das Zögern bei dem Begriff 3 ist weiterhin ersichtlich aus der Tatsache, daß das Wort three, das sich darauf bezieht, mit einem andern Buchstaben, nämlich mit einem I statt T geschrieben wurde.

Ich schloß aus allen diesen Merkmalen und einer Reihe anderer (die meinen „Acht Merkmalgruppen der Unehrlichkeit" entnommen sind), daß der Mann ein Dieb sei, und die Firma, der ich diese Mitteilung machte, bestätigte mir, daß er wegen Unterschlagung vom Gericht verurteilt worden ist.

Es kann nicht deutlich genug betont werden, daß so weitgehende Schlußfolgerungen aus vorhandenen Nachverbesserungen von einzelnen Buchstaben- und Ziffernformen oder aus der Ersetzung einer Form durch eine andere unrichtige und dadurch gewisse Gedankenkomplexe verratende nur dann zulässig sind, wenn im ersteren Falle weder eine textliche noch orthographische Verbesserung geplant sein konnte, und wenn außerdem durch die Verbesserung eine erhöhte Lesbarkeit oder Schönheit des Schriftzeichens gar nicht beabsichtigt sein konnte; — und im zweiten Falle nur, wenn feststeht, daß die anderen Schriftformen der Buchstaben nicht eine allgemeine Marotte des Schreibenden und auf seine Sucht nach Originalität zurückzuführen sind.

In beiden Fällen müssen außerdem noch sämtliche Abweichungen und Unterbrechungen der natürlichen Schreibbewegung in-

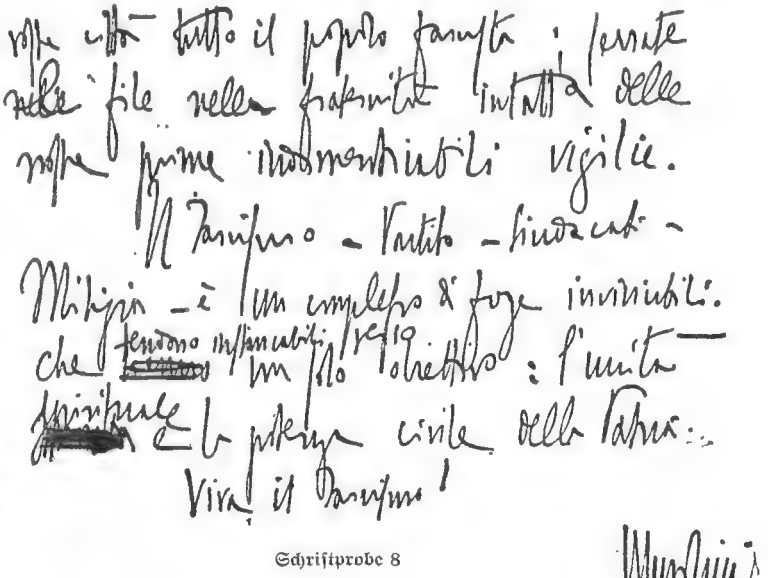


Schriftprobe 7

haltlich in dieſelbe Gedankenrichtung weiſen, wie dies in beiden uns hier als Beiſpiel dienenden Fällen geſchieht.

Wie leicht in dieſer Beziehung einem in der graphologiſchen Diſziplin ungeſchulten Beobachter Irrtümer unterlaufen können, möge die Schriftprobe veranſchaulichen, die ſcheinbar gleichartig iſt, in der Tat aber ganz anders geartete innere Hemmungen widerſpiegelt.

Schriftprobe 6 ſtammt von dem engliſchen Staatsmann Haldane und beſteht aus einem Goetheſchen Zitat in deutſcher und aus einer daran geknüpften Bemerkung in engliſcher Sprache. Für das ungeſchulte Auge ſcheinen beide Teile, der engliſche und der deutſche, denſelben Bewegungsrhythmus aufzuweiſen. Daß dem nicht ſo iſt, wird klar, wenn wir ſehen, daß im engliſchen Text verſchiedene Wortgruppen in einem Zuge geſchrieben



Schriftprobe 8

sind (towlich, Jhave), während alle Worte des deutschen Textes voneinander getrennt sind. Verkoppelungen mehrerer Worte zu einem Zuge sind eines der Kennzeichen eines schnellen Schreibaktes, weil der Schreibende durch das Nichtabheben der Feder am Schluß des Wortes und durch das Nicht-neu-Ansetzen zu Beginn des nächsten mehrere Tempi spart und seinem Trieb nach einem schnellen Fixieren seines Gedankenfluges nachgibt. Die Nachverbesserungen im deutschen Teil sind viel häufiger, als im englischen. Im letzteren sind nur die Schleifen im h (attached, much) nachgezogen, eine Verbesserungsart, wie wir sie in 20 Prozent aller Schriften finden, während im deutschen Text sehr viele Verbesserungen an verschiedenartigen Stellen stattfinden, einzelne Buchstaben gebrochen sind, die Doppelstriche über dem ö schwer, plump und weit auseinander liegen, einzelne Buchstaben doppelt geschrieben sind (verggeht) usw. Hier ist der langsame Schreibakt und die zahlreichen Unsicherheiten, die brüchigen Formen und die zaghafte Schreibbewegung auf die Unsicherheit bei Niederschrift des fremdsprachigen Textes zurückzuführen, während anderseits die mustergültige Raumverteilung (in wagerechter und senkrechter Richtung) und zahlreiche andere Schriftmerkmale die Ehrlichkeit des Schreibenden verbürgen.

Schriftprobe 7 stammt von Thomas Mann. Auch sie fällt durch eine Fülle von Korrekturen auf, aber diese sind alle textlicher Art und wo Einflickungen an den ursprünglichen Buchstabenformen stattfinden, erhöhen sie die Lesbarkeit und sind also zweckmäßig. Anderseits sieht die Schrift zaghaft und zerstückelt aus. Die Züge sind vielfach abgehackt und brüchig und wir schließen wegen dieses mangelnden Rhythmus auf innere Unsicherheit. Dieser Eindruck wird noch wesentlich verstärkt durch die Tatsache, daß beinahe jedes einzelne Wort in einer sinkenden Richtung geschrieben wurde. (Man beachte z. B. jedesmal die letzten paar Worte am Ende der 4., 5., 6., 7. Zeile.) Der Dichter hat starke innere Widerstände zu überwinden, wenn er seine Worte wählt und seine Sätze bildet. Es liegt hier ein ins äußerste gesteigerter Skeptizismus gegenüber der eigenen Leistung vor, eine Eigenschaft, der Thomas Mann außer Zweifel seinen wohlgepflegten Stil zu danken hat.

Aber die scharfe Trennung von Worten und Zeilen untereinander und die markant herausgearbeiteten Größenverhältnisse der einzelnen Buchstaben-Kategorien beweisen einen tief in der Seele des Dichters wurzelnden Drang nach Klarheit und Deutlichkeit, die die Möglichkeit einer Verstellung oder Verheimlichungssucht ausschließt.

Auch hier beweist uns der langsame Schreibakt, die Zerstückelung der Buchstaben, der unterbrochene Ablauf der Schreibbewegung ein „schlechtes Gewissen", aber wir sehen klar, daß es sich nur um ein „schlechtes ästhetisches Gewissen" handeln kann.

Die Vorstellung dessen, was wir unter einem natürlichen, ungehemmt drauflosstürenden, spontanen Schreibrhythmus verstehen, könnte kaum besser verstärkt werden, als durch den Anblick der Handschrift Mussolinis.

Schriftprobe 8 enthält ungefähr alle primären und sekundären Merkmale der Schnelligkeit. Mit schneidiger, scharfer Bewegung, die an Peitschenhiebe erinnert, sind die Züge aufs Papier geworfen, während das einzige Langsamkeitsmerkmal, nämlich die Enge der Schrift, keine psychischen, sondern nur mechanische Ursachen hat. Sie ist die natürliche Folge der Steilschrift. Das rasende, ungehemmte Tempo dieses Schreibaktes schließt Nachverbesserungen von Buchstabenformen aus. (Wir sehen nur Textänderungen.)

Die Schrift ist in doppelter Beziehung bemerkenswert. Einerseits hat sie ein ganz außerordentliches geistiges Niveau, ist schnell, natürlich, äußerst originell in der Form und glänzend, ja geradezu künstlerisch in ihrer Raumverteilung. Anderseits ist sie in ihrem Charakter stark „arkadenhaft" d. h. unaufrichtig und hat scharfe, plötzlich abgebrochene, rücksichtslos heftige Züge, die ein grausames Gemüt verraten.

Worauf es uns aber hier ankommt, ist, den äußerst natürlichen und äußerst schnellen Rhythmus zu zeigen, jene markante Grundeigenschaft, die die Möglichkeit irgendwelcher Inferioritätsgefühle beim Schriftverfasser ausschließt, und uns klar zeigt, wie völlig sicher Mussolini seiner selbst ist und wie gleichgültig, weil seelisch unverletzbar, er seinen Kritikern gegenübersteht.

Weder Zaghaftigkeit noch Zweifel noch Regungen eines „schlechten Gewissens" nagen an der Seele des italienischen Staatsmannes.

Bö. Bildwerk von Mathias Gasteiger

Der Steingarten der sieben Jahreszeiten

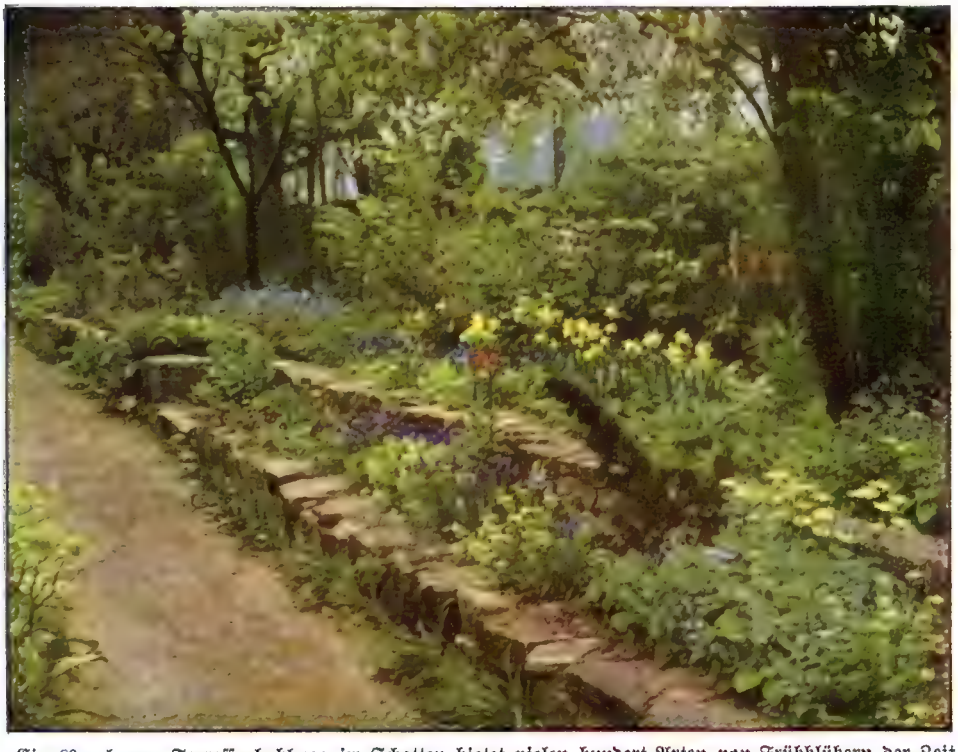
Von Karl Foerster-Bornim

Geburt des Steingartens in Ostasien — Einzug in England, Siegeszug durch Europa und nach Amerika — Steingärten nach Wildnisgesetzen und solche im regelmäßigen und architektonischen Stil für Sonne oder Schatten, eine oder mehrere Jahreszeiten — Gezeiten des Steingartens — Alpinums, Heidegärten, Strandgärten, Sandgärten, Steppengärten, Laubwaldrand-, Sumpf-, Bach- oder Ufergärtchen — Sondersteingärten für bestimmte Pflanzen — Der März als voller Blumengartenmonat

Bilder aus dem Bornimer Schau- und Versuchsgarten

Große Insel- und Reisevölker sind vorbestimmt zu führenden Gartenvölkern. Jahrhunderte nach seiner Geburt im fernen Osten ward das Steingartenwesen aus Japan nach England verpflanzt. Dort ist es schon fast eine Volksangelegenheit geworden, wenn auch wieder in ganz anderem Sinne als in Japan. Neulich sah ich in einem englischen Witzblatt ein Bild, in dem ein junger Mann seiner Dame nicht etwa einen Blütenstrauß, sondern einen Tropfstein überreichte, der mit kleinen Pflanzen bewachsen war. Dies ist ein kleines Flutzeichen, ebenso wie die Tatsache, daß die englischen Gefangenen im Kriege in Ruhleben sich sofort Steingärten anlegten. Bei uns in Deutschland bricht sich das Steingartenwesen langsam auch in allen Kreisen Bahn und wird sich hier vielleicht zu seiner allergrößten Vielseitigkeit entfalten. Dieser Siegeszug durch Europa und durch die Neue Welt ist nun nicht mehr aufzuhalten. Es handelt sich um keine Mode, sondern um eine Angelegenheit von ewiger Zukunft, denn es liegen hier neugeschaffene Bahnen für das Walten eines Urdranges der Menschenseele. Entwicklungen von innen her und von außen reichen einander die Hände zu einem neuen Glücksbunde.

Jahrtausendelang hat sich die Menschheit mit der Nachbildung der wilden Natur in totem Stoff abgegeben. Wir stehen an der geheimnisvollen Weltwende, in der immer reicher und vielartiger begonnen wird, das Leben selber im Leben nachzubilden und vorwärtszubilden, worauf die



Ein 80 m langer Terrassenhohlweg im Schatten bietet vielen hundert Arten von Frühblühern der Zeit von Ende Februar bis nach Mitte April Raum zu jahrzehntelangem Gedeihen. Farbenaufnahme

Natur solange schon hellhörig gewartet hat. Unsere Steingärten, Ufergärten und modernen Naturgärten bilden ungeheure Züge der wilden Natur im Garten nach, mit denen sich der Gartenkünstler und Gartenfreund früher niemals ernsthaft auseinandergesetzt hat. Man hat früher in den kleinen Räumen der Gärten nur mit verhältnismäßig großer, wuchtiger Pflanzenwelt gearbeitet und sozusagen die halbe Tonleiter weggelassen. Diese halbe Tonleiter besteht nun gerade aus der Unermeßlichkeit kleinen und kleinsten Pflanzenlebens, was jahrhundertelang den Gärten vorenthalten war und doch gerade in kleine Gärten hineinpaßt. Wo steht eigentlich geschrieben, daß unsere Gartenfreude nicht ebensogut der kleinsten wie der großen Pflanzen bedarf? Wir freuen uns doch an Gold und Edelgestein, Schmetterlingen und Vögeln? Es wird nun Zeit, daß die kleinen Edelsteine der Wildnis und Gartenpflanzenwelt in Gärten und in unserem ganzen Leben zu ihrem Rechte kommen. Wie konnte man nur diese Tausende von Arten umfassende Kleinwelt zuverlässigster und zutraulichster Pflanzen bisher von den Millionen kleiner Gärten fernhalten, die nach ihnen dürsten und ihren vollen Sinn gar nicht ohne sie entfalten können! Nun ist die neue große Möglichkeit dem Garten gesichert, auf kleinen Räumen mannigfaltigeren Lebensreichtum zu entfalten, als überhaupt je mit großen Pflanzen möglich ist. Kann man doch selbst, um nur ein Beispiel herauszugreifen, in mäßigen Steingartenräumen eines kleineren Hausgartens nebenbei noch fast alle großen Nadelholzarten in Taschenformat um sich versammeln, wo sie jahrzehntelang nicht eine Handreichung beanspruchen, sondern einfach nur zur Freude und zum Bestaunen da sind. Wie spät hat man doch all die kleinen Leute aus ihren Wildnissen geholt und wie zögernd begonnen, sie zu veredeln und gartenfreundlicher zu gestalten! Eine neue Hemisphäre des Gartenpflanzenlebens, ein ganz neues Zauberreich des Raumes, ein nie geahntes Instrument des Lichtes ist in unseren Zeitläuften entdeckt, entfaltet und ohne Unterschied kleinen und großen Gärten bequem zugänglich geworden.

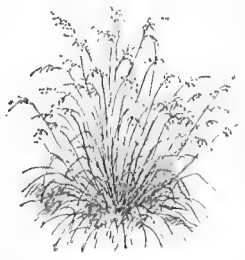
Aus den „Himmelsschlüsselchen“ sind mächtige Hausschlüssel für den Himmel geworden. Das Primelreich ist für seine Kenner in spannendster Entwicklung unabsehbaren neuen Reichtums. Aquarell von Herbert Kampf. Zeichnung unten links von A. Bartning

Steingartenfreude ist ein Trank vom frischesten Born der Erde, eine neue, reizende Versöhnung zwischen Garten und Wildnis, zwischen hier und dort! Sie ist der Ausdruck ganz neuer, großer Formen des Heimatgefühls und des Reisegefühls. Diese kleinen himmlischen Lebens- und Festgestalten, die da in Heerscharen von Arten und Gattungen und Spielarten auf unseren Wink warten, um ihre Schönheit, Frische und Treue an uns auszulassen, helfen mit ihren tausend Wurzeln unser Leben in Fels und Erde, Klima und Licht unseres Wohnplatzes und Gartens zu verwurzeln. Was ist die Rolle und der bleibende Sinn des Steingartens im Gesamtorganismus des Gartenwesens? Ist er eine liebenswürdige, romantische Spielerei, wie so viele noch ahnungslos denken, oder bleibendes Feld künstlerischer Gestaltungskraft ebenbürtig den Hochgebieten der Kunst? Die meisten kennen nicht die volle Musik des Steingartens, sondern nur tastende Töne des Kindes auf einer Pansflöte. Diese Begleitmusik des Mißverständnisses hat noch alle schönen und heilbringenden Dinge der Entwicklung umspielt und wird wohl ihre musikalische Funktion behalten. Wir müssen den Begriff einer ganz neuen Romantik des Gartens fassen, entgegen allen Abirrungen dieses krankhaft nach rückwärts gewandten Triebes, wenn wir überhaupt den ungeheuren Lebensreichtum der Pflanzenwelt auf die meist zu wenig möblierten Räume der Gärten loslassen wollen. Die Räume des Gartens sind doch nicht um ihrer selbst willen da, sondern damit alle Jahreszeiten hindurch sich etwas in ihnen begibt. Ich denke doch, die Sendung des Gartens ist es, ein festlicher, feingeschliffener Spiegel des großen Naturlebens unserer Zone zu werden. Wie bedeutsam ist die Rolle des Steingartens in dieser Sendung, der im Begriff ist, jetzt nachträglich unserem schon so alten abendländischen Gartenwesen ein breiteres, kosmisches Gleichgewicht, einen ganz neuen, ungeahnten Unterbau zu verleihen.

Steingärten bilden einen der verbreitetsten Zauber der Blumen- und Pflanzennatur, nämlich den siegreichen Kampf edler Kleingewächse mit den Gewalten der Felsen,

Steppen, Moore, Wälder und Strande, dem Schnee, der Kälte, Sturm, Dürre und Nässe im Garten, sie nehmen die heroischen Eigenschaften jener kleinen Heldenorganismen an schwierigen Gartenplätzen in Dienst, bauen eine bisher vernachlässigte Dimension des Gartens, nämlich das Oben und Unten mit Mitteln aus, welche deren Raumzauber und Naturzauber am stärksten unterstreichen. In den Winter tragen sie den Vorfrühling, in den Vorfrühling vollen Frühlingsreichtum, ja schon Sommervorspiele, in den Sommer bringen sie Frühlings- und Bergfrische und in den Herbst und Spätherbst bis zum letzten Atemzuge reiches, heiteres und aufsteigendes Leben, in den Spätherbst und Vorwinter den Oasenfrieden grünenden frischen Weiterlebens, und in den Winter neue tausendfältige intime Verbundenheit mit den übrigen Jahreszeiten und neues Ausschöpfen des Wintersonnenzaubers, des Rauhreifs und Schneefalls durch eine unendlich vieltönige, immergrüne Welt. Der neue Steingarten trägt an unser Leben eine neue, unbekannte Welt von räumlichen und maßstäblichen Reizen heran, deren Reichtum an Beziehungen und Stockwerken in sich ebenso groß ist, wie die Welt der bisherigen Maßstäbe des Gartens. Was will dieser seltsame Lebensstrom, der da unaufhaltsam in unser Leben und an unsere Gärten herandringt? Er will ein neues Unendlichkeitsgefühl in unser Gartenleben tragen, eine neue Verfeinerung und Erwärmung unseres Gefühls für Raum und Maßstab im Garten vorbereiten, die unwiderstehlich auch unsere Beziehungen zur übrigen Pflanzenwelt durchdringt, unserem täglichen Leben ganz neue Naturhintergründe verleihen, die der Überwindung unserer falschen Übersichtigkeit über nahe und tägliche Freuden, ja unserer ganzen Glückseinstellung, zugute kommt. Am Ende solcher Beeinflussung stünde etwa das Gefühl: Es gibt keine kleinen Freuden; die kleinen Dinge des Lebens sind den großen ebenbürtig. In dieser Pflanzenwelt mit ihren unergründlichen Schatzkammern liegt ein neuer Hort der Befriedigung unseres Lebens- und Heimatgefühls, der früheren Gartenzeiten verschlossen war. Es handelt sich um ganz neue, zarte Dosierungen des Naturerlebnisses, welche in ihrer unbegreiflichen Wirkung an die Gesetze der Ho-

Die Schale ergänzt die Funktion der Vasen. Geräte zum steilen Aufstellen der Stiele in Schalen sind von größter Bedeutung. Dieser Strauß besteht aus Anemonen, Elfenblumen, Vorfrühlingsvergißmeinnicht, Perlhyazinthen, Primeln, Zwergspindeln, Primeln Steinrich, Erdwurz, japanischen Ahornzweigen und gelben Vorfrühlings-Trauerglocken. Aquarell von Herbert Kampf



möopathie erinnern und an die neue Welt von Erfahrungen, daß weniger viel gewaltiger wirken kann, als mehr. Neue Etappen des Erkenntnisweges werden mit dem reifen Steingartenwesen erreicht, auf dem wir immer tiefer die stille Pflanzenwelt nicht nur als physische Nährmutter des bewegten Lebens und Heilmutter körperlicher Störungen, *sondern als große seelische Nährmutter der feinsten Kräfte unseres erwachenden inneren Menschen begreifen.*

Tiefer und leidenschaftlicher Pflanzen- und Gartenkultus entwickelt geheime und feine Geflechte von Wechselströmen zwischen Seele und Kosmos, die durch nichts zu ersetzen sind und ohne welche unser Geist nicht genug Weltleib hat. Von einem besonderen Frohgefühl ist die Hinneigung zu dieser endlosen Zwergpflanzenwelt der kommenden Gärten umwittert. Jeder kleine halbwegs gesunde Garten vermag Ströme dieses neuen Reichtums zu fassen. Wir spüren ganz leise die schicksalausgleichende wunderbare Versöhnungskraft.

Möchten nun bald die Schulen unter Benutzung heller Plätzchen auf den Schulhöfen, die Kleingärtnerverbände, die doch zu den größten Gartenverbänden der Welt gehören, die Redaktionen der Zeitungen mit der Riesenverbreitung unter kleinen Lesern, und die Vorstände der Siedlungen großer Industrie-Konzerne mithelfen, dem Kleingartenwesen diese neuen, raumgemäßen Erfüllungen zuzuführen. Garten- und Landleben ward hier um eine neue Lockung reicher, und gerade kleinen Gärten ward ein gut Teil ihrer Beengtheit genommen. Es gibt nur ein Zukunftsmittel gegen Bolschewismus: Gärtchen- und Häuschenbesitz des kleinen Mannes! Tatsächlich bedeutet der Steingarten die größte und die leichteste Möglichkeit, eine unermeßlich reiche Naturfülle lebendig wachsend in unserem täglichen Wohnbereich zu haben, und unmittelbarste Fühlung mit den unendlichen Fernen des Erdballs durch lebendige Sendlinge jener Welten zu nehmen.

Dieses Pflanzenreich der Steingärten bleibt schließlich für den Kenner ebenso unabsehbar, wie für den Anfänger. Die Menschenseele braucht überall Unendlichkeiten und findet sie. Was nicht unendlich ist, ist nicht groß genug für sie, sagt Maeterlinck. Jüngst erlebte ich in einer ausländischen Gärtnerei wieder einige Hundert neuer, noch zu erprobender Steingartengewächse, die größtenteils noch Seltenheiten in europäischen Gärten sind. An einer langen Mauer wuchsen neue, allerkleinste Sächelchen. Einer der großen Lenker des englischen Weltreichs war zufällig in der Gärtnerei und strich an der Neuheitenmauer entlang. Nach einstündigem Rundgang kam ich wieder dort vorbei und sah ihn noch um die Mauer geistern. Es gibt gar nicht so sehr viel Dinge, die geschaffen sind, sich an Menschen so verschiedener Art zu wenden und sie dauernd und leidenschaftlich zu fesseln, wie das moderne Steingartenwesen. Könige und Kärrner, Weltreisende und eng an die Heimat Gefesselte, Kinder und Greise, nicht minder auch Greisinnen, geraten alle gleich unter diesen stillen Bann; hier liegt sozusagen ein neuer raum- und zeitweitender Erker des Lebens. Immer mehr Menschen reden jetzt von Blumen, wie früher nur Sonderlinge, und immer tiefer hört man heraus, daß sie fühlen, Blume ist mehr als Blume.

Scilla campanulata, die Glockenscilla, entfaltet im Mai bis 40 cm hohe Blütenstiele in lila-blau, weiß und rosa. Sie paßt überall in Steingärten, Naturgartenpartien, Staudenrabatten und Schnittblumengärten. Aquarell von Herbert Kampf

Wir haben einen alten König in Europa, der auf jeder Reise botanische Steingärten und Züchtereien auf neue Dinge hin besichtigt. Der Besuch dieser hohen Dinge geht ihm, wie bekannt, dem der allerhöchsten Herrschaften vor. Er besuchte auch meine Pflanzen. Die Größe des Gefühls, völlig frei von schwärmerischer oder wissenschaftlicher Klangfarbe, das ruhevolle Feuer, womit dieser bejahrte Weltmann all den Lebensjuwelen der Steingärten zugewandt war, machte

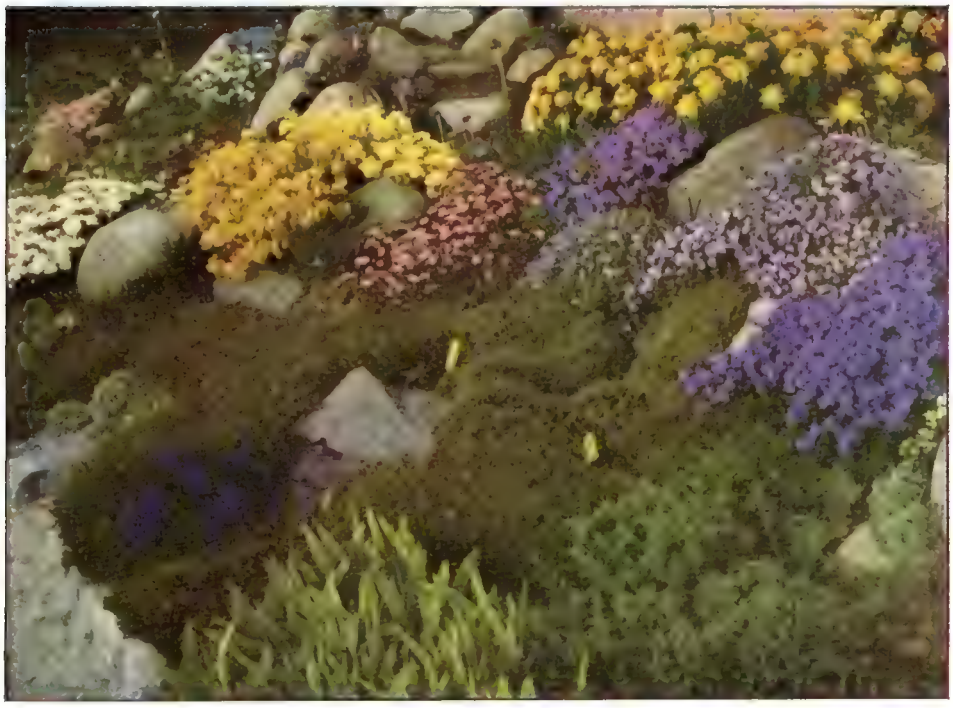
Kanadische Teppichfloxe hängen mit ihren rosa, lila und weißen Kissen in zweiter Aprilhälfte über Steine und Böschungen. Der Flor dauert Wochen. Farbenaufnahme

diese Stunden unvergeßbar. Die weltweite, königliche Lebendigkeit seiner Beziehungen zur Kleinpflanzenwelt kam auch in prachtvollen Schilderungen des wilden südeuropäischen Vorkommens einzelner Gewächse zum Ausdruck. Unterschiede zwischen Geum sibiricum und Borisi schienen hier das Zentrum seines Wesens zu interessieren. Wie ein Mythos klingt, was von ihm erzählt wird. Während des Krieges sah er mal auf dem Wege zur Front vom Kupeefenster aus einen seltenen Schmetterling. Der Königszug hielt, und der Herrscher mit Paladin folgte dem Sommervogel ins Gefild hinaus, wo seltene Pflanzen weiter lockten.

Mit jedem Jahre werden die Steingartenfreuden nicht nur reicher, sondern auch immer leichter und lockender. Die Ertüchtigung der Pflanzen nimmt zu durch Umzüchtung, ihre Dienstbereitschaft in Dürre, Schatten, Nässe und Stadtluft ist im Wachsen und der Radius der Verwendungsfähigkeit jeder Einzelart ist so im Zunehmen, daß Zugänglichkeit auch für Anfänger beständig Fortschritte macht. In früheren Büchern gab's noch verwickelte Vorschriften für Erdmischung und Bodenunterschotterung. Heute ist das alles unsäglich vereinfacht. Man versteht aber auch einer Menge früherer Schwierigkeiten durch sehr einfache Maßnahmen vorzubeugen, vermeidet schräge Erdflächen und modelliert das Gelände so, daß das Wasser sich in Nischen und Terrassen allerart fängt. Das gilt auch von der künstlichen Bewässerung. Flacher Belag mit mittleren Steinen macht viel Erdflächen für Unkrautwuchs unempfindlich. In der Einpassung der Steingartenpartien in den jeweiligen Gartenstil ist man geschmeidig geworden und kann nun durch Anwendung des natürlichen Stils oder des architektonischen, manchmal auch durch Kreuzungen der beiden, unzähligen Gartengesetzen gerecht werden, ohne Opfer an künstlerischer Einheit. In naturgewachsenen Steingärten, von denen Skandinavien und europäisches Hochgebirge voll ist, vermitteln neue Zwerggehölze zwischen Kraft und Wuchs der wilden Naturzüge und der Zwergwelt der Stauden. Der Blütenstrom dringt auch immer reicher in Schattengärten, wobei wieder sowohl der Zuzug der Wildpflanzen aus allen Waldfernen der Erde als auch ihre Verwandlung in den Züchterstätten beteiligt ist. Früher gab's Primelflor nur während einiger April—Mai-Wochen; jetzt dauert er von Ende Februar, oft von Mitte Februar, bis in den Juli hinein. Dazu gesellen sich als Schattennachbarn immer neue, wetterfeste Farngestalten.

U. Bartning

Früher waren Steingärten und auch solche



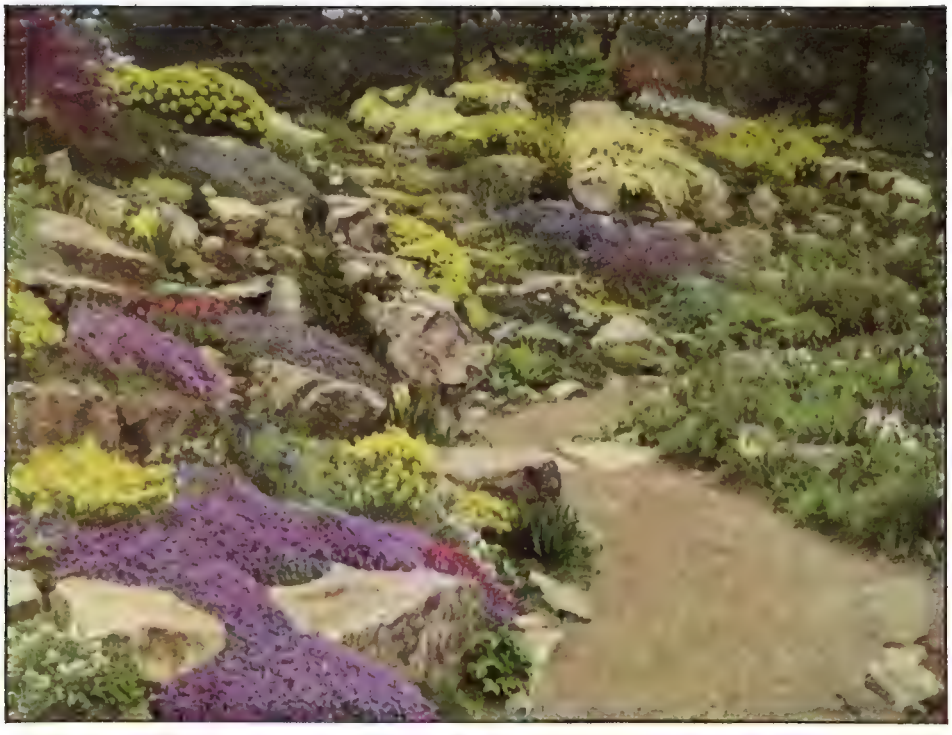
Steingartenböſchung für Frühling, beſetzt mit bulgariſcher Wolfsmilch, blaßgelbem und goldgelbem Steinrich, rotem Steinbrech, Viola gracilis in ſammetdunkellila, Aubrietia in hellem und dunklem Lila und weißer Iberis. Farbenaufnahme

in botaniſchen Gärten — was der Berliner etwa eine „Trotte“ nannte — nur Träger eines kurzen Frühlingsflors. Jetzt hat die Fülle der Gewächſe den Steingarten der ſieben Jahreszeiten heraufgeführt. Wir ſind nun dabei, den Jahreskalender des Steingartens aufzuſtellen und ihn als Grundlage der feinſten räumlichen Benachbarung der Farben zu erkennen. Auch im Steingarten iſt es Verſchwendung, irgendeine Pflanze ohne feinberechneten Bezug auf das Nachbargewächs zu pflanzen. Es ergeben ſich zwanglos ſieben Hauptgezeiten des Steingartenlebens. Der Winter: Mitte November — Mitte Februar; Vorfrühling: — Mitte April; Frühling: — Ende Mai; Frühſommer: — Anfang Juli; Sommer — Ende Auguſt; Herbſt — Mitte Oktober; Spätherbſt — Mitte November. Nur die Zuſammenfaſſung ſolcher Zeiträume in einzelne Steingartenpartien bringt die ſtärkſten Wirkungen hervor, deren dieſer ſtille Schönheitsſtoff fähig iſt. Um aber den einzelnen Steingartengruppen oder Terraſſen, Mauer- und Ufergärtchen über farbenſtillere Zeiten hinwegzuhelfen, müſſen einzelne Pflanzen anderer Blütezeit eingefügt werden, vor allem aber die ausgeſprochenſten Dauerblüher des Steingartens, die lange blühenden Fingerkräuter, Lerchenſporne, bunten Sonnenröschen, die Zwergnachtkerzen vom Miſſouri, die gefüllten Steinnelken und die lange blühenden Erikaarten. Das moderne Steingartenweſen iſt am Werke, die intimſten Kammern des Jahreszeitenglücks auszubauen, die der Garten uns zu eröffnen vermag. Hier werden die verſtreuten und verzettelten Strahlen unzähliger Blumen in Brennſpiegeln vereinigt, ſo daß hier auf kleinen Räumen weltweite Erlebniſſe der Jahreszeit und Natur möglich werden, welche die großen Gartengewächſe allein gar nicht ſo hervorbringen können. Edelſteine wollen eben gefaßt, geſchliffen und mit anderen Edelſtoffen zu Schmuckgebilden vereinigt werden. Wir fangen an zu entdecken, was aus einem Gartenwinkel werden kann, und geſtalten auf einem Quadratmeter eine ganze kleine Welt, die oft aus Wildniſſchätzen mehrerer Erdteile beſteht. Gefahren des Sammelſuriums begegnen wir bei dieſer univerſalen Nacherſchaffung wildgewachſener Naturbilder im Garten mit einiger Übung leicht. Geſetze dauerhaften Gedeihens und innere, über allen Wagniſſen wachende Gefühlsgeſetze bewahren uns vor Fehlern, Verſtöße machen ſich bemerkbar dadurch, daß ſie das Zaubergeflecht der einzelnen Bilder und deren Stimmungseinheiten gefährden. Der Vorfrühling faßt alle kleinen Zwiebelſtauden zuſammen und entrollt im Steingarten ſchon von Mitte Februar ab bis Mitte April einen wechſeln-

den Reigen von Blütenbildern. Der Monat März ist so im Steingarten zu einem vollen Blumengartenmonat geworden!

Im Frühling schäumt der Steingarten so von Blüten, daß man seine Mannigfaltigkeit kaum im Gedächtnis halten kann, wenn man den Steingarten eben verlassen hat. Im Sommer wird's stiller und ernster, aber die Überraschungen hören nicht auf. Ich kann hier nicht Hunderte von Einzelheiten aufführen und nun schildern, wie sie zu Bildern und Beleuchtungswirkungen zusammentreten. Unvergeßlich, wie solche Steingartenlehne, bepflanzt mit chinesischen Zwergwacholdern, sammetroten Fingerkräutern vom Himalaja, Alpenglockenblumen, roten Sonnenröschen vom Mittelmeer, enzianblauen Zwergrittersporne von der chinesischen Mauer, duftenden Wildnelkenpolstern von den Seealpen, nordamerikanischem Feinstrahl, Zwergberberitzen aus Feuerland, südeuropäischer Waldsalbei und blauen Staudengeranien wer weiß woher, im schrägen Nachmittagssonnenlicht stundenlang ihren stillen Zauber entfaltet, und die Schönheit eines deutschen Sommernachmittags im Garten ausschöpfen hilft. — Es ist nicht nur bloße Gartenfreude oder Wildnisfreude. Neuland des Glückes steigt da aus den Fluten der Entwicklung empor. Die Rückwirkungen auf das ganze Lebens- und Naturgefühl der Menschen sind unabsehbar. — Auch der Herbst bis in die letzten Oktobertage hat im Steingarten immer neue Einfälle. Zehn Herbstkrokus- und zwanzig Herbstzeitlosenarten, zu denen immer neue Gartenformen hinzutreten, wechseln mit ihrem frühlingshaften Flor zwischen vielen Heidekrautarten, südeuropäischen Bergastern und japanischen Berganemonen, zwischen gelben Krokusblüten der Sternbergia, blaublühender Bleiwurz und japanischem Oktobersedum. All diese Fremdlinge sind in den großen Tabellen nur insoweit aufgeführt, als sie von kinderleichter Kultur sind, fest und dauernd Herberge in unserem deutschen Steingarten nehmen und von unverwüstlicher Wachstums- und Blühfähigkeit sind. Auf das empfindsame Volk habe ich nie was gehalten.

Neben der Gruppierung nach Jahreszeiten haben wir viele Motive der Zusammenfassung nach Standortgenossenschaften und Gesetzen feinster Geselligkeit der natürlichen Pflanzenwildnisse. An manchem Gartenplatz paßt ein Heidegarten mit Heidewacholder, Zwergbirke, Zwergtannen, Glokkenblumen, Thymian, Ginster, Schlehdorn, wilden Polyantharosen. Solch Heidegärtchen kann jetzt beinahe zehn Monate in Blüte stehen. Andere solcher Genossenschaf-



Durch Ausheben größerer flacher Hohlwege kann man ein Stückchen Kartoffelacker in einen flachen Schluchtgarten verwandeln, besetzt mit tausenden edler, kleiner, unverwüstlicher Pflanzenarten
Farbenaufnahme vom 12. Mai

ten ſind Gewächſe des deutſchen Frühlingswaldrandes, Primeln, Farne, Leberblümchen, Veilchen, Maiglöckchen, Immergrün, Haſelnuß, Hartriegel, Gedenkemein, Waldglockenblumen, Walderdbeeren, Amſtel, Akelei. Unglaubliches kann man jetzt aus Sand- und Steppengärtchen machen, aus felſigen Bachufern, alpinen Pflanzungen oder kleinen Strandgärtchen. Wenn der Anfänger die zugehörigen Pflanzentabellen bekommt, ſo hilft ihm dieſe Partitur ſchon zwangsläufig in die Muſik hinein. Wenn

ſondern führe den Weg unter ihnen als flachen Hohlweg, wie das die Antike ſchon tat. Baue Gartenhäuschen oder Gartenlauben nicht zu ebener Erde, ſondern auf halbmeterhohem Terrain mit flacher Treppe aus rohen Hauſteinen mit eingeſenkten Treppenwangen. Wenn dein Nachbar ſchon vom modernen Gartengefühl gebeizt iſt, ſo könnt ihr ſtatt eures Gartenzaunes einen hohen, ſchmalen Erddamm, als Steingarten geſtaltet, aufführen und ſchafft euch eine Schönheitswelt für Jahrzehnte, die ſonſt

Roter Steinbrech, Saxifraga d. hybr., Juwel, Blütenteppich, Schöne von Ronsdorf tragen in den April und Mai des Steingartens rote Farben, die ſonſt in dieſen Zeiten faſt fehlen bis auf die Farben von Zwergtulpen, Bellis und Primeln. Farbenaufnahme

wir einmal ganz wiſſen werden, wie groß und vielartig die Pflanzennatur iſt, die unſerer Gärten wartet, dann erſt werden die Gärten zu ihrer natürlichen Verſchiedenheit erlöſt werden. Der Nachbargarten muß eine Welt ſein, die uns immer hinüberlockt, und ihm muß es mit unſerem Garten ebenſo gehen. Gartengeſpräche am Nachbarzaun und Austauſch von Pflanzenteilen, Wettlauf des Frühblühens und des Spätblühens: dies alles wird in der Zukunft zu ſeinem Rechte kommen. — Wenn du einen Garten anlegſt, mache ihn um Gottes willen nicht flach, ſondern nütze alle Vorwände und alle Möglichkeiten für ein Oben und Unten des Gartens aus. Laß dir den Kelleraushub deines Hauſes nicht wegfahren, benutze die Erde, die du aus künftigen Waſſerbecken hebſt, ſetze deine Pergolas nicht auf flache Streifen,

vielleicht keinen ebenſoguten Lichtplatz in euren Gärten findet. An einer Ecke deines geſchniegelten Raſenplatzes ſtehen fünf Birken. Du kannſt die ganze Ecke beinahe fußhoch beſchütten, mit rohen Hauſteinen gegen den Weg und den Raſenplatz ſelber in gutem Umriß abſtützen und mit ein paar halbvergrabenen Steinen durchſetzen. Du haſt nur einen Platz für einen flachen Steingarten von doppelter Zimmergröße, der in deinem trockenen Garten und in der

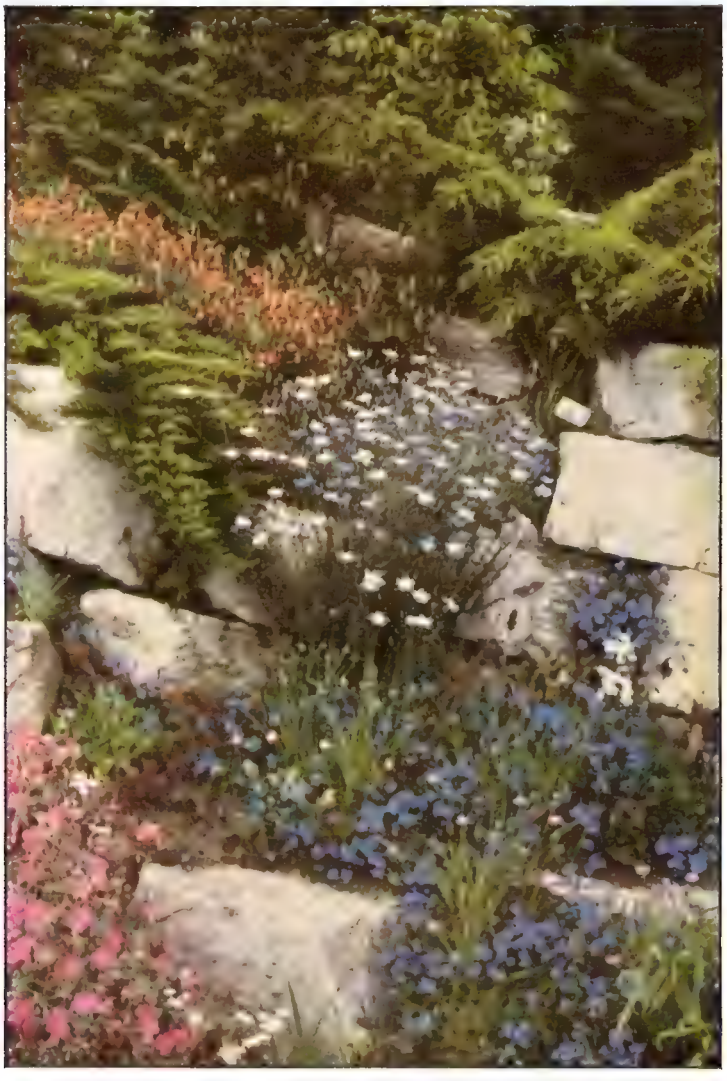
U. Bartning

Birkennachbarſchaft folgenden Pflanzen eine gute Dauerſtätte bietet: Veilchen, gelbe Kiſſenprimeln, Perlhyazinthen in zehn Arten, Buſchwindröschen in drei Farben, auch in den noch früheren ſüdlichen Sorten Anemone blanda und apennina, Leberblümchen, Heidekraut, Schneeheide, Edelginſter; in die Birke läßt man die einfach blühende

Rose Leuchtstern ranken, auch ein paar Zwergkiefern und Säulenwacholder sind noch zu verstreuen. In den Böschungen des Hohlweges deiner 50 Meter langen Pergola kann sich fast das ganze kleine Theaterpersonal des Vorfrühlings austoben. Die Böschung muß etwas schräg und mit Steinen durchsetzt sein. Der weggenommene Boden, mit dem der Hohlweg erzielt ward, reicht für die Erdwand als Nachbarzaunersatz. Die Zahl der Motive zur Herstellung von Gartenplätzen für die Kleinpflanzenwelt ist unendlich. —

Schöne Steine gehören ebensogut in den Garten, wie schöne Pflanzen. Dies fangen wir endlich an einzusehen und finden aber erst im Steingarten und im Naturgarten die Möglichkeit der wirksamen und natürlichen Aufstellung von Steinen. In Japan werden für einzelne schöne, wilde Steine, in denen ja oft ganze Welten von malerischer und architektonischer Schönheit beisammen sind, phantastische Summen gezahlt. In die Steine werden schöne Inschriften gegraben. Diese auf schönen Steinen zu sehen, ist man in Gärten so gewohnt, daß man in den japanischen Wildnissen beim Anblick schöner Steine oft unwillkürlich auch nach Inschriften sucht, erzählt Lavcadio Hearn.

Vor mir im Glase steht ein Strauß von Vorfrühlingsblumen, alle von Pflanzen ge-



In der Mitte der veredelte, unsterblich gewordene Flachs, unten Veronica rupestris, links oben über dem Zwergwacholderzweig rotes, einfach blühendes Sonnenröschen, unten links Helianthemum polifolium
Farbenaufnahme

pflückt, die vor 10 bis 15 Jahren gesetzt wurden. Bücher, in denen ich schon vor langen Jahren Bilder dieser Pflanzen brachte, sind inzwischen aus dem Einband gegangen, die Pflanzen aber keinesfalls.

Von der Treue und Lebensdauer dieser Zwergwelt haben die Gärtner noch nicht annähernd volle Begriffe, wir sind alle noch zu sehr Neulinge des Zusammenlebens mit diesem Teil der Pflanzenwelt. Von einem Jahrzehnt zum nächsten bestaunt man dieses treue Mitunsweiterleben der kleinen Lebensgenossen. Ein Jahrzehnt ist wie ein Hauch für sie. Gerade dieses jahrzehntelange Leben mit der einzelnen Pflanze am gleichen unberührten Standort steigert das Gefühl für die Würde und das Geheimnis dieses kleinen Lebens unbeschreiblich. Für die Kleinheit der Organismen sind es Giganten der Lebenskraft. Die enge Verbundenheit mit all diesen tausend Gestalten und ihren Methusalemskräften bereichert uns sozusagen um neue Organe des Zeitgefühls.

Der März als voller Blumengartenmonat

Es ist bald nach Mitte März und, wie so oft um diese Zeit, im Schatten 20 Grad warm. Im Steingarten und in den kleinen Steinterrassenbeeten blüht schon lange eine unabsehbare Mannigfaltigkeit von Blüten-

Links oben unverwüstlicher Edelflachs in reinem Blau mit reiner blauer Veronica. Vorn rosa Sonnenröschen, oben chinesischer Zwergwacholder. Die reinblauen Farben breiten sich in immer größerem Reichtum und immer mehr Wochen des Gartenjahres auch im Steingarten aus. Kein Jahr ohne blaue Fortschritte. Aquarell von Herbert Kampf

Felshohlwegtreppe mit rotem Zwergahorn und Berg-Anchusa mit tiefblauen, vergißmeinnichtähnlichen Blüten, unzerstörbar harten Stauden von größter Widerstandskraft gegen Dürre. Von dem Zauber des Lichtwechsels auf solchen kleinen Gartenszenen stärker, wechselnder Blumenentfaltungen während eines Tages oder einer Woche könnten nur unzählige Farbenphotos Begriffe geben. Aquarell von Herbert Kampf

gewächsen, zwischen denen von früh bis spät Bienen und Hummeln und mehrere Schmetterlingsarten beschäftigt sind.

Der Wind weht warm durch den Märzgarten, scheint etwas erregt von all den frühen neuen Blumendingen und weht doch auch wieder so sanft und eingelebt, ja fast schon ein wenig angesommert durch die kleinen Märzblumenparadiese, als wenn er in alter Gewohnheit seinem reichen Maiengeblühe durchs Haar striche. Manchmal ist das Bienengebrumm um die blühende Schneeheide so stark, als hörte man fern im Nachbargarten Leute in tiefem Baß lange über eine Sache hin und her reden.

Drüben in dem von Rosenprimeln umblühten Goldfischteich knurren die Kröten mit Geräuschen wie Motorräder am Horizont.

Wer Mitte März aus Oberitalien zurückkommt, hat dort die bunten Anemonen in Grasrändern und Olivenschatten noch nicht gesehen, findet aber jetzt schon in seinem Heimgarten Massen von mancherlei unverwüstlichen Anemonenarten in voller Blüte.

Wenn ich halbwegs erzählen wollte, was man so in Frühlingswochen an all diesen kleinen weißen und blauen Anemonenarten, an der Blume und Pflanze und ihrer Verflechtung mit gleichzeitig blühenden andern Frühlingsblumenarten erlebt, so wäre schnell das ganze Heft damit erfüllt. Aber die Menschen sind mehr auf den breiten Reichtum, als auf den tiefen Reichtum eingestellt. Sie mögen nicht verweilen und huschen gleich zu anderen Dingen weiter. In den Zoologischen Garten kann man sich auch nur bestimmte Menschen mitnehmen. Alle wollen immer zuviel sehen und können einfach nicht solange vor den Eulenkäfigen stehen, wie sich das gehört. Die 15 bis 20 im März blühenden Anemonen-Arten und -Sorten lernt man nämlich auch als sogenannter Kenner nie auskennen. Es ist kein Ende des überraschten Aufmerkens und Hinblickens.

Die Hauptarten, wie A. blanda vom Balkan, A. hepatica und A. nemorosa, denen etwas später A. apennina folgt, werden in Rosa, Weiß und Blau abgewandelt. Aber jede hat sich unbezeichenbare Stufun-

gen der Farbe vorbehalten. Sogar das Weiß wirkt ganz verſchieden. Sie liegen untereinander beſtändig in unerwarteten Farbengeſprächen. Jede einzelne Pflanze baut ſich wieder wie bei der Primula veris, der niedrigen Kiſſenprimel, in Blumengeſtalt und Geſamtpflanze und Farbenfeinheit; das ſteigert und ändert ſich mit jedem Jahr ruhigen Verbleibens an ihrem Gartenplatze. Die blaue Kuckucksanemone, die an warmen, ſonnigen Plätzen ſchon wach iſt, gibt es jetzt auch in ſeltſamem Roſa, ſchrägen Lichtes und ſeiner Schatten ſpringen mit all den hingehauchten Blütengebilden des März ſo um, daß man ſagen kann, ſie lehren uns erſt das Licht kennen.

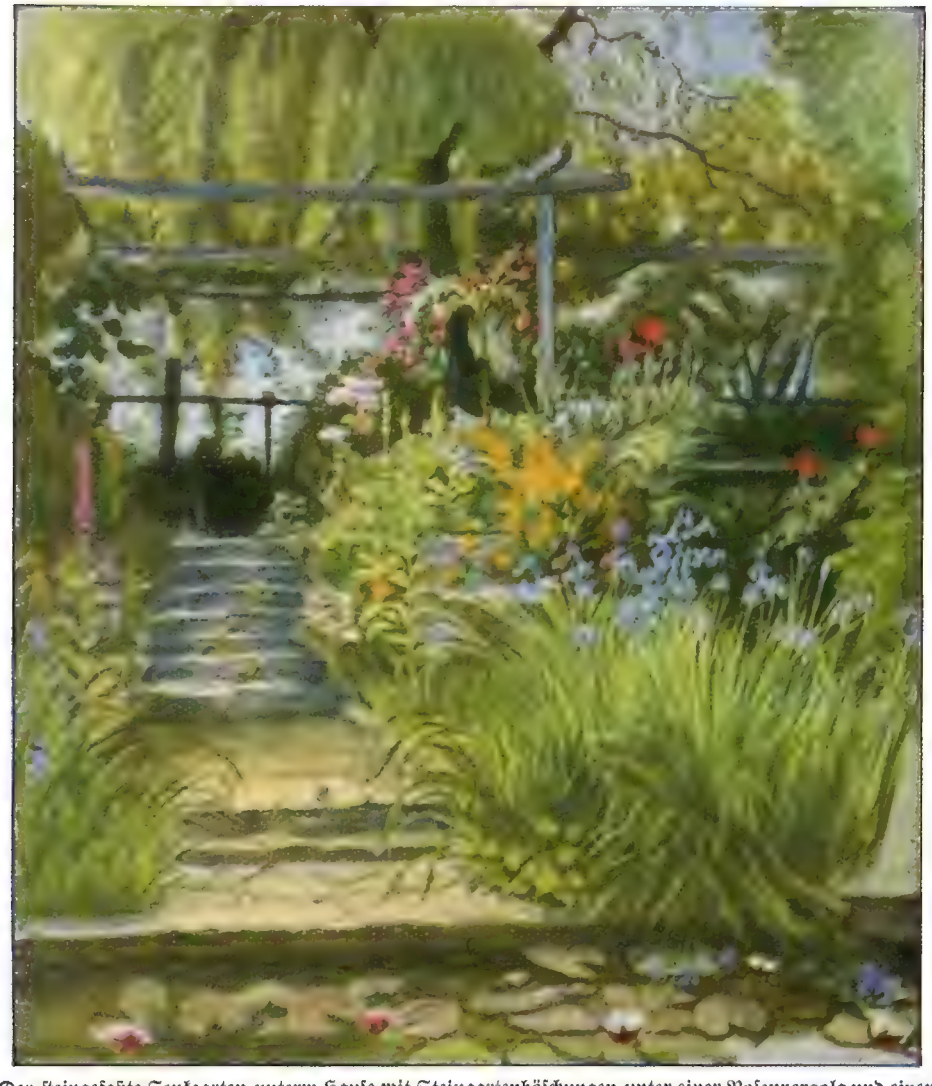
Und rührend ſchläft die kleine geſchloſſene Lebenswelt, tauſunkelnd dem feierlichen Farbenerblühen der frühen Sonnenſtunden beim erſten Vogelſang entgegen. Man ſteckt alſo ſchon im März ſo voll ſättigender Gartenerlebniſſe, als wenn es ſchon monatelang Frühling wäre, und merkt ſo recht, daß uns Tag und Stunde und Woche

Die Zwergahorne müſſen aus Ablegern erzogen ſein, um Hitze und Lufttrockenheit trockener deutſcher Gärten ertragen zu können. Farbenaufnahme

während die rieſige A. patens mit ihren großen Büſchen nicht vom dunklen Blau abzubringen iſt. An ſehr ſchlechten Plätzen verändern ſie zehn, fünfzehn Jahre lang ihre Pflanzengröße nicht ſehr ſtark. An ſehr ſchönen Plätzen bilden 15- bis 20jährige Pflanzen von A. hepatica Kiſſen von Bratpfannengröße. Eine neuere weiße Spielart einer Blume kann zum Beiſpiel bei dem herrlichen weißen Leberblümchen uns plötzlich ein ganz neues Gefühl für die weiße Farbe geben und uns ganz neu zu ſchaffen machen, ja, uns wie eine Farbenleiſtung ſtärker und feſtlicher als bunte Farben anmuten. Wer all dieſe Anemonen und niedrigen Primeln nicht an ſchönen Plätzen ſeines Gartens auf die Dauer ſtehen hat, der ahnt kaum den Reichtum des Wechſels, der himmliſchen Morgen-, Nachmittag- und Abendbeleuchtungen und Abendſchatten dieſer Märzwochen, die erſt die eigentliche Muſik aus den Inſtrumenten hervorholen. Die Wunderkräfte des frühe verklärten und Monat, wie Jerichoroſen ohne Waſſer, zu täuſchend kleinen Maßen und Räumen zuſammenſchrumpfen, wenn ſie ſich nicht an der Friſche und Fülle wechſelnden Gartenlebens vollſaugen können. Man müßte wirklich von einem einzigen Tage in ſeinem Garten viele Hunderte von Farbenaufnahmen machen, um bloß einen Begriff vom Wandel der Beleuchtungsreize zu geben, die all dieſe Blumenſterne im zarten Fiederlaub, dieſe Trupps weißer, übereinander gebauter Krokusflammen, von ſchwarzblauen Irisflammen überragt, dieſe Neſter farbig platzender Knoſpen und moosgebetteter Sterne, von morgens bis abends durchmachen. Immer wieder trifft man ſein Auge bei Empfänglichkeiten für Seltſamkeiten und Feierlichkeiten der Farbe, bei Antworten auf Lichter und Schatten, die noch kein Schilderer mit Wort oder Pinſel unterſchied.

Eine zehn Jahre alte Prachtpflanze blüht aus graugrünem Saginateppich eines

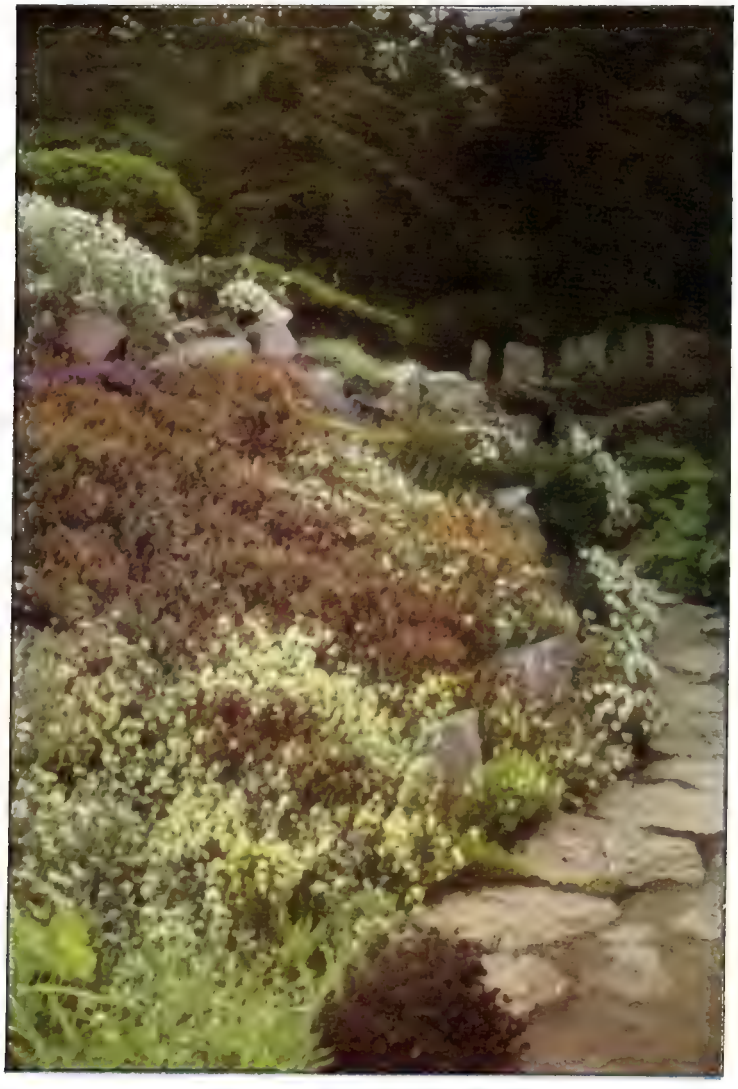
flachen Hohlwegrandes neben Heckenbuche und Stacheleiche hervor. Sie ist strahlend schön — und es ist ganz wunderlich, wenn man in Berlin über den Kurfürstendamm geht oder in einem snobbistischen Theaterstück sitzt, ihrer ruhevollen, entrückenden Lockung zu gedenken. Dicht daneben steht ein rotes Leberblümchen, das dort auch schon seit langen Jahren blüht, aber ganz plötzlich hat in diesem Jahre in der Nähe, schon mit ziemlich reichem Flor, ein Kind dieser beiden Frühlingsgeschöpfe weiße Blüten mit unglaublich zartem Rosaschimmer geöffnet. Ich kann sie im vorigen Jahr eigentlich nicht übersehen haben, sondern muß sie vergessen haben. Das Wissen um die Grenzen unseres Gedächtnisses ist sehr bedeutsam für das Blühen unseres Lebens. Es gibt aber ein Gedächtnis des Oberbewußtseins und eines des Unterbewußtseins. Über mancher Gartenstelle liegt das ganze Jahr hindurch irgendein Reiz der Erinnerung an Vorfrühlingsblumenerlebnisse. Ein Büschel Anemonensterne in unerhörtem Abendlicht. Ein dichtes Krokusgedränge am Wegrand hervorquellend, mit Orangeflammen aus jedem Kelch feuernd, in selig reiner Neugeborenheit einen Platz erfüllend, den man sechs, acht Tage vorher noch für unbenutzt und für unbesetzt hielt, — Eindrücke, die der Erinnerung kaum geglaubt oder vom Getümmel nachfolgender



Der steingefaßte Senkgarten unterm Hause mit Steingartenböschungen unter einer Rosenpergola und einem ufergartenumgebenen Wasserrosenbecken entfaltet von Ende Mai bis tief in den Oktober beständig wechselnde Bilder. Aquarell von Herbert Kampf

Frühlingsblumen überwachsen wurden. Dennoch hinterlassen sie an ihren Erd- und Steinplätzen, nach ihrem Blättervergilben und Zurruhegehen in still wartende, unterirdische Wurzelstock- und Knollengebilde, etwas wie ein halbgläubiges, erregendes Erinnern und Erwarten, das von einem gerührten Traumglanz umwittert ist. Und wenn dann wieder im neuen Frühling die kleinen Wunder irgendeinem unnennbaren Licht entgegenflammen, dann merkt man, daß es eigentlich das Übermaß der Schönheit und Verklärung ist, was Erinnerung unglaubhaft und entgleitend macht. Mitten in die Freude über die prachtvolle Auferstehung von Blütengebilden, deren Platz man halb vergessen hatte und deren ungebrochene Frische unser gebrechliches Gedächtnis überrascht, fällt leiser Freudenschreck über blaugrünes, knospentragendes Blattwerk einer anderen Pflanze, die man auf den ersten Blick nicht erkennt und auf den zweiten Blick als die weiße Kiebitzblume begrüßt. Stand die wirklich hier an dieser Stelle? Und wie merkwürdig ist das Bogengehänge ihrer kleinen blaugrünen Zweiglein und wie üppig und stark hat Zelle und Sonne und Erdreich all diese kleinen Welten durch all die Kriegs- und Nachkriegszeiten lebendig erhalten.

Fünf neue verschiedenfarbige Lerchensporarten, fünf Wochen vor unserm wilden Lerchensporn erblühend, sind von blauer Scylla umdrängt, daneben keimen Massen von Scyllakindern grasähnlich, und der Boden dazwischen ist von irgend etwas Unbekannten, Unerwartetem geplatzt. Vorgestern war hier der Boden noch ringsherum gedrängt und gespannt und geladen mit dem flaumigen, silbergrauen, flachen Gesprosse der Elfenblumendickichte. Heute nach Regen hat sich diese Kraftansammlung schon zu rosa getönten, dichten, 15 Zentimeter hohen Trieben, mit hängenden Knospenglocken, entladen. Diese Elfenblumen überdauern Menschen. Ich kenne nichts als Lebenskraft und Liebenswürdigkeit an ihnen und sah noch keine mit etwas anderem als Weiterleben beschäftigt, gleich ob sie unseren Alpen oder japanischen Bergen entstammen. Dicht über dieser Stelle, anderthalb Fuß durch eine Steinböschung gehoben, aber auch von ihr



Sonnenröschenböschung viele Jahre nach Pflanzung. Je mehr diese Helianthemum in der Prallsonne braten, desto schöner bleiben sie auf die Dauer. Kein anderes Gewächs des Steingartens hat so lange Blütezeiten. Farbenaufnahme

Herbſtliche Steingartenpartie mit Bergaſtern (Aster amellus „Kobold") und ausländiſchen frühen ſowie ſpäten Herbſtzeitloſen und Herbſtkrokus. Links in der Mitte knoſpende Dreihöckerblumen, rechts daneben oberhalb der Herbſtzeitloſe Blauhafer. Im Vordergrund Polygonum affine. Aquarell von Herbert Kampf

ausgetrocknet und mit dem Wurzelfilz der dahinter wachſenden Lebensbaumhecke kämpfend, blauen die breiten Polſter des Kaukaſusvergißmeinnicht in ſchönſter Indigofarbe. Sie haben ſich da ſeit zwölf Jahren behauptet, werden immer ſchöner und kräftiger und ſenden durch die Hecke hin an Schattenplätze oder auch an ſonnig glühende Terraſſen und Treppenplätze immer mehr Sämlinge. Ich habe nicht den Mut, ſolchen Sämling zu entfernen.

Wir gehen nun mit den unendlich vielen neuen Pflanzen des Vorfrühlings etwa ſeit anderthalb bis zwei Jahrzehnten im Garten um und wundern uns bereits, wenn dieſe ſcheinbar zarten Dinge ſpielend die Lebensdauer ſtarker Organismen und hundert anderer langatmiger Dinge der Welt überdauern. Aber wieviel deutſches Gartenleben muß erſt noch gelebt werden, um das volle Ausmaß der Ausdauer, Treue und Dienſtbereitſchaft dieſer unzähligen neuen Fremdlinge zu ermeſſen. In jedem Jahre erlebt man ſtärker, wie ſehr ſie das Zeug zu Allerweltspflanzen haben. Kein Menſch beunruhigt ſich ſo, wie ſich das eigentlich ge-

hörte, über die Langsamkeit der Weltverbreitung all dieses Volksgutes.

Auf flachem, totem Beerengeäst einer immergrünen Hängefelsenmispel leuchten neben Zwergtannen handhohe Massen kleiner Azurhyazinthen, eine Perlhyazinthenart, die schon vor Karneval erblüht, also sieben Wochen vor Einsetzen der offiziellen Perlhyazinthenzeit. Ich habe in düstern Nachkriegszeiten dort einmal eine kleine Handvoll Knollen gelegt. Jetzt haben die hellblauen Zuckerhütchen schon einen Quadratmeter überzogen. Eine kleine braune Primel hat sich auf eigene Faust daneben angesiedelt. Es sieht nach feinster Berechnung aus, wie so oft bei wilder Ansamung. Die kleinen Kissenprimeln erobern sich immer neue Farben, vom zartesten Rosa bis zum dunkelsten Samtlila, vom Schwefelgelb zum Goldbraun des schönsten Bernsteins, und kämpfen sich in immer frühere Vorfrühlingswochen hinein. Man wüßte gar nicht, wie man ohne sie im März auskommen sollte, hörte ich neulich einen vielbeschäftigten Weltmann, der große Dinge unter sich hat, sagen. Menschen, denen man es gar nicht zutraut und die in ungeheuersten Lebensaufgaben stehen, hört man mit einer Hingenommenheit, Ausdauer und Leidenschaft über neue Blumen ihres Gartens reden, die früheren Zeiten unverständlich gewesen wäre.

So etwas gab es früher nur bei beschaulichen Sonderlingen oder den Berufsgärtnern.

Ein großer Reiz dieser Primel ist ihre Weiterverbreitung durch Saat. Am schönsten und schnellsten erfolgt die Ansamung. Primel und Chionodoxa und Leberblümchen in flachen Sternmoosteppich, Sagina sabulata. Die sardinische Chionodoxa, auf deutsch Schneestolz, ist eigentlich schöner als alle Scyllas. Aber nirgends entfaltet sie sich eindrucksvoller als im Saginateppich, weil hier die Sämlingsbildung unterhalb der Mutterpflanze, geschützt vor Wind und Vogelauge, zehnmal so schnell vor sich geht wie auf bloßem, unbedecktem Boden. Es bilden sich ganz prachtvolle Clusters dieser blauweißen Sternblumendickichte, dicht umgeben vom grünen Nachwuchs weiterer Sämlingsmassen und in schönster Nachbarwirkung zu der einfach bezaubernden Farbenstickerei von weißen Buschwindröschen und blauem Gedenkemein, Omphalodes verna, die sich im Sternmoosteppich und auch gegeneinander nun schon im sechsten Jahre behaupten. Den Hintergrund bilden starke Büschlein der zweitfrühesten, seit Anfang März blühenden veredelten Lungenkrautart Pulmonaria saccharata Miss Moon. Ihre Doppelwirkung von Rot und Blau bringt viel Kraft in zarte Frühlingsfarben. Auch wenn man jede Pflanze seines Vorfrühlingsgartens selber mitpflanzte, bei der Lagerung jedes Steins mitwirkte, so geht man viele Jahre später, wenn alle Blumen erstarkt sind und die Steine moosig werden, an den Beeten oder Steingartenwildnissen vorbei mit dem Gefühl: diese bunten Pflanzenwirrnisse sind vor undenklichen Zeiten von wer weiß wem gepflanzt worden, und die Steine haben sich da halb hingeträumt. Man wandert die Wege auf und ab, sieht beständig Neues und Altes auf neue Weise, macht Entdeckungen, die morgens noch nicht möglich waren, weil die Dinge verwandlungsreicher als jemals beobachtet werden konnten. Was eigentlich in uns entsteht, dadurch, daß wir immer tiefer mit Blumen und Pflanzen zusammenleben, vermag ich nicht zu sagen. Aber es ist, als ob uns die Minuten wie Goldmünzen durch die Hände gingen.

Der Steingartenstrauß wurde in den ersten Novembertagen 1927 gepflückt: Campanula Portenschlagiana, rosa und blaue Bergastern, rotorangefarbene Erdwurz, Geum Borisi und Heracium rubrum, Karpathen-Glockenblumen, Missouri-Nachtkerzen, Crocus speciosus, Bergminze, Herbstzeitlose, Alpenveilchen spätester Blütezeit, nämlich Cyclamen hederaefolium, Dreihöckerblumen, Kerzenknöterich, rotbeerige Felsenmispel. Aquarell von Herbert Kampf

Der Teufel und sein Hofstaat

Von Dr. Georg Giesecke

Immer wieder taucht vor dem forschenden Menschengeist die Frage nach dem Ursprung des Bösen auf. Ist das Böse ein Begriff, der nur dann Sinn hat, wenn wir ihn auf den Menschen als das Maß aller Dinge beziehen? Oder ist es eine Macht, die auch ohne Beziehung auf den Menschen, das derzeitige Hauptobjekt ihrer Wirkung, bestehen würde? Gibt es ein böses Prinzip? Steht es gar, wie die Perser tiefsinnig glaubten, in ständigem Kampf gegen den guten Gott und bildet dieser Kampf den Inhalt der Weltgeschichte? Eine solche Auffassung widersprach dem Judentum wie dem Christentum. Beide Religionen hielten es für unvereinbar mit der Würde ihres einen allmächtigen Gottes, ihm einen ebenbürtigen Gegner zu gesellen, wie der Tag sich die Nacht gefallen lassen muß. Wenn derartige Anschauungen ketzerisch auftauchten, wurden sie verdammt. Wohl aber ließ man Gott nicht in erhabener Einsamkeit thronen. Er hatte sich Geister zu seinen Diensten geschaffen, und den gläubigen Israeliten bereits war es ganz geläufig, daß es neben den guten auch böse Geister gab, die das sittliche Handeln ins Böse verkehrten und allerlei Unheil anzustiften suchten, nicht in Gottes Auftrag, nicht aus eigener Machtvollkommenheit, sondern mit Gottes Zulassung. Wie waren diese bösen Geister entstanden? Hatte sie etwa Gott von vornherein geschaffen und zu ihrem Dienste bestimmt, auf daß die Güte seiner sonstigen Schöpfung im Gegensatz zum Bösen dem Auge des Menschen um so klarer werde?

*

Die Legende antwortet: ein Teil der Engel hat sich gegen Gott empört und so das Böse in die Welt gebracht. Wohl waren die Engel vortreffliche Wesen, mit höchsten Gnaden begabt. Nur eines fehlte zu ihrer gottgleichen Vollendung: sie hatten die Möglichkeit zu sündigen. Ihre Aufgabe war, Gottes Oberhoheit freiwillig anzuerkennen und in freiwillig vollzogener Unterordnung ihren Schöpfer zu verherrlichen, sich in Liebe mit ihm zu vereinigen und in dieser Vereinigung Seligkeit zu finden. Die große Mehrzahl der Engel hat die Prüfung bestanden. Ein Teil, nach manchen Quellen der dritte Teil, empörte sich in Hochmut wider den Allmächtigen. Als Führer wird Luzifer genannt, der Sohn der Morgenröte, der Vornehmste unter den himmlischen Heerscharen. Er wollte nicht Gott dienen, sondern Gott gleichen. Dieser Aufruhr der Engel hat den Riß ins Universum gebracht. Er hat auch den Zwiespalt in unser Herz getragen und das Reich der Bosheit ins Sein gerufen. Nach Ansicht mancher Kirchenväter hat auf den Entschluß Luzifers neben dem Stolz der Neid gewirkt. Er mit seinem Gefolge ertrug es nicht, daß Gott als Krone seiner Schöpfung den Menschen schuf und in seinem ewigen Rat beschloß, den eingeborenen Sohn einst menschliche Natur annehmen zu lassen. Irrig wird eine Stelle aus der Genesis auf den Abfall der Engel gedeutet. Dort heißt es, daß die Söhne Gottes sich mit den Töchtern der Menschen vermischten. Die Sünde Luzifers ist nicht in diesen Niederungen zu suchen, und man begreift unter den Söhnen Gottes die Frommen, die im Umgang mit heidnischen Weibern zu Kindern der Welt geworden sind.

Die Heilige Schrift spricht nicht im Zusammenhang von dem Abfall Luzifers. Manches dunkle prophetische, apostolische apokalyptische Wort ist auf ihn gedeutet worden. So bezieht man namentlich zwei Stellen aus dem Jesaias und dem Hesekiel nicht nur auf die weltlichen Feinde Israels, die die Strafe Gottes ereilt, sondern auf die himmlische Tragödie zu Beginn der Universalgeschichte. Da heißt es bei Jesaias: „Wie bist du doch vom Himmel herabgestürzt, Luzifer! Du sprachst in deinem Herzen: Zum Himmel will ich emporsteigen und über die Gestirne Gottes meinen Thron erheben ... hinaufsteigend über die Höhe der Wolken will ich dem Allerhöchsten gleichen. In die Hölle wirst du hinabgezogen, in die Tiefe der Grube.“ Und bei Hesekiel: „Weil dein Herz sich überhoben hat und du sagtest: Gott bin ich und sitze auf dem Thron Gottes inmitten des Ozeans, da ich Gott bin und nicht Mensch ... du warst ein Cherub ausbreitend (die Flügel) und bedeckend (die Bundeslade), auf Gottes heiligen Berg hatte ich dich gestellt ... bis die Bosheit an dir erfunden ward ... du hast gesündigt, und ich habe dich vom Berge Gottes hinabgeworfen und dich zugrunde gerichtet, o Cherub mit ausgebreiteten Flügeln.“ Die ehemalige Herrlichkeit Luzifers erwähnt auch Paulus, nach dem es selbst dem Gefallenen noch möglich ist, sich als Engel des Lichts zu verstellen.

Die mittelalterliche Legende berichtet, wie Luzifer von Michael, dem Bannerträger des himmlischen Heeres, aus dem Himmel verstoßen und bis zum Tage auch seines letzten Gerichts in die „finstere Luft“ verbannt worden sei. Denn die Aufrührer dürfen ebensowenig wie im Himmel im oberen Teil der Luft wohnen, wo sie nach damaliger Vorstellung hell und lieblich ist. Aber auch die Erde ist ihnen verschlossen, wo sie die Menschen zu sehr schädigen würden, und die Hölle öffnet sich ihnen erst am Ende der Dinge. Zwischen Himmel und

Erde hausen sie. Hier blicken sie zu ihrer Qual in die Herrlichkeit, die sie verloren, sehen die Menschen, die sie beneidet, wie sie hinaufsteigen in Gottes Reich. Manchmal ist es ihnen mit Gottes Einwilligung erlaubt, sich uns zu unserer Prüfung zu nahen. „Da fliegen sie," heißt es in der weitverbreiteten Legende aurea des neapolitanischen Bischofs Jakob de Voragine, „um uns wie Mücken, als etlichen heiligen Männern gezeigt ward, denn sie sind ohne Zahl und erfüllen die Luft wie Mücken." Ein Glück ist, kein böser Geist darf uns zum zweitenmal zur gleichen Sünde versuchen, wenn wir ihm einmal widerstanden haben. Da hilft uns Michael, wie er ehedem Luzifer gestürzt und einst den Antichrist in die Tiefe der Hölle stürzen wird. Das Feuer, das dort brennt, wird ewig gnadenlos lodern, denn für Satan und sein Gefolge gibt es keine Möglichkeit der Buße und Erlösung.

*

Viele Namen hat Luzifer, wie das Böse in vielfacher Gestalt sich offenbart. Nach dem Aufenthaltsort der Abgeschiedenen heißt er Abaddon, der Engel des Abgrunds. Klopstock hat im „Messias" diesen Namen geadelt. Aus Tobias kennen wir Asmodi, einen unsauberen Geist der Unzucht; nach jüdischer Sage ist er ein König der Dämonen. Salomon fordert von ihm das von einem Auerhahn bewachte Würmlein Schamir, um mit dessen Hilfe die Steine zum Tempelbau zu spalten. Bei dieser Gelegenheit gelingt es Asmodi, den zauberkundigen König zu überlisten und eine Weile an seiner Statt zu regieren. In Beelzebub ist ein phönizischer Gott eingegangen, wie auch sonst heidnische Götzen zu bösen Geistern geworden sind. Es ist der Fliegenbaal, der Gott des Sommers, der die giftigen Fliegen abwehrt und selbst in Fliegengestalt zu Akkaron, der Philisterstadt, verehrt wurde. Er wird auch Beelzebub genannt, um eine besonders verächtliche Deutung zu ermöglichen, denn dieses Wort heißt Mistgott. In Belial tritt er als Dämon der Nichtsnutzigkeit auf. Im Neuen Testament heißt Luzifer schlechtweg der Böse. Ihn meint vielleicht die vierte Bitte des Vaterunsers. Vorzugsweise wird er Satan, Verderber genannt. Er ist es, der den Herrn versucht und mit dem in Wein getauchten Bissen des letzten Abendmahls in den Verräter fährt. Aus dem griechischen Wort, das Lügner und Verleumder heißt (latein. diabolus), ist unser deutsches Wort Teufel geworden; es ist in verwandten Formen auch in vielen andern abendländischen Sprachen zu finden. Griechisch klingt auch der Verführer unseres Doktor Faust, Mephistophilus, wie er im Volksbuch genannt wird. Man hat das Wort erklärt: der das Licht nicht Liebende; oder: der die höllischen Dünste liebt. In Wahrheit ist es wohl eine Zusammensetzung hebräischer Wortstämme, die ihn als Verderber und Lügner kennzeichnen.

Daß der Vater der Lüge Macht über uns hat, ist nicht etwa sein gutes Recht, sondern eine Folge des Sündenfalls, den er in der Gestalt der Schlange herbeigeführt hat. Manche Theologen haben mit dem Volk und dem altchristlichen Hermas, dem Verfasser des „Hirten", geglaubt, daß Gott jedem Menschen einen guten und einen bösen Engel beigegeben habe. Die Kirche hat diese Anschauung als heidnisch verworfen. Der Zusammenhang z. B. mit dem schwarzen und weißen Genius der Römer lag zu nahe. Richtig ist, daß das Böse in und außer uns mit unserem Guten kämpft, und wer in Sünde willigt, unterwirft sich ihm, tritt in Luzifers Gefolgschaft. Das erhöht dessen Stolz, denn er will sein finsteres Reich groß und mächtig auf Erden errichten und den Heilsplan Gottes erschweren, wenn er ihn schon nicht zerstören kann. Wie er zu Beginn unserer Zeit uns den Verlust des Paradieses und den Tod als der Sünde Sold gebracht hat, so naht er sich noch heute jedem mit groß Macht und viel List.

Aber der Teufel versucht nicht bloß, er quält auch die Menschen, und die Kirche konnte und kann sich auf apostolische und evangelische Zeugnisse berufen, wenn sie Wahnsinn und sonstige Krankheiten von dem Zustand dämonischer Besessenheit scheidet. Sie wendet dagegen die Beschwörung, den Exorzismus, an. Die Dämonen zittern vor dem Anblick des Kreuzes. Aber auch Schimpf und Beschämung können sie nicht vertragen. War doch die Eitelkeit Ursache ihres Falles. Von Gregor von Nazianz, dem großen Verfechter der Dreifaltigkeitslehre (330—389), ist uns eine Beschwörung erhalten. In ihr heißt es: „Fliehe schnell, Betrüger, aus meinem Herzen, meinen Gliedern, meinem Leben, Räuber, Schlange, Belial, Gottloser, Tod, Dieb, Bestie, Mörder, der du den Stammeltern den Tod gebracht hast. Jesus, dein Gebieter, befiehlt dir zu fliehen, in das Meer, in die Felsen, in die Schweineherden. Weiche also, damit ich dich nicht mit dem Kreuze schlage, vor dem alles zittert." Görres hat in seiner Christlichen Mystik eine fast ermüdende Fülle von Besessenheitszuständen aufgezeichnet und mit wissenschaftlicher Gründlichkeit untersucht.

Talmud und Kabbala haben das Reich Luzifers in einer Weise ausgebildet, die noch für Dantes Schilderung seines Inferno entscheidend gewesen ist. In sieben Stufen ist die Hölle pyramidenförmig ausgetieft, von sieben Feuerströmen durchbraust, von sieben Engeln des Verderbens gehütet. Hier heißt der Fürst Samiel, sein Weib ist Lilith, Adams erste Frau, oder es ist gar die Schlange selbst. Die Herrschaft von Tod und Teufel währt, bis der Messias erscheint.

Auch der Teufelssabbat, der sich mit deutscher Mythologie zu unserer Walpurgis-

nacht gewandelt hat, stammt aus diesen hebräischen Vorstellungen. Noch Goethes „Faust“ und Webers „Freischütz“ sind ihnen verpflichtet. Der Satan erscheint als Bock — ein Zusammenhang mit dem in die Wüste gesandten Sündenbock der Juden ist wohl anzunehmen — oder als langer, schwarzer Mann, rotflammend wie Feuer. Seine Stimme ist gebrochen, klingt aber furchtbar. Sein Sessel sieht aus wie glühendes Gold. Ihm zur Seite thront die Sabbatkönigin. Alles um ihn erscheint in einem falschen Licht. Alle Formen sind ins Riesige oder Zwergenhafte verzerrt. Satans Äußeres wird geschildert: er hat sechs oder gar acht Hörner, ein Doppelgesicht, einen langen Schweif. Das sind Phantasien, die sich zu scheußlichen Huldigungszeremonien, zu abstoßenden Parodien namentlich der Messe auswuchsen. Die Inquisitoren der Hexenprozesse wurden von ihnen beherrscht. Tausende von unschuldigen Frauen und Mädchen bestätigten sie unter der Qual der Folter mit häßlichen Einzelheiten, während sich das Gericht an männliche Teufelsbündner nicht wagte. Theophilus, der erste Faust, der berühmteste dieser Art, wurde nicht vom Gericht, sondern vom Satan selber geholt.

*

Aus dem furchtbaren Kind Gottes, das noch einmal als Antichrist aufstehen und die Welt beherrschen wird, bevor ihn Michael kettet und in den Schwefelsee wirft, wird im Lauf der Jahrhunderte der ständige Begleiter des Menschen, und wie man sich leicht an das Böse gewöhnt, so kam man auch zu dem Bösen in ein — fast möchte man sagen: trauliches Verhältnis. Dürers Ritter reitet trotz Tod und Teufel durch den Wald. Hans Sachs freut sich, wenn der dumme Teufel schwankweis geprellt wird, und noch in die Erhabenheit des zweiten Teiles „Fausts“ dröhnt das Lachen über Mephisto, der seiner Beute verlustig geht. Der deutsche Humor erfindet zu den Teufelsszenen der Mysterienspiele Namen, die sich von den fremd und unheimlich klingenden alten und neuen wesentlich unterscheiden. Neben phantastisch-pathetischen wie Astaroth, Titinel, Ancon, tauchen lustige deutsche auf und behaupten das Feld: Fürsthetzer, Lügentrichter, Blutdurstmacher, Blendelust, Leutschender usw. Im Jahrhundert der Reformation wird die ganze Welt verteufelt. Jedes Laster, jeder Fehler, ja jede Narrheit hat einen besonderen Teufel, und der Unterschied zwischen Teufeln und Narren beginnt sich zu verwischen. Der Tintenklecks auf der Wartburg ist anekdotisch. Aber denkbar wäre schon, daß Martin Luther so handgreiflich mit dem Bösen gerungen hat. Für ihn war Satan der Fürst dieser Welt, der ein gewaltiges Kaisertum beherrschte. So hatte er sich Jesus auf der Zinne des Tempels gezeigt und verlangte noch heute, daß man niederfiel und ihn anbetete.

Unter dem Satan standen, wie die Fürsten unter dem Kaiser im Römischen Reich, mächtige Potentaten mit unübersehbarem Hofgesinde. Sie alle waren los und ledig, um unsere arme Seele zu fangen. Ja, nicht bloß die einzelnen und die Stände, sogar die Nationen hatten ihre Teufel, und bekannt ist Luthers derbhumoristisches und doch sehr ernst gemeintes Wort: „Unser deutscher Teufel wird ein guter Weinschlauch sein und muß Sauf heißen.“ Seine Anschauung, die die volkstümliche war, wirkte mächtig auf die protestantischen, aber auch auf die katholischen Theologen und Schriftsteller der Zeit. Mit der ganzen Gründlichkeit des Jahrhunderts ging man dieser Riesenschar von Teufeln literarisch zu Leibe. Mit Spott und Schelte suchte man den frommen Christen den Hofteufel, den Eheteufel, den Buhlteufel, den Saufteufel, den Jagdteufel, sogar den Hosen- und den Kragenteufel zu verleiden und auszutreiben, denn selbst die verhältnismäßig unschuldigen Sünden der Mode wurden als Teufelswerk verschrien. Was so geschrieben und gedruckt wurde, sammelte der Frankfurter Verleger Feyrabend 1578 zu einem Theatrum diabolorum und hat damit ein gutes Geschäft gemacht. Uns erscheint dieses Schrifttum nur noch kurios. Wir erkennen in der weitaus eindringlicheren Fassung der bildenden Kunst, wie unsere Ahnen unter dem Teufel litten und über ihn triumphierten: aus den Grotesken an Domen und in Miniaturen, aus den Gemälden von Meistern wie Pacher bis hin zu Brueghel und Teniers.

Luther, der wußte, was Kämpfen heißt, empfahl im Streit mit dem Bösen weder Gewalt noch Beschwörung. „Das Wort der Wahrheit,“ so schrieb er, „ist unser Schwert und Faust, der niemand widerstehen kann.“ Ihm war Gott die feste Burg in dieser Welt voll Teufeln, und erst einer späteren, aufgeklärten, aber auch selbstklugen Zeit blieb es vorbehalten, mit der vieltausendjährigen Überlieferung der Schrift, der Legende, des Glaubens und Aberglaubens den Bösen wegzudisputieren, während das Böse blieb, wie es uns, unheimlich drohend, im Aufruhr der Engel zuerst entgegentritt.

Die uralte Kornfeldlinde

Von Arno Holz

Aus einem Kornfeld, ſchräg zum See,
ſchattend, uralt, rindenriſſig, knorrig, breitäſtig, blitzdurchſpalten,
bröckelnd voll Lehm,
hob ſich die
Linde.

Auf
ſchmalem Fußweg
plauſchplapperend, ſchlendernd, frohläſſig
an ihr vorbei,
zwiſchen
Raben, Klatſchmohn, bunten Wicken,
Zyanen, Thymian,
Löwenmaul und Kamillen,
jeden Nachmittag durch die Juliglut,
zum
Baden ... wir ... Jungens!

Der
ſtrahlend
reine, hohe, blaue
Himmel;
die
hundert-, hundert-
und
aberhunderttauſend
kleinen, ſüßduftend zarten,
klöppelig, lichtgelblich, fädchenfein
hangenden
Blütenglöckchen;
das
Bienengeſumm!

Und
noch immer,
wenn die anderen alle
längſt
unten waren,
aus dem Waſſer klang ihr
Lachen,
Plätſchern und Geſchrei,
ſtand ich.

Und
ſah den Himmel ... und ... hörte die Bienen
und
ſog ... den ... Duft!

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

Friedrich Huch in seinem Dichterdachsbau

Von Grete Gulbranssson

Die ganze weitläufige Familie Huch besteht aus äußerst merkwürdigen, leidenschaftlichen und oftmals hochbegabten Menschen. Hochbegabt hauptsächlich für Schriftstellerei. Ich glaube, daß in der ganzen Familie nicht ein Normalmensch existiert. Man könnte zwei Gruppen unterscheiden: die einen vom Sturm ihrer brausenden Persönlichkeiten herumgetrieben und mehr oder weniger in Schicksalsstrudel gerissen, die anderen tief einsiedlerisch, beschaulich und ihrer eigenen Fülle im stillen frohwerdend.

Diese, die Stillen, stammen von einem berühmten Sängerpaar des frühen 19. Jahrhunderts ab, von Friedrich und Friederike Gerstäcker (den Eltern des Schriftstellers Friedrich Gerstäcker). Dieses Paar hat ihnen auch allen durch die Bank ihre schauspielerische Begabung vererbt.

Man sagt ja von Friedrich Huch, dem Vetter der Ricarda, daß sein ganz höchst persönlicher Stil als Schriftsteller aus dem Mimischen abzuleiten sei und daß deshalb seine Figuren so blutvoll lebenswahr seien, weil er sich, indem er sie schuf, mit ihnen ganz identifizierte, weil sie als Seiten, Wesenheiten seines Ich mimisch aus ihm hervortraten. Dazu kommt aber sein geheimnisvoller Zusammenhang mit dem, was keine Worte aussprechen können und was doch das Hauptelement des Lebens, besonders des künstlerischen und poetischen Lebens ist. Welches Glück, daß er zu der stillen Sorte der Huchs gehörte, also imstande war, den kaum vernehmbaren Stimmen aus Tiefen zu lauschen; und daß in seiner Stille und seinem unantastbaren Frieden einmal ein Huchscher Dichterbaum seine Früchte zur Reife bringen konnte, ohne von Wetterstürzen zerzaust und von Sonnenbrand verzehrt zu werden.

Sobald Friedrich Huch, durch Zufall darauf gestoßen und von Freunden ermutigt, seiner schriftstellerischen Begabung völlig sicher war, zog er sich noch tiefer in den innersten Ring seines Wesens zurück und ging bedachtsam seinem Ziele entgegen, gar nicht besonders eilig. O nein. Sein Rhythmus trug ihn in sicherem, schönem Gleichmaß dahin, und er frönte sogar nicht allzu selten der wahren, echt-poetischen Faulheit, die jeden wirklichen Dichter kennzeichnet und die bei Mörike so traumselig schwingt:

„Hier lieg' ich auf dem Frühlingshügel,
Die Wolke wird mein Flügel —"

Dieses ist die Muße des Dichters. Und Huch war ein Dichter, wenn er auch in seinem Leben nur zwei Versgedichte schrieb. Aber er war ein Kind der Phantasie und der Träume, die in seinem Dasein eine weit größere Rolle spielen als die realen Geschehnisse. Ihm ist das geheimnisvollste Dichterglück beschieden: ein Schicksal und eigenstes Dasein, abgewandt der Oberfläche, tief im Seelischen allein zu erleben, das er mit manchem seiner Brüder, so mit J. P. Jacobsen, mit Novalis gemein hat.

Ich durfte seine Tagebücher in der Hand haben, ich weiß es. Die engbeschriebenen Seiten mit den aufwärtsstrebenden Zeilen erzählten mir von seinem heimlichen, dem eigenen und dem Weltgemüt hingegebenen Leben, von einem Leben, fremd dem häßlichen Daseinskampf und der äußeren Wirklichkeit der Zeit. Wie gingen seine Tage still mit ihm, und nichts geschah, wochenlang sah er keinen Menschen. Und doch, wie erfüllt von Wesenhaftigkeit waren diese Tage!

Ich lernte Huch kennen, als er ungefähr dreißig Jahre alt war. Schon damals hatte Huch sich die wahre Einsiedelei gebaut, die wohlverborgene Dichterhöhle. Diese Dichterhöhle hat uns auch zusammengeführt, denn er bat mich um einen guten Rat für ihre Ausgestaltung. Es handelte sich um einen Balkon, den er sich auf eigene Rechnung an seine zwei gemieteten Stübchen in dem kleinen Haus der vielgeschäftigen, sorgsamen Frau Theobald bauen lassen wollte, damit er auch im Freien, im Grün der großen Baumkronen vor seinen Fenstern arbeiten könnte. Und da ihm das Aussehen unseres Hauses, das in seiner nächsten Nachbarschaft lag, Zutrauen einflößte, wagte er sich heraus und bat um die Adresse unseres Baumeisters.

Ja, wer war der eigentlich? Die Umstände, das Schicksal hatten es gebaut, das „Käfernest", dieses einzig geliebte Haus in der Keferstraße am Schwabinger Bach. Einmal war das Käfernest nichts anderes, als das armselige kleine Quartier vieler bedürftiger Mietsparteien, ein weißes, schlichtes Kästchen, unter einem sehr bescheidenen, bald hundertjährigen Dach. Seine Besitzerin war die alte Tischingerin, eine veritable Hexe von über 70, die da eine Schreckensherrschaft führte, vor allem über den Herrn „Vetter", der so etwa wie der Hänsel im Zuckerhäuschen von ihr gehalten wurde, und dann über die anderen Parteien, die alle vor ihr zitterten. Im untersten Stock-

werk wohnte die „g'wampete Wildſau“ mit ihren neun Kindern, im Dachgeſchoß ein Steinklopfer mit einem Glasaug'. Die Tiſchingerin ging gern mit Röcken bis an die Knie zum kleinen Steg hinunter, um zu waſchen und die langen, verdächtigen Fetzen in dem grünlichen Iſarwaſſer des Schwabinger Bachs auszuſchlenkern. Jedermann ergriff die Flucht, wenn ſie ſich unter der Haustür zeigte, beſonders die Gaſſenbuben, denen ihre Hexengeſtalt ein angenehmes Gruſeln verurſachte und die deshalb mit Vorliebe ihren Garten verwüſteten. Im Bogen ſchwangen ſie ſich über den morſchen Zaun, nicht ohne ſich noch ſchnell umzudrehen und die Zunge lang herauszuſtrecken. Nur einer ließ ſich nicht verſcheuchen, ſondern blieb unbeirrt auf ſeinem luftigen Sitz im Gezweig des Zwetſchgenbaums hocken, das war der Aff', ein echter, regelrechter Affe. Dieſer Aff' gehörte einem Nachbar, und das Gezänk mit ihm füllte der Tiſchingerin ein gut Teil ihrer Tage aus. Es war ſchwer zu entſcheiden, wer abſcheulichere Grimaſſen ſchnitt und lauter zeterte, die Alte auf dem Raſen unten oder der Aff' auf ſeinem Aſt. Aber dann nahm der Aff' einen Blütenzweig und ſtreifte mit ſeiner kleinen ſchwarzen Hand alle Blüten in einem Ruck herunter und nieder auf die Tiſchingerin, daß ihre Wut keine Grenzen mehr kannte. Blütenüberſät ballte ſie die alten knochigen Fäuſte und ſchrie in die Luft. Jetzt ginge ſie zu Gericht! Und ſie tat es.

Als wir wegen des Hauskaufs mit ihr in Unterhandlungen traten, dauerte der Affenprozeß gegen den Nachbar ſchon mehrere Jahre. Zu den Terminen erſchien die Tiſchingerin in alten Blumenhüten mit nickenden Roſen darauf. Aber als ſie mich kennenlernte, mußten die Richter erſt ſtaunen über den abgelegten bunten Backfiſchſtand, den ſie nun zu ſehen bekamen.

Wir kauften die alte Spelunke zum Entſetzen aller guten Tanten und weiſen Vormünder. Und ſiehe da, das Haus gab ſich uns hin, als hätt' es nur auf uns gewartet. Und es ging dieſem Haus am Schwabinger Bach, wie es manchem Menſchen geht, der erſt zu ſich ſelber kommt, wenn er berührt und erweckt wird von der einzigen Hand, die es vermag. Und Tauſende von Exiſtenzen — ſeien es nun Menſchen, Tiere, Häuſer oder Länder — gehen dahin, ohne daß ihnen dies Wunder geſchieht.

Seine äußere, ſchlichte, ja ärmliche Geſtalt behielt es, und dennoch war es im Nu ein kleiner Edelſitz, lag's ſtolz und weiß und geheimnisvoll in ſeinem verträumten Watteaugarten, in den ſich die Krautbeete des Herrn Vetters ſchier wie von ſelbſt verwandelt hatten. Weidenzweige wehten über dem Dach, eine weiße Brücke führte auf die romantiſche Inſel hinüber, und der alte Waſſerturm aus einem früheren Jahrhundert, der zu dem Haus gehörte, ließ ſein tropfenſprühendes Rad nur noch zum Zeitvertreib rauſchen. Und immer war's, als wollten ſich die Wände weiten, um den beſeelten Hausrat von Generationen aufzunehmen, das Himmelbett, in dem ſchon Ahn' und Urahn' den letzten Seufzer ausgeſtoßen, und allerlei verſchwommene Raritäten aus fernen und doch unſterblichen Zeiten. Alle dieſe Dinge glühten heimlich auf, als Friedrich Huch das Haus betrat, denn ſie waren ihm und ſeiner Art tief verwandt. Und alles, was durch Hunderte der Jahre von Leben und Schickſal an ihnen haften geblieben war, wurde wach, wehte ihm entgegen.

Denn kam er nicht ſelber aus dem myſtiſchen Zauber eines Schickſalshauſes her? Nach dem er ſich nun in Heimweh verzehrte? Und das ihm jetzt hell gegenwärtig wurde beim Anblick des unſeren? Schon am nächſten Tag kam er wieder, beladen mit Bildern und Erinnerungen von ſeinem alten Kindheitshaus. Es hatte feierliche Gewalt über ihn, lebenbeſtimmende, und ſein Geiſt war unlöslich mit ihm verwoben. So ſehr, daß er oft glaubte, er müſſe bei lebendigem Leibe dort ſchon umgehen: denn ſeit er es hatte verlaſſen müſſen als Kind, war's ſchier Nacht um Nacht in ſeinen Träumen. Und in dem Beſtreben, daß ihm nicht die kleinſte Bewegung aus dieſem myſtiſchen und ſymboliſchen Träumen entfallen möge, hatte er ſich eine große Fähigkeit angeeignet, die Träume gleich nach dem Erwachen feſtzuhalten. Und mit pedantiſcher Genauigkeit und holdeſter Poeſie ſchrieb er alle nieder, die unerhörten, unfaßbaren Geſchehniſſe unter der Oberfläche.

Es fiel ihm dies nicht ſchwer, da ſeine Träume und ſein Dichterleben ſich ihm fortwährend ineinander woben. In dem ſeltſam ſchönen Buche „Mao“ hat er dieſem tiefſten Zuge ſeines Weſens ein unvergängliches Denkmal errichtet. Und Mao, der er ſelber war, blieb zeitlebens in Träumen die wichtigſte Geſtalt.

Daß er ſich in dieſen myſtiſchen Kreiſen ſo verſtanden und erkannt fühlte, mußte ihn ja beglücken. Aber es war noch mehr. Alle Dichter gehören mehr oder weniger den Elementen, hängen ewig mit ihnen zuſammen. Deshalb leiden ſie ſo, wenn ſie das Schickſal fern den Elementen in öde, troſtloſe Steinhäuſer der Großſtadt einſperrt. Deshalb flammen ſie auf, wenn ſie nahe mit ihnen in Berührung kommen.

Das Käferneſt nun iſt das Haus der reinen Elemente: Feuer, Waſſer, Erde und Luft führen da das Regiment, und ich kenne keinen Menſchen ſo tief mit den Elementen verbunden wie Huch. Wenn Huch abends nach der Arbeit mit wirrem blondem Haar und ganz verträumten Augen zu uns herüber kam, empfing ihn vor dem Kamin, und wenn's auch Sommer war, die hohe, reine Flamme. Und die großen Glastüren zum dämmernden Garten ſtanden offen. Da

sandte die tauerfrischte Erde ihren Hauch mit dem Atem der Abendlandschaft herein. Und das Wasser rauschte kühl unter den Weiden hin. Da war es ihm wohl. Und stundenlang konnte das Lohen des Feuers, das Rauschen des Wassers und das Wehen der grünenden Natur unsere einzige Unterhaltung sein. Mit kaum müder, großer Empfänglichkeit genoß Huch dann aber nachher den wohlbestellten kleinen Abendtisch, der unter flackernden Kerzen und Blumen, Kristall und Silber einladend funkelte. Jedes edle alte Stück des Tafelschmucks nahm er liebend in seine braunen Hände und fragte ihm sein Geheimnis ab. Und nie werde ich sein Entzücken vergessen, als ich ihm einmal eine große, runde alte Salatschüssel, die er bewunderte, vom Tisch weg und noch halb voll von Salat, schenkte. Er trug sie zärtlich in sein Haus hinüber und hat seither den Salat in keinem anderen Gefäß mehr angemacht.

Salat war seine Leibspeise. Und oft bestand sein ganzes Abendessen nur aus fünf Köpfen Salat, die er sich selbst vom Gärtner holte, selbst unter dem Wasserstrahl des Brunnens wusch und dann zubereitete. Das Öl mußte von Griechenland sein und in schön geschliffener Flasche wie Bernstein leuchten. So waren die wenigen Gegenstände, die zu seinem einfachen, einsiedlerischen Leben gehörten, von edelster Art. Seine Stühle bezog er mit köstlichsten Stoffen, und von mancher Reise brachte er irgendein gutes Bild mit oder sonst eine Rarität. Tausendmal mehr aber als das Selbsterworbene galt ihm, was er noch von seiner Kinderzeit und von seinem alten Haus in Braunschweig besaß.

Vom Geist der wahren Kultur wie umschwebt, führte er ein Leben geläuterter Bescheidenheit und schuf sich so triebhaft den Boden für sein dichterisches Schaffen. Triebhaft auch war der eiserne Egoismus, mit dem er sich alles vom Halse hielt, was ihn in seinem dichterischen Dachsbau hätte stören können. Wohl hatte er manchmal Sehnsucht nach wahrer Häuslichkeit und nach dem Glück des Familienlebens, jedoch war ihm um keinen Preis seine Freiheit feil, da er wohl wußte, daß kein Glück für den Schaffenden das Glück der Einsamkeit und Ungeschorenheit aufzuwiegen vermag. Ruhe und Stille, diese beiden köstlichen Güter, wußte er sich zu erhalten. Friede war die Essenz seines Wesens; es ist sogar mehr als wörtlich zu nehmen, denn sein Leben traf gerade in die kurze Friedensperiode, die zwischen den zwei letzten Kriegen Deutschlands liegt. Drei Jahre nach dem siebziger Krieg geboren, starb er ein Jahr vor Beginn des Weltkrieges.

Das unschuldige, selbstverständliche Verhältnis zur Natur, das ihm die Kindheit glücklich machte, machte ihn noch sein ganzes weiteres Leben glücklich. Er führte ein gehaltenes, unbedrängtes Dasein, schier ahnungslos über sich selbst, eine wahre Kreatur des Schöpfers. Seine Schwester hat mir erzählt, wie er einmal nackt in der verschwiegen grünen Einsamkeit eines polnischen Waldes herumlief, da sei ein Reh ganz zahm und furchtlos in seine nächste Nähe gekommen und habe ihn beschnuppert. Die Schwester belauschte die beiden aus dem Gebüsch und hörte, wie er das zutrauliche Reh zutraulich und spaßhaft anredete: „Tust du mir nichts, tu' ich dir auch nichts!"

Monatelang war es ihm möglich, dahinzuleben, ohne zu arbeiten. Das liebe Leben war ihm genug. Ich sah ihn einmal in dem bescheidenen kleinen Bad in Krailling, das an der fließenden Würm errichtet ist, viele Stunden regungslos auf einem großen Ast liegen, der über das Wasser niederhing. Seine dunkelgebräunte Haut schimmerte leise atmend in der Sonnenglut wie die Haut einer südländischen Eidechse. Er wurde zum Dichter, ohne es zu ahnen. Aus der Hingabe an das Leben schufen sich seine Kunstwerke. Ungewollt erkeimt, erst später sorglich und behutsam gepflegt und in Form gebracht. Ja, hingebend war er, ruhig sich hingebend an sein stilles, äußeres Schicksal, an sein Leben, so schließlich an sein Werk, seine Figuren, die er handeln ließ, wie sie mußten, nicht, wie er es ihnen vorschrieb. Er „ließ sie machen", so wie er alles geschehen, gleiten ließ. In dieser himmlischen Indolenz war er schier den Orientalen gleich.

Man muß in seinem Tagebuch die Notizen über seine Arbeit an den Romanen lesen, wie etwa: „Ich glaube, die Sache kann kein gutes Ende nehmen" oder: „Es könnte sein, daß Peter nachgibt" —, um sein naturhaftes, sinnenhaft-gefühlsmäßiges, vom reinen Instinkt geleitetes Schaffen zu erkennen, das allem Konstruieren des Verstandes fernab vor sich geht. Er hatte einen Respekt vor dem Gesetzmäßigen in der Natur, das den elementaren Tiefen seines Wesens entsprang.

Nur einmal in seinen jungen Jahren scheint er gegen sein Wesen gehandelt zu haben. Das war, als er aus seinem Identifizierungsdrang heraus sich einbildete, Schauspieler werden zu sollen. Und er reiste sogar in ein Engagement nach Prenzlau. Als aber am ersten Tage dort eine Kollegin mit ihrem kleinen Finger in seinen einhakte, und ihn fragte, ob er nicht mit zum Essen kommen wollte, wurde er von so einem tödlichen Schrecken befallen vor dieser Beeinträchtigung seiner persönlichen Freiheit, daß er zurückfloh in seine „Heimat Einsamkeit".

Es war ein Glück für ihn, die traulichen kleinen Zimmer in dem Theobaldschen Häuschen an der Gohrenwiese zu finden und so in das Herz von Alt-Schwabing zu geraten, in einer Zeit, wo es noch ganz unverdorben vom neuen Geiste war. Wie empfand er alsbald die unvergleichliche Atmosphäre dieses verträumten Rests einer ge-

ruhſamen Vergangenheit, die leiſe, leiſe am Verſinken lag. Einer Welt, in der ihm Friedrich Hebbel begegnen mochte, von dem es hieß, er hätte in dem kleinen, morſchen Gartenhäuschen auf der hohen Wirtshausmauer neben der alten Kirche ſo manches Stück geſchrieben. Da ſtanden in der Nachbarſchaft des graugrünen Bachs und der vielmannsdicken Weidenſtämme noch Hütten und Stadel, wie man ſie im weltverlorenſten Erdenwinkel kaum mehr finden kann.

Dort herumzuirren, ſo ganz verſponnen und beſchaulich in gottſeliger Unbehelligtheit, als ob die Großſtadt hundert Meilen weit weg läge, war Huchs Vergnügen. Er tat's am Tag und in der Nacht. Ja, einmal, während eines tobenden Nachtgewitters, lief er ſogar ſplitternackt durch dieſes abgelegene Traumrevier. Ein Wolkenbruch praſſelte auf ſeinen Körper nieder, die Blitze zuckten, und Huch war ein Teil der Elemente. Und er konnte beruhigt ſein, daß ihm bei dieſem fürchterlichen Ungewitter nicht einmal ein Dieb begegnen würde. Aber die Frau Theobald hörte ihn doch, als er ſpät in der Nacht leiſe die Haustür aufſperrte. Erſchrocken rief die gute Perſon vom oberen Treppenabſatz ins dunkle Haus hinunter: „Wer iſt da? — „Nur der Doktor Huch," antwortete der Dichterſchelm mit einer harmloſen Stimme, die bewirkte, daß ſeine Wirtin ſich getroſt zurückzog und ihr ein kurioſer Schreck erſpart blieb, ihren ordentlichen und beſcheidenen Mieter einmal in ſeiner wahren Geſtalt zu ſchauen.

Meine Dichternaſe hingegen hatte alsbald dies ſein wahres Weſen erkannt, wenn ich ſelber ihm auch nur in der biederſten Verkleidung, Gemüſe oder Blumen heimtragend, ab und zu in der Nachbarſchaft begegnete, da ich ein ähnliches Leben führte wie er und wir ja beide Bewohner und Liebende dieſer ſtillen, ländlichen Welt waren. Man ging da, wie auf dem Dorfe, nach Feierabend aus dem eigenen Garten heraus und zu den Zäunen der Nachbarn und hauptſächlich der Nachbarinnen, wo man gemächlich von hüben und drüben die Ellenbogen aufſtützte und ſich über den Lauf der Zeiten, die damals noch keine ſo ſchlechten waren, des langen und breiten unterhielt, oder über die jungen Katzen der Frau Störlein und die Gänſeeier der Frau Port, die größer waren als irgend andere Gänſeeier.

In Huchs Tagebuch ſind ſolche Tatſachen mit peinlichſter Gewiſſenhaftigkeit notiert. Es ſteht da einmal der Satz: „Ein mittelgroßer Hund lebt in meiner Nachbarſchaft." Und alsbald hat ſich der Dichter mit dem ſenſitiven Seelenleben dieſes guten Hundes identifiziert. Ein anderer inniggeliebter und oft erwähnter Freund war ihm der alte, knorrige Akazienbaum am Rand der Gohrenwieſe. Als die Rede davon iſt, er ſolle gefällt werden, gerät unſer Dichter außer ſich, und eine wahre Verzweiflung erfaßt ihn bei der Möglichkeit, die Gohrenwieſe, dieſer große, grüne Plan vor ſeinem Fenſter, könne bebaut werden. Da ſind die Seiten des Tagebuchs von Lamentationen und Ausrufen des Schmerzes erfüllt. Es ergreift „die innerſten Schichten ſeiner Seele", es „durchfährt ihn wie ein Reißen"! — „Alles wird fallen! Was ſoll denn da werden?"

Er nimmt ſich vor, durch Frau Theobald, Frau Port, Frau Straſſer und andere Nachbarn mehr von dem drohenden Unheil zu erfahren. Die Gohrenwieſe iſt doch, ſeit man denken kann, den Kindern zum Spielplatz geweiht, und deren harmlos-vergnügtes Geſchrei zur Sommerzeit die Melodie, bei welcher Huch, auf ſeinem geliebten Balkone ſitzend, ſo gut arbeiten konnte. Und nun ſollte ihm und den Kindern womöglich dies alles vergällt werden. „Wo ſoll denn das hinaus?" jammert er mit den Nachbarinnen. „Was dann aus mir werden ſoll, weiß ich nicht!"

Zum Glück iſt es nicht geſchehen. Und es war ihm vergönnt, ſein heimlich beſchauliches, wahrhaft glückſeliges Dichterleben abſeits von Geſellſchaft, Politik und ſozialem Rangſtreit, was ihm alles gleich Null galt, bis zu ſeinem frühen, allzu frühen Tode unbehelligt fortzuführen.

Jedoch nicht vergönnt war es ihm, in ſeiner kleinen Klauſe zu ſterben, die er ſo unendlich liebte. Denn er mußte einer verſchleppten Ohrenentzündung wegen in einer Privatklinik in Schwabing operiert werden, wo er auch verſchied. Kaum aber war es geſchehen und das herrliche Element ſeines Geiſtes frei, als es auch ſchon zurückbrauſte zu dem Ort, der ihm nun die Heimat war. Und da empfanden und empfingen ihn zur Stunde die verwandten Elemente. Das Waſſer in ſeinem Brunnen fing an, von ſelber zu ſtrömen und zu ſtrömen, undämmbar, und gleichzeitig läutete es Sturm an der elektriſchen Glocke, die von der Haustüre zu Huchs Wohnung führte. Die Frau Theobald eilte zur Hilfe herbei, aber ſie fand keinen Menſchen, der geläutet hätte. Nur die Elemente raſten weiter. Huchs elektriſcher Klingelknopf, mit den beiden anderen an einem ſtarken Eiſenplättchen befeſtigt, war verſchwunden, und die Drähte hingen verworren zum Loch heraus.

Der Monteur, der gerufen wurde, erklärte, das könne nicht mit rechten Dingen zugegangen ſein, denn dieſen Knopf könne keine Macht der Welt entfernen, ohne die Eiſenplatte wegzureißen. Die jedoch war unverſehrt.

Frau Theobald wußte, wie das zugegangen war, doch ſagte ſie nichts. Ich aber kann den Mund nicht halten und muß alles ausſchwätzen, denn es zeugt von den Dingen zwiſchen Himmel und Erde...

Fritz Reusing

Von Dr. Oskar Schürer

Reusing ist Rheinländer. Am 25. Dezember 1874 wurde er in Mühlheim am Rhein geboren. Manches in seinen Werken erklärt sich aus dieser Heimat: ein lebensfroher Zug seiner Malerei, eine auf äußere Reize gern antwortende Sinnlichkeit. Und doch: seiner Farbe fehlt der leichte Wohllaut, wie ihn die Atmosphäre des Rheins sonst verleiht. Statt dessen drückt sich unter der Farbe eine erstaunliche Sicherheit der Zeichnung durch, eine Schärfe im Erfassen formaler Einzelheiten, wie sie im melodisch schwingenden Westen kaum gedeiht, wie sie der sachliche Nordosten Deutschlands mit seiner auf Tat und Leistung gestellten Kolonisatorennatur viel eher aufweist. Auch das ist Erbe: Reusings Eltern entstammen jener Landschaft, sie sind nicht Einheimische am Rhein, wohl aber in vielem Wahlverwandte rheinischer Lebenslust. Und so konnte Reusings Wesen dann doch ganz aufgehen im Rheinischen, so daß er

Max Schillings am Dirigentenpult. Bildnisstudie

Pastellbildnis

heute eben nur dort denkbar ist. — Sehr früh erwachte in dem Kinde die Bildnerlust. Aber bezeichnenderweise nicht freies Bilden, Schaffen aus einer inneren Vorstellung, wie wir sie sonst bei Kindern finden und wie wir sie heute auch bewußt im Unterricht anregen, sondern Abbilden, Nachzeichnen. Schon im ersten Schuljahr zeichnet er Arbeiten älterer Schüler nach, und als der Achtjährige ein langes Krankenlager durchmachen muß — zwei Jahre im Streckbett —, da wird alles Erfaßbare im Elternhaus, Bilder, Gegenstände, auch einige Köpfe nach der Natur mit dem Bleistift festgehalten. Später regt dann der kunstverständige Zeichenlehrer zu Landschafts- und Kopfzeichnen an. Aber die heimliche Liebe geht auf historische Vorwürfe. Römische Geschichte wird eifrig studiert, römische Münzen werden gesammelt, um die Köpfe der Kaiser, deren Taten dargestellt werden sollen, vor Augen zu haben. Kostümwerke werden nach Vorbildern für zeitentsprechende Kleidung durchsucht. Der Vater muß in seinen Freistunden mit Armen und Beinen und allerlei Stellungen Modell sitzen zu den Kompositionsversuchen in weltbewegender Historie. Immer war es also das Inhaltliche, was diese junge Bildnerlust reizte.

Ansonsten war die Schule ein unerfreuliches Kapitel. Erlösung war der Übertritt auf die Düsseldorfer Kunstakademie. Das ausgesprochene Zeichentalent hatte den Eltern die Entscheidung leicht gemacht, Professoren hatten übrigens lange schon dazu geraten. Ein Künstlerleben lag eindeutig vor dem Jüngling. Konnte die ganze Veranlagung darein münden? Viel Lust zur Bastelei, zur Technik blieb unerfaßt. Und so war schon hier ein Problem für das ganze spätere Schaffen festgelegt: wie wird dieser Hang praktischer Betätigung einbezogen in die freie Kunst?

Frohe Studienjahre auf der Akademie. Wir wundern uns zu hören, daß die beiden ersten Jahre ganz dem Streben um römische Geschichtskompositionen gewidmet werden durften. Das war in den ersten neunziger Jahren, zu einer Zeit also, als in Frankreich längst der Impressionismus gesiegt hatte, als auch in Deutschland aller Historienstaub weggeweht wurde von frischem Sehen der natürlichen Dinge. Es ist hier nicht der Ort, über die damalige Düsseldorfer Akademie zu urteilen. Immerhin glauben wir, daß die Kunstschule die Pflicht hat, — heute und immer! — dem Jünger eine breite Basis des Sehens und des Könnens zu schaffen, daß sie ihm den Schatz innerer Vorstellungen auflockern soll, damit sich darauf das freie Schaffen

Bildnisstudie

Bildnis. Gemälde

des Gereiften entfalten könnte. — In gewisser Hinsicht erfüllte Arthur Kampf, der Klassenlehrer, diese Forderung seines Lehrberufs an dem jungen Reusing: nach Durchsicht vieler Skizzen und vor allem von Porträtzeichnungen und Ölstudien riet er ihm, seinem hervorstechenden Talent zur Porträtmalerei nachzugeben, nur darin zu arbeiten. Ein guter Rat war das, weil er von der theaterhaften Historienmalerei, dem Erbgut damaligen Akademiebetriebs, abriet. Ein schlechter Rat aber, weil er alle Anschauung freier Natur einerseits, alle Regung zu freiem Gestalten anderseits, unbeachtet ließ. Und aus diesen beiden Komponenten des Schauens soll sich doch erst Bildnismalerei emporheben, nach Wilhelm Trübners Wort der „Parademarsch der Malerei". Immerhin: die lebendigsten Impulse des jungen Künstlers hatte dieser Rat befreit, das zeigte sich an den Früchten: noch als Meisterschüler der Akademie — in der Klasse Klaus Meyers — malte er das Bildnis eines jungen Mädchens „Mira", das ihm auf der Internationalen Ausstellung des Münchner Glaspalastes die Goldene Medaille eintrug. Das Gesellenstück war geliefert, die Wanderjahre konnten beginnen.

Josef Pembaur am Klavier. Kohlestudie

Aber neidische Gestirne schienen immer über den kritischen Fragen dieser Entwicklung zu stehen: auch die reiche Wanderschaft blieb Reusing versagt. Und sie hätte doch die Enge der Schulung nachträglich noch zu weiten vermocht! Dem frühen Erfolg des preisgekrönten Bildes waren schnell zahlreiche Aufträge gefolgt. Der Wunsch, von des Vaters Taschen möglichst bald loszukommen, trieb zur Übernahme des Gebotenen. Der Kampf zwischen Auftrag und freier Lösung begann: das typische Schicksal des Porträtmalers.

Besuch einer Münchner Malschule war zu kurz, um nachhaltig zu wirken. Flüchtige Reisen nach Paris, Holland und Belgien waren ganz auf das Studium der großen holländischen Porträtisten abgestellt, deren Seelenkunst wahlverwandt anzog. Das Problem des großen Bildnisses in Öl zeichnete die künftige Schaffensbahn des jungen Künstlers eindeutig in die Zukunft.

Wir können die weitere Entwicklung Reusings hier nur andeuten durch Nennung äußerer und innerer Erfolge. Das Jahr 1914 brachte die mention honorable, in Wien die Goldene Staatsmedaille. Die Düsseldorfer Akademie ernannte Reusing im Jahre 1924 zu ihrem Ehrenmitglied. An inneren Erfolgen wären jene Porträts aufzuzählen, an denen das künstlerische Weiterkommen ruckartig sich zeigte. Sie sind in früheren Jahrgängen von Velhagen &KlasingsMonatsheften zum Teil abgebildet. Schon die dargestellten Personen zeigen, wie sich Reusings Auftraggeberkreis schnell erweitert und auf die maßgebenden Schichten des Land- und Industrieadels erstreckt hat. In den letzten Jahren zieht Reusing immer bewußter den geistigen Adel in seinen Bereich. Die Kriegsjahre führten den als Kriegsmaler an verschiedenen Fronten arbeitenden Maler unter vielen andern einige interessante Modelle in Heerführern und scharfen Offizierstypen zu, die seine Menschenauffassung strafften und etwas von der Schärfe der Frontluft in seine Gabe der augenblicklichen Erfassung von Lage und Umständen einströmen ließen.

Hier dürfen wir an die nähere Betrachtung dieser Bilder herantreten, dürfen dies Schaffen auf seine tiefsten Quellen befragen. Überblicken wir die hier abgebildeten Werke der letzten Jahre, so spüren wir in allen als Gemeinsames: dies auf einen starken Augenblick Gestelltsein des Bildes. In diesem starken, triebkräftigen Augenblick treffen sich Künstler und Modell. Es schließt sich ein zündendes Kraftfeld, in dessen Energien ein rein Menschliches zwischen Form und Ausdruck ersteht. Ob Köpfe oder Figuren, ob Männer oder Frauen oder Kinder — dies Menschliche trifft uns aus all diesen Bildern: ein Menschliches, das so nur in einem restlosen Ineinanderströmen der beiden Partner möglich ist. Erinnern wir uns doch einmal an Holbein. Dort kein Ineinander, im

Geh. Rat Prof. Dr. v. Dyk. Geh. Rat Prof. Dr. His. Geh. Rat Prof. Dr. Sauerbruch

Gegenteil ein ruhig ausgewogenes Gegeneinander, auf dessen klarem Gleichgewicht als neutrales Kraftfeld das Bild ersteht. Dort Auseinandersetzung — hier Vermählung, dort Distanz der Pole — hier Ineinanderprall, gegenseitiges Versinken. (Die Sehnsucht zu Holbein ist also wohl gerade durch die polar andere Veranlagung bedingt.) Nicht daß sich das Modell immer vorbehaltlos dem Maler hingäbe. Gerade in den

Graf Luckner. Kohlezeichnung

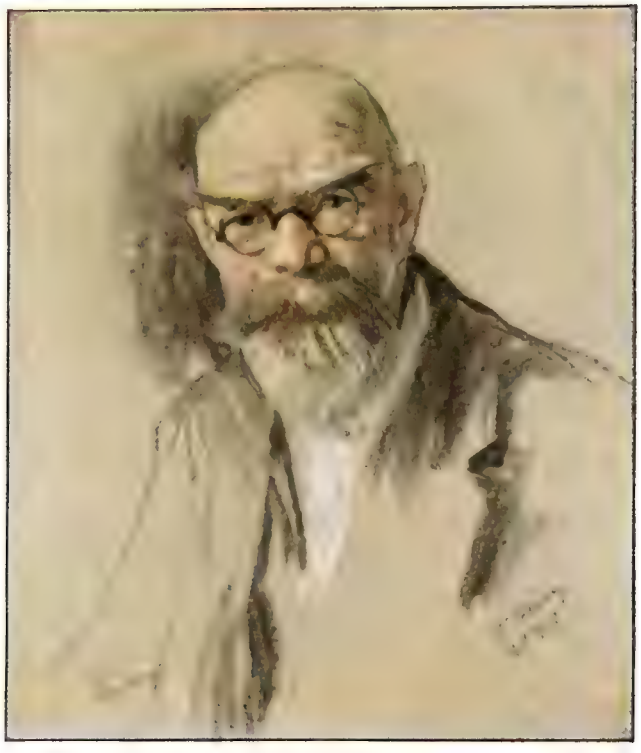
hier abgebildeten Persönlichkeiten finden wir solche von einer gewissen Unnahbarkeit. Aber diese Unnahbarkeit ist zwar erzählt, im Bild aufgezeichnet, doch nicht gelebt. Gelebt ist die Durchdringung, eine erotische Einung von merkwürdig berührender Eindringlichkeit. Wir glauben, nicht nur der dieser Kunst durch lange Vertrautheit Nahestehende empfindet vor diesen Bildern so, auch der ihr Fremde wird

Graf Hermann Keyserling
Pastellbildnis

wissem Grad Verzehren. Ein lebendiger, ein erotischer Antrieb ist es, von dem sich Reusing hinreißen läßt, in sein Modell hinein. Und damit glauben wir wirklich den tiefsten Quell dieser Malerei angedeutet zu haben: sie treibt aus Gründen, die tief unter Bildnerei und Aussage in der menschlichen Seele lebendig sind. Das wäre nun gar nichts so Ungewöhnliches: alle Kunst ist da verwurzelt. Das Ungewöhnliche der Reusingschen Art ersteht erst in der Tatsache, daß der aus solchen Urgründen stammende bildnerische Trieb bei seinem Auftauchen in die Kunstsphäre sich kaum wandelt, daß er alle Unmittelbarkeiten des unterbewußten Seelenlebens fast ungeläutert mit heraufreißt, und solcherart — man möchte sagen: zu weit vorstößt ins Lebensmäßige, zu wenig die Objektivierung der Kunstsphäre wirken läßt auf sein Malen.

Man mag dies vom allgemein menschlichen Standpunkt aus als Verdienst oder Mangel auslegen: für künstlerische Tätigkeit trägt es unzweideutige Gefahren in sich. Ein Schaffen, das so ganz und gar auf den Impuls gestellt ist, wird auch immer von der Klarheit dieses davon beim ersten Betrachten berührt. Denn diese Sphäre der Eindringlichkeit beschränkt sich nicht auf den geschlossenen Kreis von Künstler und Modell, sondern bezieht den Betrachter mit ein. Man kann sich dieser Einwirkung entziehen, kann sie sogar als unkünstlerisch ablehnen — denn, wohlgemerkt, wir konstatieren sie hier ja gar nicht als künstlerischen Wert, sondern als persönliche Besonderheit dieser Malerei, dieser Sicht! — abstreiten kann man sie als ersten Eindruck sicherlich nicht.

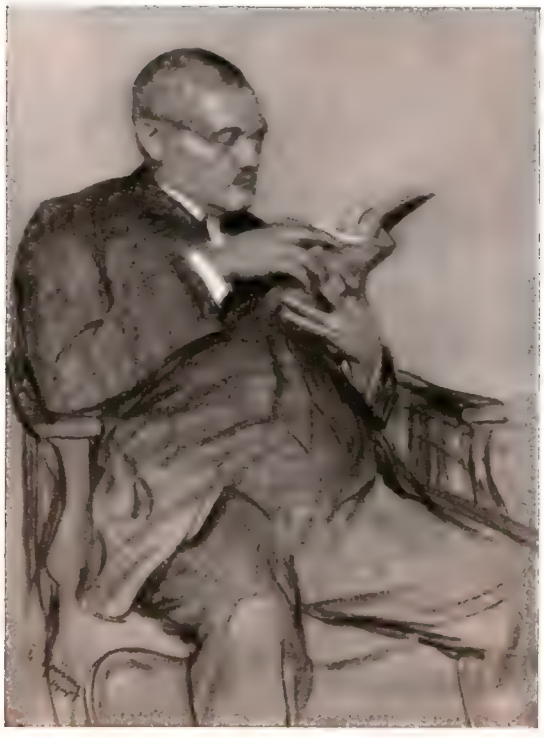
Hier ist nach der Quelle dieser Besonderheit zu fragen. Hingabe des Modells ist nur in einzelnen Fällen die Ursache. Im Wesen des Künstlers muß diese merkwürdig sich ansaugende Art liegen. Es ist kein Bezwingen des Gegenübers, — vielmehr ein Sich-Hineinsaugen, ein sehr subjektives Erlauschen und bis zu ge-



Geheimrat Kirdorf. Pastellbildnis

Bildnis der Baronin Thiele-Winkler

Impulses abhängig bleiben und alle Bedingungen, die eine sorgsam verarbeitete Außenwelt gibt, dringen nur in bedingter Weise ein in das Schaffen. Impuls ist Temperamentsangelegenheit. Wo das Temperament erlischt, endet auch die Produktivität des Impulses. Ein schmerzliches Ringen um das Gelingen des Bildes, d. i. hier um die Erweckung des Impulses, ist oft dessen Folge in solchem Schaffen. Und Reusing weiß darüber zu klagen. Aber dafür kennt er auch das Glück solcher Veranlagung, jenen „Transzustand, in dem ich dann in beglückter Leichtigkeit unbewußt

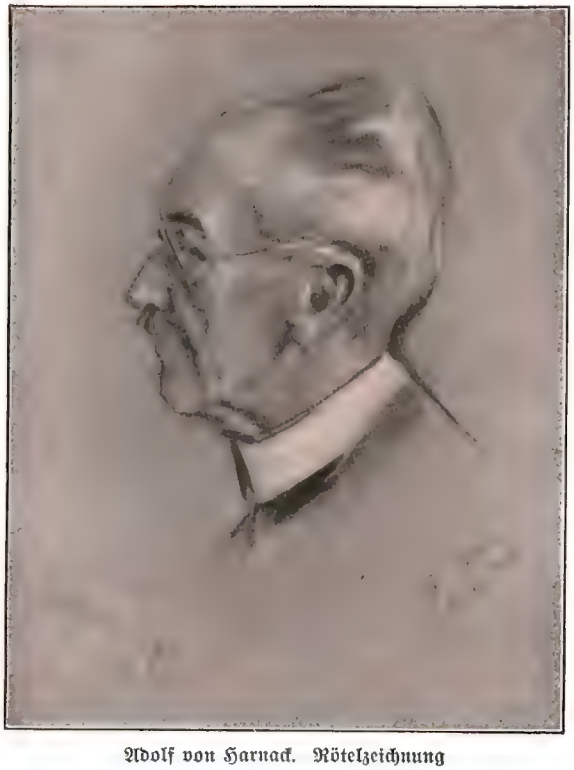


Geh. Rat Bosch. Kohlezeichnung

viel besseres Farbenempfinden habe und Strich um Strich sitzt, weit sicherer und einfacher, als alles überlegende Wollen erreichen kann. Das sind dann die größten Glücksmomente des Schaffens, ja des Lebens".

Man sieht: eine menschliche Einstellung wirkt hier tiefspurig ein auf künstlerisches Arbeiten. Eine jüngere Generation suchte ja gerade über solche Einstellung hinwegzukommen, suchte dauernde, gewissere Bewährungen für den schöpferischen Trieb. Für Reusing war diese Art so tief in Wesen und Erleben — rheinisches Erleben! — angelegt, daß jene Problematik der Jüngeren gar nicht aufkommen konnte in ihm. Und ein besonderer Vorzug seiner künstlerischen Begabung erleichterte ihm das Festhalten an der überkommenen Veranlagung, ja, verführte ihn dazu, sie noch zu pflegen. Denn Reusing verfügt über eine unerhörte Sicherheit in der zeichnerischen Erfassung der Sichtbarkeit. Es gibt heute nicht viele Maler, die das treffsicher Zeichnerische so beherrschen wie er. Die Kontur eines Schädels, die Linie der Hände, das fein verästelte Weben der Gesichtsmuskulatur, Augenblicksregungen der ganzen Figur: Reusing erhascht sie im Flug und setzt sie mit einer Sicherheit aufs Papier, auf die Leinwand, daß auch noch für den Betrachter ein Irrtum ausgeschlossen erscheint vor solchem zwingenden Abbild. Unausgesetzte Übungen steigerten diese Fähigkeit bis zur zwingenden Momentaufnahme. Sie scheint Reusing unerläßliche Grundbedingung allen Porträtierens. „So zog ich erst einmal vor, Männer des geistigen Schaffens bei Vorträgen und Sitzungen, während sie sprachen, lebensgroß, einzeln oder in Gruppen, in Kohle zu zeichnen, und dabei boten besonders reizvolle Aufgaben nicht nur der vollständig variierende Ausdruck eines jeden Kopfes, sondern auch die erfrischende Anregung durch das rasche Überschauen von Kopf zu Kopf, die verschärfte Erkenntnis ihrer besonderen Gegensätzlichkeiten und Merkmale."

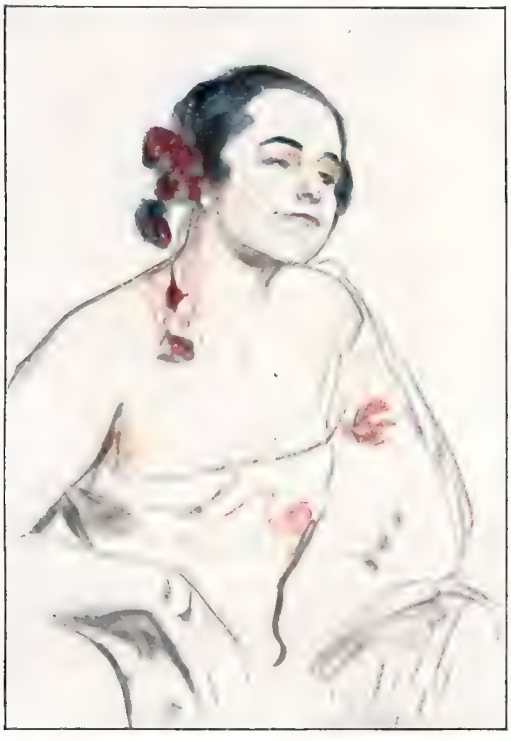
Wirklich, in solchen Momentaufnahmen ist Reusing unübertroffener Meister. Wir sollten gerade heute diese große Begabung des Zeichners besonders hoch ein-



Adolf von Harnack. Rötelzeichnung

Kostümbildnis. Gemälde

schätzen! — Aber wir müssen zusammenfassend aufsteigen zu höherer Ausschau auf dies Schaffen. Allgemeine menschliche und besondere künstlerische Veranlagung, Eros und Zeichnung trieben bei Reusing notwendig auf naturalistisches Sehen hin. Man kann bedauern, daß einige Versuche in der Landschaftserfassung nicht weiter ausgebaut wurden, sie hätten dies Sehen bereichern, vor allem, sie hätten von einem allzu triebhaft vordrängenden Ich ableiten, zu ruhig abwägender Überschau über alles Sichtbare hinführen können. Aber dieser menschliche Impuls verlangte das Menschliche als Objekt. Von dieser Grundveranlagung aus war die Bildnismalerei der eindeutige Weg in ihre Erfüllung. Das Bildnis als Schaffensaufgabe mußte, da keine breiter an-



Bildnisstudie

gelegte Schulung dies Talent unterbaute, als die einzig richtige erscheinen. So muß er sagen: „Auf modernen Akademien wird dem Porträtfach viel zu wenig Wert beigemessen. Der Porträtmaler muß doch gleichsam als Chronist seiner Zeit die Menschen wiedergeben, ganz abgesehen von künstlerischen Richtungen des Augenblicks. In dem Dargestellten muß man den ganzen hastigen Zeitgeist, die kalte Nüchternheit, Oberflächlichkeit und Sinnlichkeit neben feinsinniger Anmut wiedergeben, und um das mit Sicherheit und überlegen fassen zu können, muß der werdende Porträtmaler immer wieder zeichnen und zeichnen, um die Form zu beherrschen und an ihr dauernd psychologische Studien zu betreiben." Diese naturalistische Menschenerfassung wird aus ihrem eigensten Gesetz heraus geleitet, im Antlitz, im Auge den Eindruck des zu Erfassenden gipfeln zu lassen. Ganz besonders für Reusing. Hier im Auge vermochte der vordrängende Impuls zu münden, hier auch fand die zeichnende Hand ihr reichstes Betätigungsfeld. In der Erfassung des menschlichen Blicks erkannte der Maler immer bewußter sein künstlerisches Ziel. Er sagt: „Zu fühlen, wo und in welchen Momenten, vor allem im Ausdruck des Auges, sich die eigenste Wesensart des zu Malenden zeigt, ist natürlich Gefühlssache. Aber der Ausdruck der Empfindung gibt sich doch nur durch den Wechsel der Nervenzuckungen in der Gesichtsmuskulatur und vor allem der Muskulatur um die Augen herum zu erkennen. Dies stellt sich uns optisch dar, und wir müssen die Form so beherrschen, daß wir sekundenrasch begreifen, was aus der erkannten Form wiederzugeben ist. Die mehr oder weniger feststehenden Drehpunkte der sich bewegenden Ausdrucksmuskulatur, z. B. des Auges, sind die Tränendrüsen und der äußere Augenwinkel. Aus der Lagerung der oberen und unteren Augenmuskulatur, der dadurch mehr oder weniger beschatteten Pupille und Iris ergibt sich der Lebensausdruck . . ."

Solche Worte mögen das ernste Studium, das hinter solcher Augenerfassung steht, beleuchten.

Als A und O der Malerei erscheint Reusing immer die Ölfarbe. Um sie kämpft er den härtesten Kampf. Und um nicht in ihr zu erstarren, wechselt er die Techniken, versucht sich im Aquarell, was seiner impulsiven Art am meisten liegen muß, übt sich im Pastell, in der Farbstiftskizze und in

August Thyssen. Gemälde

Dame vor japaniſcher Goldwand. Aquarell

Kohle auf Rötelpapier. Er paßt alle dieſe Techniken ſchmiegſam ſeinem Modell an, und ſo gelingt ihm oft eine zwingende Unmittelbarkeit der Erfaſſung eines beſtimmten Weſens.

Unter ſeinen Porträtzeichnungen ſind Blätter, die zum Stärkſten gehören, was heute in dieſer Art geſchaffen wird. Seine Erotik zieht ihn zum Weibe. Manchmal verliert er ſich darin. Im Herrenporträt, das ihm von dieſer Seite her Objektivität wahrt, gelingt ihm der oft monumentale Wurf problemloſer. Er weiß da eine markante Stellung wuchtig im Augenblick zu faſſen und in eine über den Augenblick dauernde Größe zu ſteigern. Manchmal ſchießt auch ſeine zeichneriſche Begabung mit ſolcher Intenſität ins Ölporträt ein, daß — wie im alten Thyſſen — faſt brutal ähnliche Bildniſſe entſtehen.

In dieſer zwingenden Ähnlichkeit erſtrebt er das höchſte Kriterium ſeiner Malerei.

Bildnis eines Schweizer Herrn

nen Unfähigkeit. Ein Bildnis muß nicht nur schlechthin ähnlich sein, sondern muß jedesmal das Absoluteste dieses nur einmal gewesenen Wesens darstellen." — Wir hoffen, durch die Aufzeigung der Grundimpulse dieses Schaffens die Erkenntnis vorbereitet zu haben, daß dieses Streben nach Ähnlichkeit nur die tiefe Ehrlichkeit dieser Entfaltung dartut. Dieser Veranlagung mußte Ähnlichkeit höchstes Ziel sein.

Und damit kommen wir von der Betrachtung des Menschen zurück. Dürfte man anders schließen bei der Überschau über ein Werk, das so tief im Menschlichen des Trägers wurzelt! Nur wer tief genug in diese Malerei eindringt, spürt die Lauterkeit des Wesens, die dahinter treibt. In der künstlerischen Arbeit schafft sie jenen spontanen Kontakt zwischen Maler und Modell, dessen Widerglanz uns aus all diesen Bildern entgegenleuchtet. In der künstlerischen Arbeit hält sie ihn auch zurück von aller Modernität, die ihm Lüge wäre. Sein Erlebnis bindet ihn an den Naturalismus: er trägt es aus ohne irgendwelchen Kompromiß an Zeitlage und Mode. Und diese Treue zu sich selbst durchwaltet auch sein Leben. Und er überträgt sie auf die, die mit ihm sind. Hier ist der Punkt, wo jeder, der dies erfahren durfte, schweigend dieses reichen Herzens gedenkt.

Er sagt: „Den Einwurf, auf Ähnlichkeit komme es nicht an, nur malerische Werte kämen in Betracht, halte ich für falsch, und nur für eine Entschuldigung der eige-

Das Goldstück

Novelle von Hans Grimm

Die drei Deutschen M., F. und V. befanden sich auf der Flucht.

F. hatte auf der Farm Sus, in einem abgelegenen Teile Deutsch-Südwestafrikas, einen Buschmannräuber erschossen, als es du oder ich galt. Er hatte es der englischen Besatzungspolizei selbst angezeigt.

Von V. waren einem schwarzen Kerl, der der anordnenden deutschen Frau nach dem Siege der Engländer und Buren ins Gesicht spie, offen vor dem Hause ein paar an den Schädel gegeben worden; da hatte sich der Kerl nach Verdauung der Schläge wortlos davongemacht zur Sippschaft irgendwo in der Ferne am Okawango oder Kunene. Spitzel sagten aus: der Ovambo Jeremias, oder wie er sonst hieß, ist fort, er ist sicher an dem Schlage gestorben, er ist ermordet, er ist verscharrt worden. Zwar ließ es sich durch nichts geradeaus dartun, und in sämtlichen aufgewühlten Ameisenhaufen der Umgegend waren keine Menschenknochen zu finden, aber die südafrikanischen Engländer und Buren hatten Urteile gegen die Deutschen nötig zu einem Weißbuche, darin, für jene aufgeregte Zeit passend, dargestellt werden sollte, wie schlimm die Deutschen es in ihrer Kolonie trieben. Also wurde den beiden der Prozeß gemacht und das Urteil gesprochen, daß sie hängen sollten als Mörder. Weil jedoch alle Landsleute aufschrien und es auch auf die Vollstreckung weniger ankam als auf die böse Nachrede, folgte dem Urteile die Begnadigung zu zehn Jahren Zuchthaus.

Im Weihnachtsmonat 1918 waren die beiden Gefangenen im Gefängnis zu Windhuk das lange Zuwarten, daß nach Beendigung des Weltkrieges die Kolonie wieder deutsch werde und ihre Entlassung geschehe, müde geworden. In der Christnacht feilten sie sich durch die Eisengitter der Krankenstube des Gefängnisses und begannen die Wanderschaft nach Norden. Sie wollten sich dort verborgen halten, bis Deutschland und der deutsche Richter von neuem da seien, und wollten für die vorläufige Freiheit Hunger und Fieber und Gehetztsein in Gottes Namen in Kauf nehmen. Hunger und Gehetztheit und Angst wurden ihnen reichlich zuteil. Um Ostern 1919 war der Friede in Europa immer noch nicht fertig; sie begriffen, daß sie etwas unternehmen müßten, um nicht vorzeitig wieder gefangen zu werden oder in irgendeinem der wechselnden Verstecke vor Entkräftung zu enden.

Sie hörten, M., der Jäger, sei in ihrer Nähe und werde von den Engländern gesucht wie sie, und sein Steckbrief klebe neben dem ihrigen an öffentlichen Gebäuden und Polizeistationen. Sie wußten, M. hat überall zwischen hier und dem Kunene und Okawango gejagt bis weit hinein in das portugiesische Land Angola, er kennt jeden Negerpfad. Sie hörten: „Mit M. geht das so zu: M. ist bei Übergabe der deutschen Schutztruppe an Botha auf seine Farm entlassen worden. Er hat dann unternommen, den gefangenen deutschen Offizieren in Okanjande zum Entkommen nach Deutsch-Ostafrika zu dienen, er sollte ihr Wegekundiger sein und den Wagen beschaffen. Das Unternehmen ist im letzten Augenblick verraten worden, und die Burenpolizei hat ihn abgeholt wegen des beiseite geschafften Wagens, aber da ist er weggeritten; seitdem sind die Engländer hinter ihm her. Er weiß bestimmt, daß sie ihn an die Wand stellen wollen. Er will das lieber nicht mitmachen, er hat jetzt vor, nach Angola zu gehen, hier wird ihm der Boden zu heiß; und denen, die ihm nachts Essen und Trinken vor die Türen stellten, wird schon lange aufgepaßt, und er will nicht, daß seine Freunde seinetwegen ins Elend geraten.“ Sie hörten es und verstanden auch den Wink.

Sie sandten eine Botschaft an den Jäger, und im April kamen sie eines Nachts mit ihm unter dem großen Baume im Otjihaenena-Tale, das heißt im Schlüsseltale, zusammen. Sie wurden sich rasch einig über die gemeinsame Weiterflucht nach Angola. Sie sagten alle drei: „Wenn einer, der uns etwas zukommen läßt, erwischt und landesverwiesen wird, wer möchte an so etwas schuld sein? Und die ewige Furcht vor Entdeckung und daß man immer nur mit einem Auge schlafen soll, das hält niemand aus. Von Angola haben die Portugiesen die deutschen Gefangenen nach Deutschland geschickt; wenn es nicht anders ist und die Murkserei mit dem Frieden noch lange dauert, läßt man sich von Angola nach Deutschland schicken.“

M. sagte: „Pferde und Waffen besorge ich, dazu reicht das Bargeld, das wir zusammen haben. Und ich weiß einen, der uns beides verkauft. Auf meinen Wegen kommen wir durch.“

Sie machten einen Tag aus im Mai und eine Stelle, wo die Pferde stehen und Waf-

fen und Proviant verſteckt liegen ſollten. Es klappte auch alles richtig. Unbeobachtet ritten ſie ab von den letzten Farmen in die große Wildnis hinein; und die erſten Wochen der Weiterflucht durch die einſame Buſchſteppe und leuchtende Sonne, unverfolgt, mit zähen Pferden zwiſchen den Beinen und guten Waffen im Gewehrſchuh, mit erjagtem und nicht erbetteltem Fleiſche, waren beinah glückliche und jedenfalls ſtolze Wochen.

Um den Okawango herum an der Grenze trafen ſie wieder auf Menſchen, erſt auf Baſtardhändler und dann auf einen portugieſiſchen Hauptmann. Sie meinten, es ſei beſſer für alle Fälle, noch einmal zu lügen, obgleich es nach den Wochen der Freiheit und Einſamkeit gar nicht leicht war. Sie erzählten den einen: „Wir ſind Deutſche, die in Rhodeſien und am Ngami gejagt haben. Wir haben vom ganzen Kriege nichts gewußt. Wir wollen jetzt nach Europa von Lobito aus.“ Sie erklärten dem andern: „Wir ſind Schweizer, wir kommen von der Jagd in Rhodeſien, die Papiere haben wir verloren. Schön, wir werden uns im nächſten Fort melden und um Ausweiſe bitten.“

Sie ritten im weiten Bogen um dieſes Fort herum, aber die Miſſionsſtation Kalulu der Amerikaner, die ritten ſie an. Auf der Miſſionsſtation erfuhren ſie: „Der Friede iſt unterzeichnet worden, und Deutſch-Südweſtafrika ſind die Deutſchen quitt ſamt allen anderen Kolonien. Schließlich habt ihr es nicht beſſer verdient.“ Der Amerikaner ſagte nicht: Deutſch-Südweſtafrika, ſondern Damaraland, wie von Angola aus nach einem Teile das ganze deutſche Land benannt wird.

Sie antworteten: „Was? Was?“ Und wurden grob. Südweſtafrika nicht wieder deutſch, das bedeutete für ſie, daß ihnen jede Rückkehr abgeſchnitten blieb für Zeit und Ewigkeit.

Der Amerikaner ſagte: „Auf der franzöſiſchen katholiſchen Station ſitzt ein Rheinländer, fragt den!“

Der rheiniſche Pater ſagte: „Ja, ich habe es ebenſo gehört. Es klingt ganz unbegreiflich, wenn das Friede ſein ſoll. Aber die Schweizer Farmer in Libollo, die haben ſchon Zeitungen, das weiß ich beſtimmt.“

Die paar Tage vom Amerikaner bis zu den Schweizern begannen ſie ſich etwas an den Gedanken zu gewöhnen, oder vielmehr ſie beſprachen während der paar Tage zwiſchen Kalulu und Libollo, welches die allernächſten Folgen für ſie ſelber ſeien, wenn der Aberwitz ſich zu einem Teil als wahr erwieſe. Sie kamen überein, daß, ſo der Friede geſchloſſen ſei, auch ihre Flucht zu Ende wäre. Sie könnten nicht zurück nach Südweſt, aber heim nach Deutſchland kämen ſie nach Friedensſchluß auf portugieſiſchem Schiff allemal und ungeſtört. Daß die unſichere Flucht nun aufhören ſollte, ſchien uneingeſtanden ein leiſer Gewinn.

Kurz vor Libollo verloren ſie das vierte Pferd, das Packpferd, durch Schlangenbiß. Sie ſagten: „Na ja, lebendig machen läßt ſich das alte Mädchen nicht wieder. Gut, daß die Sache zu Ende geht.“

Die Schweizer hatten Zeitungen. Der Friede war geſchloſſen, der Amerikaner hatte alles richtig angegeben, nur ſämtliche Bedingungen hatte er noch nicht gekannt. Die Schweizer Farmer ſagten: „Ach ja, das iſt nun ſo! Ach ja! Aber für Sie drei ſind die Dinge klar. Wir fahren Sie nach Benguela. Sie ſtellen ſich dem portugieſiſchen Gouverneur vor. Sie bekommen einen Ausweis bis zum Hafen. Sie ſetzen ſich in Benguela auf die Bahn und fahren nach Lobito und gehen auf den Dampfer. Sie hält niemand mehr auf. Wer ſoll ſich um Sie hier kümmern, wenn Sie gar die Heimfahrt aus eigener Taſche beſtreiten und keine Heimbeförderung verlangen wollen?“

Sie blieben acht Tage bei den Schweizern, um ſich auszuruhen. Beim Beſuche in Benguela gaben ſie an: „Wir ſind drei Deutſche. Wir haben uns am Zambeſi verborgen gehalten wegen des Krieges. Wir haben ein Packpferd im Fluß verloren. Unſere Papiere waren in den Packtaſchen. Wir können den Preis der Heimfahrt erlegen. Wir bitten um einen Paß aus dem Lande.“

Sie erhielten einen Ausweis und ſogar Freifahrſcheine bis Loanda; große Fragen wurden nicht an ſie geſtellt. Sie ſagten draußen: „Na, Gott ſei Dank!“

Die Schweizer ſagten: „Seht ihr's. Warum ſollte der Portugieſe jetzt noch Deutſche aufhalten wollen?“ Die drei verkauften ihre drei Pferde an die Schweizer, ſie verkauften dem Wirte des Gaſthauſes in Benguela die drei Büchſen; mit den Selbſtladepiſtolen ging es eigentümlich zu, ſie ſchwankten, ob ſie dieſe mitnehmen, ob ſie dieſe auch an die Schweizer oder ſonſtwen zu verkaufen verſuchen ſollten; ſie hatten dann alle drei den gleichen Einfall. Sie erklärten den Schweizern: „Die zwei Selbſtladepiſtolen laſſen wir einfach bei euch. Wenn ſie keiner von uns mehr abholt, dann gehören ſie euch. Wir ſchulden euch ohnehin Dank.“ Den Erlös für die Pferde und Gewehre teilten ſie in drei Teile. Und was nicht gleich notwendig zu brauchen war von

den goldenen engliſchen Pfundſtücken, das nähte jeder bei ſich ein, wie es ihm am ſicherſten ſchien.

*

Das Schiff in Lobito ſollte portugieſiſche Truppen heimführen nach Liſſabon. Das kleine Wirtshaus im Hafenorte war voll von eſſenden Soldaten. Die drei kamen vom Bahnhof aus hin und aßen zwiſchen den Portugieſen. Beim Eſſen ſagte B.: „Dort iſt ein Kerl, der fortwährend herſtarrt, zu den Portugieſen gehört der nicht.“

M. antwortete: „Er ſieht aus wie ein Engländer. Was will der uns? Nichts.“

Sie gingen nach dem Eſſen an den Strand hinunter und liefen bis fünf Uhr nachmittags ſpazieren, dann zogen ſie ſich wieder auf das Schiff zu. M. war ein wenig zurückgeblieben; als er aufkam, ſah er die Genoſſen im Geſpräche ſtehen mit dem Engländer, da ging er für ſich auf und ab; er dachte nichts Böſes; er hatte nur keine Luſt, jetzt vor der Abreiſe und gleichſam am Ende der Flucht an, ſei es ärgerlichem, ſei es gleichgültigem Geſpräche mit einem Wildfremden teilzunehmen.

Nach zehn Minuten des Wartens wurde er dennoch ungeduldig und trat hinzu mit dem Gruße: „Guten Abend.“

Juſt da ſagte der Engländer: „Wo kommt ihr alſo her? — Weil euch die Antwort ſo ſehr ſchwer zu fallen ſcheint, will ich euch dazu verhelfen: ihr ſeid die beiden Mörder, die aus dem Windhuker Gefängnis entſprungen ſind. Und über den dritten Herrn hier werde ich auch bald Beſcheid wiſſen.“

Sie taten noch, als verſtünden ſie ihn nicht, und fragten ſich ſcheinbar gleichgültig: „Was will der Bruder? Verſtehſt du's?“ Und antworteten ſich: „Er muß einen Vogel haben.“ Aber dann waren unverſehens portugieſiſche Poliziſten da und verlangten die Papiere zu ſehen. Sie zogen die Ausweiſe des Gouverneurs von Benguela ſamt dem Freivermerk bis Loanda aus der Taſche. Die Poliziſten ſahen den Engländer an, der Engländer ſagte: „Verdammt! Aber ſie ſind es doch!“

Sie ſagten zu den Poliziſten: „Was hat dieſer Mann hier eigentlich zu verrichten?“ Und eine Zeitlang waren die Poliziſten unſicher, was ſie tun und laſſen ſollten. Sie traten achſelzuckend von einem Fuß auf den andern, und daß ſie an dem engliſchen Mahner und der engliſche Überwacher an ihnen keine Freude hatte, war unſchwer zu erkennen.

M. flüſterte: „Wir müſſen flüchten! Wir müſſen weg.“

Die andern erwiderten mit ſteifen Mienen: „Wie? Jetzt am hellichten Tage? Wie? Wir können eben nichts anderes tun als das Geſicht wahren.“

An dem gelegentlichen Wortwechſel des Engländers und der Portugieſen nahm plötzlich ein portugieſiſcher Hauptmann teil, der auf ſeinem Gange zum Schiffe ſtehen geblieben war. Sie ſahen unauffällig hin und erkannten ihn gleich unter heftigem Erſchrecken. Er rief: „Die drei? Die drei ſind mir am Okawango begegnet. Sie behaupteten, Schweizer zu ſein und aus Rhodeſien zu kommen. Wenn ſie ſich in Benguela als Deutſche ausgegeben haben, dann muß etwas mit ihnen verkehrt ſein.“

Da berührten die Poliziſten ihren Arm und ſagten: „Gefangene.“

Sie wehrten ſich nicht. Sie erwiderten: „Gut, wir gehen mit zum Vorſtand, gut. Er muß die Sache ſofort in Ordnung bringen. Unſer Gepäck iſt ſchon auf dem Dampfer. Vor der Abfahrt muß der Irrtum unbedingt aufgeklärt ſein, mit müſſen wir.“

Der Vorſtand war höflich genug, aber der Engländer preßte, und das Ferngeſpräch nach Benguela mißlang, und da blieb er ſo unentſchieden wie höflich. Sie ſetzten durch, daß ſie an den Dampfer zurückgeleitet würden, um das Gepäck — das Gepäck, das aus kaum mehr als zerſchliſſenen Decken beſtand — wieder abzuholen. F. und B. meinten, ſeien ſie erſt an Bord, werde der mitgeſandte Poliziſt ſie nicht bedrängen und knapp vor der Abfahrt aus dem Auge verlieren, und ſie könnten alſo doch fortkommen; und vielleicht war es auch ſo gemeint. Indeſſen hing ſich der Engländer an den Zug als ſelbſtbeſtimmter Aufpaſſer und ging mit an Bord. Und auf Deck trat der Hauptmann hinzu, und er und der Engländer redeten auf die drei ein, und obgleich ſie abwehrten mit kurzen, vorſichtigen Worten, als ſei alles ganz unverſtändlich, bildete ſich doch ein geſchloſſener Kreis Neugieriger um ſie. Und ſie konnten dem Poliziſten nicht aus den Augen, wenn dieſer es gar noch mehr gewünſcht hätte als ſie ſelber. Da ordnete er endlich an: „Es wird Zeit. Bitte, nehmen Sie Ihre Sachen jetzt auf und kommen Sie.“

Es war dunkel. Eine kleine Mondſichel ſtand am Nachthimmel. Der Zugang zur Anlegeſtelle der Dampfer vom Orte und alſo von der Anlegeſtelle der Dampfer zum kläglichen Orte führt lange hin über eine ſchmale Landzunge, davon rechts und links ſich Lagunen befinden. Neben den Schienen und dem Wege lagen Maisſäcke geſchichtet, die verladen werden ſollten, wegen des

mangelnden Raumes eine sehr lange Mauer von vollen Säcken. Die Gefangenen hatten zwei portugiesische Polizisten, etliche schwarze Askaris und als völlig ungebetenen Begleiter den englischen Geheimagenten um sich. Sie schritten ruhig. Als sie an die Mauer von Maissäcken kamen, sagte der Jäger bei ganz ruhiger Stimme: „Nun los, versteht ihr! Tut, was ich tue!“

Dann gab es ein paar zornige Stöße, dann fluchte der Engländer, und er und die Polizisten ließen Pfeifen trillern durch die Nacht, und die Askaris und schiffwärts marschierenden Soldaten brüllten: „Alarma, Alarma, Alarma!“, und was auf der Landzunge war, rannte und raste zwischen Bahnwagen und Maissäcken und Schienen und Schuppen hin und her und schrie sich an. Die drei Flüchtlinge fielen nach tausend Meter keuchend in Schritt. Tiefer Sand und hindernde Schwellen machen einen Lauf im Dunkeln verflucht anstrengend. Sie waren gleich beieinander. Am Ende der Landzunge stand ein geballter Trupp Schwarzer auf dem Bahndamme, vielleicht hintelephoniert. Die drei sprangen wie böse Tiere in den Trupp, da gab dieser Fersengeld. Die drei waren sich einig: „Nur weg von der Küste, nur den Bergen zu!“ Aber so oft sie vom Bahndamme herunter versuchten, gerieten sie in Wasser und Sumpf, und das Wasser wurde jedesmal tief. Erst nach 5000 Metern gelang es, sie kamen Berge hinauf, sie gewannen Aussicht in die Nacht, auf den kläglichen Ort und — auf den Dampfer, der die Reise begonnen hatte und mit vollen Lichtern nach Norden fuhr. Sie sahen, daß sie alle drei hindeuteten, sie sagten nichts. Sie liefen dann noch die ganze Nacht durch.

Sie beschlossen: „Wir müssen erst nach Libollo zu den Schweizern. Wir müssen die Pistolen wiederhaben. Wir müssen uns erkundigen, wie unsere Flucht dargestellt ist und was über uns bekannt ist. Wir müssen uns Sachen anschaffen. Wir müssen auch ein paar Tage verschnaufen. Dann bleibt nichts übrig, als daß wir den Marsch nach Spanisch-Guinea versuchen, und wenn es weiter ist als von Köln nach Moskau und wenn es durch die Regenzeit geht. Außer Spanisch-Guinea ist alles feindlich.“

Sie gelangten ohne Karte und ohne zu wagen, sich bei Weißen oder Schwarzen zu erkundigen, nach einer guten Woche wirklich auf das Hochland von Omambolo, wo die Schweizer ihre Farmen hatten. Sie wußten selbst kaum, wie es glückte, da sie doch nur des Nachts wanderten und Hunger litten und fieberten.

Aber eines Morgens lagen die Häuser von Libollo unverkennbar vor ihren Blicken. Sie gingen am Abend hin, da waren die beiden Wohnhäuser dunkel und verschlossen. Sie klopften vorsichtig. Niemand kam heraus. Dann begann M. zu lachen. Er sagte: „Wir sind schon dumm geworden, wir können schon nicht mehr sehen; der große Ochsenwagen fehlt ja, sie sind irgendwo auf Pad.“ Sie holten sich an diesem Abend aus dem Garten der Schweizer, was es da zu essen gab. Als der Hunger am dritten Tage unerträglich geworden war, kamen die Schweizer wieder. Die drei sahen sie kommen, das Heran war auch schon vorher zu hören. An diesem Abend wurde ihnen aufgemacht. Die Frau sagte: „Um Gottes willen!“ Der Mann sagte: „Wir haben schon alles gehört.“ Sie fragten: „Was wird denn erzählt? Was steht in den Zeitungen? Ist es bis hierher bekannt, auch bei den Schwarzen?“

Der Mann antwortete: „In den Zeitungen steht und erzählt wird, und so wissen es auch die Farbigen, daß die zwei Frauen- und Kindermörder aus Damaraland, die in Windhuk ausgebrochen sind, in Lobito auf dem Dampfer ‚Zaire‘ samt einem andern deutschen Verbrecher verhaftet worden seien, daß es ihnen aber gelungen sei zu flüchten, und auch daß sie, da sie sich wahrscheinlich raubend und Unruhe stiftend im Lande herumtrieben, von jedem, dem sich Gelegenheit biete, gepackt und unschädlich gemacht werden müßten.“

Sie sagten bitter: „So, jetzt sind es Frauen und Kinder...“

Der Schweizer sagte: „Ich lese nicht nur die Bibel, ich will danach handeln. Aber wie kann es Ihnen so schlecht gehen? Haben Sie mir die ganze Wahrheit kundgegeben? Haben Sie nichts zurückgehalten?“

Sie erwiderten: „Nein!“ Sie fügten hinzu: „Wir wollen Sie und Ihre Familien keiner Gefahr aussetzen. Wir wollen bei Ihnen nicht schlafen. Wir bleiben im Busch. Verbrechern dienen Sie nicht, wenn Sie uns etwas verkaufen.“

Die beiden Brüder brachten ihnen am nächsten Morgen Essen in den Busch und zwei kleine Zelte und zwei Decken und Säcke und dies und das. Die Brüder sagten: „Nach Spanisch-Guinea kommen Sie niemals zu Fuß mit Ihrer Ausrüstung und flüchtend. Das ist übermenschlich.“

Die drei antworteten: „Wißt ihr was Besseres? Und wenn es Fiebertod sein soll, das ist immer noch freier Tod.“

Die drei waren sehr fleißig an diesen Ruhetagen. Sie besserten die Schuhe aus.

Sie nähten ſich Rucksäcke aus dem Sackleinen. Es gab dann einen plötzlichen Aufbruch am Abend des vierten Tages, weil die Farbigen auf den Farmen etwas gemerkt hatten und zu reden anfingen. An dieſem vierten Abend war noch keine Decke da für den dritten Mann. Sie liefen in den erſten dreimal vierundzwanzig Stunden nur des Nachts, der Schweizer wegen, damit kein Auge ſie bemerke und kein Gerücht ſich verbreiten könnte, ſie kämen aus der Richtung der Schweizer und hätten wohl dort Hilfe gefunden.

*

Als die drei Tage herum waren, gingen ſie, wie es paßte; es wurde auch eine ſehr volkreiche Landſchaft, und nachts wie tags konnte man auf den Buſchpfaden ziehenden Trägern begegnen. In dieſen erſten Zeiten ſahen die drei von der Auffriſchung in Libollo her noch ordentlich aus. Sie waren raſiert, ſie hatten Seife, ſie hatten noch nicht die ſehr tiefen Löcher in den Wangen, ihre Hoſen waren noch nicht ausgefranſt, und ihre Röcke und Stiefel waren noch nicht zerlumpt. Daß ſie zu Fuß gingen, ſtatt wie die Portugieſen in Hängematten getragen zu werden, daß ſie gar keine Diener hatten, daß ſie in einem Lande, in dem der letzte Weiße meint, er ſei zu königlich, den geringſten Gegenſtand ſelbſt zu tragen, Bündel aus grobem Sackleinen auf den Rücken geſchnallt führten, fiel den begegnenden Schwarzen allerdings erſtaunlich auf. Aber die Schwarzen liefen noch nicht fort von weitem, ſie blieben noch ſtehen, ſie gehorchtem noch dem Anrufe.

Die drei führten mit den ſchwarzen Begegnern immer dasſelbe Geſpräch. Sie fragten jedesmal: „Wo iſt in dieſer Richtung, und in dieſer Richtung — wieviel es nun Wege und Möglichkeiten gab — das nächſte Umbonge?“ Umbonge heißt Fort mit einer Beſatzung. Wenn die Schwarzen zeigten: „Hier und hier und hier!“, fragten ſie weiter: „Wie lange dauert es hier? Und wie lange dauert es hier?“ Dann antworteten die Schwarzen: „Die Sonne ſteht dort oder dort oder dort, bis einer richtig hingelangen kann.“ Die drei nahmen dann ſcheinbar den Pfad auf, der dem Fort zulief, welches im Rücken der ziehenden Schwarzen lag. Sie nahmen ihn auf, um ihn, ſobald ſie ſich unbeobachtet wußten, wieder zu verlaſſen. Auf dieſe Weiſe ſteuerten ſie zwiſchen den Forts durch als den Orten der ärgſten Gefahr. Aber durch das Abbiegen und Ausweichen und Wiederaufnehmen der Richtung ging es bald täglich durch Waſſer und Sümpfe und übermannshohes Gras. Und was wird dann aus ſchlechtgenährten Menſchen mit alten Anzügen?

Der erſte, der vor ihnen weglief, war ein weißer oder halbweißer Händler ſamt ſeiner Mannſchaft. An dem Tage lachten ſie über den Schrecken, den ihr Erſcheinen eingeflößt hatte. Sie lachten, weil einer von ihnen mit richtigem Fieber marſchierte und die beiden anderen alles andere als wohl waren. „Man fühlt ſich ſo dreckig und, kuck' mal an, man ſtellt noch ſo viel vor.“ Am folgenden Tage wollten ſie an einen weißen Händler, er war ganz ſicherlich weiß, die Frage nach dem Fort tun, aber dieſer hielt nicht an. Seine Karawane lief nicht in den Buſch, ſie zog nur raſcher. Der Weiße winkte, wie einer den Arm bewegt, der nichts verſteht oder auch nichts hören will, und die Farbigen ſahen ſich eigentümlich an. Die drei ſagten untereinander: „Was iſt das für ein Unfug? Der muß es wohl in der Zeitung geleſen haben oder ...“ Und jeder dachte bei ſich: ‚Wie ſehen die beiden andern auch aus! Wenn ich ſo ausſehe wie ſie, dann ſind wir freilich ein Anblick zum Fürchtenmachen.‘ Es prüfte auch jeder verſtohlen ſein Bild im nächſten hellen Waſſer. Sie kamen am Abend überein, ſie müßten heran an einen Händlerpoſten und müßten etwas für ſich tun und müßten dafür etwas Geld ausgeben. Obgleich das Geld noch lange hinzureichen habe, ſei die dritte Decke nötig, für ihre Füße ſei ebenfalls was nötig, und was zu eſſen ſei nötig, das den Magen nicht nur quäle, ſondern dem Körper auch Kraft gebe.

Sie fragten die nächſten Schwarzen nach dem nächſten Händler. Sie gingen hin, trotzdem er nicht ſehr weit von dem Fort ſeinen Kaufladen hatte. Der Händler war ein fetter, dunkelhäutiger Portugieſe. Er trat ſelbſt vor die Ladentüre. Er fragte muffig und erſchreckt: „Was gibt's? Was wollen Sie?“

Sie antworteten: „Zunächſt einmal in den Laden!“

Er räumte knurrend die Türe, aber drinnen erſchien er ſehr bleich, und ſeine Glieder zitterten, und er fragte: „Was muß ich hergeben?“ Sie deuteten auf die Decken und Stiefel. Er riß Decken und Stiefel herunter und ſtieß ſie ihnen zu. Sie wählten, während er erſchreckt lauernd neben der Türe ſtand, die vom Laden in das Haus führte. Sie ſagten: „Das koſtet doch viel.“ Sie nahmen zum Eſſen nur etwas Fett und Tapiokamehl mit, daraus man Pfannkuchen backen kann. Sie ſagten: „Wenn man ſo alles vor ſich ſieht und Hunger hat, was?“ Aber ſie dachten, wie lange das Geld dauern

müſſe. Sie ſagten: „Komm her, Portugal! Wieviel macht's?“ Er nannte von der Türe aus den Preis. Sie ſagten: „Nein, ſo geht's nicht, du mußt dich ſchon bemühen, uns herauszugeben, wir brauchen jeden Pfennig!“ Er ging widerwillig und ſchielend an die Geldſchublade. Als er das Wechſelgeld reichte, ſchlotterten ſeine Hände ſo ſehr, daß es hinfiel und herumrollte. Sie ſagten: „Tolpatſch!“ Sie ſuchten es auf und gingen hinaus in die Sonne und hatten ein merkwürdiges Gefühl, gequält und ſtolz, aber mehr gequält als ſtolz. Sie freuten ſich richtig, als ſie wieder allein gingen im Buſch.

*

Sie waren um dieſe Zeit im Bundulande und wanderten in der Richtung des Limbilolandes, wo Dorfſchaften noch Menſchen freſſen. Alle Ovimbundu riſſen von nun an aus, ſobald ſie der drei Männer anſichtig wurden. Die Neger riſſen aus mit einem unverſtändlichen Geſchrei. Bei den einſam gelegenen Kaufläden, die die drei Wanderer jetzt öfter angingen, weil man doch einmal etwas hören möchte, war der Empfang immer der gleiche. Kein Gruß wurde ihnen geboten, tückiſche Furcht glotzte ſie an. Sobald ſie forderten, wurde ſchielend gehorcht. Daß ſie zahlten mit guter Münze und ohne zu feilſchen, war deutlich unerwartet. Irgendeine Schlinge oder Falle ſchien der Forderer noch beim Bezahlen zu vermuten. Nach dem Bezahlen, auch wenn dem Händler trotz ſeiner Angſt eine unverſchämte Überforderung geglückt war — gegen die ſie ſich mit Bewußtheit nicht wehrten — gab es kein Geſpräch und keinen Abſchiedsgruß. Hinter Fenſterläden ſah ihnen die furchtſame Tücke nach.

Sie hatten die Bärte wachſen laſſen. Sie ſtimmten überein: wo jetzt Geld verwandt werde, werde es am beſten für Koſt und Chinin ausgegeben. Koſt und Chinin muß ein Menſch haben. Sie lernten inzwiſchen verſtehen, was die fliehenden Neger meiſtens ſchrien. Die Ovimbundu ſchrien: „Bulamatari, Bulamatari!“ als Warnruf. M. ſagte: „Danach brauche ich niemand zu fragen, Bulamatari ſind Menſchenfreſſer. Der Ruf ſoll bedeuten, da ſind ſie, die Menſchenfreſſer!“ Sie griffen ſich einmal einen Kerl, der ihr Herannahen verſpätet bemerkt hatte, und fragten ihn aus. Sie ſagten: „Es geſchieht dir gar nichts. Hier haſt du ein Geſchenk. Aber du mußt erzählen, warum ihr Dummköpfe euch vollmacht vor Angſt, wenn ihr uns nur ſeht. Das mußt du, eher kommſt du nicht los.“ Der Kerl verſuchte, ſich töricht zu ſtellen. Sie ſagten: „Das hilft dir nichts, Junge.“ Und einer von ihnen machte im Spaße rollende Augen und fletſchte die Zähne. Da antwortete der Schwarze: „Ihr weißen Männer ſeid doch die, die in Damaraland die Frauen und Kinder ſchlachteten.“ Sie redeten zwei Tage daran herum, ſie ſagten: „Das ſündhafte Geſchwätz hat einen Vorteil. Wieviel Askaris mögen von den verſchiedenen Forts jedesmal auf unſere Spur geſetzt worden ſein, denn die Händler und die Kaffern haben doch ſicher Meldungen gemacht. Aber die farbigen Herren Soldaten haben uns lieber im Buſch verfehlt. Das iſt das Gute davon!“

Sie zogen durch eine Gegend des Bundulandes, in der wurden die Felder der Eingeborenen im Buſche häufig. Es waren bald Maisfelder, bald Maniokfelder, bald Süßkartoffelfelder. Auf den Feldern arbeiteten jetzt überall die ſchwarzen Weiber, ihrer zehn bis fünfzehn.

Das erſtemal hatten die drei Wanderer die arbeitenden Weiber wohl vorher gehört; aber vorher geſehen waren ſie von einem Mädchen, das abſeits hockte bei einem Geſchäfte. Das Mädchen ſchrie: „Bulamatari!“ Sie ſchrie in ſolcher Angſt, als ſäße ihr ſchon das Schlachtmeſſer an der Kehle. Die Weiber nahmen den Ruf auf, es gab ein Springen nach den Kindern. Die drei Wanderer liefen, um doch recht zu ſehen, was es gäbe. Sie ſahen nur noch das flüchtende Rudel Frauen, dann war das Feld leer, und es wurde ganz ſtill.

Das zweite- und drittemal hörten und ſahen die drei Wanderer den arbeitenden und ſingenden und ſchwatzenden Weibertrupp zuerſt. Das zweitemal blieben ſie im Buſche und rührten ſich nicht und ſchauten der lachenden Arbeit eine Weile zu, weil es ihnen gefiel, oder man kann auch ſagen, weil es wohltat und ausruhte, harmloſes Leben unerſchreckt vor ſich zu haben. Das drittemal traten ſie auf das Maniokland hinaus. Sie wollten verſuchen, ob die Weiber nicht Vernunft annähmen. Als gerade dieſe beſonders ſchrill brüllten trotz der großen Zahl, da fuchtelten die drei mit ihren Wanderſtäben und taten wie Menſchenfreſſer aus dem Märchen, die gleich mit Siebenmeilenſtiefeln die Verfolgung beginnen wollten.

Das viertemal waren wenige Weiber auf einem kleinen Süßkartoffelfelde bei der Arbeit. Sie waren nicht zu hören geweſen. Der Negerpfad ſtieß unerwartet auf das kleine urbare Stück Land. Die drei Wanderer ſahen das Land in der ſpäten Nachmittagsſonne, ſie ſahen keine zwanzig Meter

entfernt ein dickes, ſtarrendes und ſchon heulendes, nacktes, ſchwarzes Weſen auf der Erde ſitzen, ſie ſahen am Ende des Landes vier Frauen, die aufhörten zu hacken und von Blick zu Blick wie verſteint ſchienen; dann jagte ein ſehr junges Weib die ſechzig oder achtzig Meter her bis zu dem Kinde und griff es auf, immer die entſetzten Augen auf die drei Männer gerichtet, und erſt, als ſie das Kind hoch hatte, ſchrie ſie zornig: „Bulamatari, Bulamatari, Bulamatari, Bulamatari!“ und jagte fortwährend ſchreiend zurück und mit den andern drei Weibern, die zu ſchreien anhuben, als ſie ſchrie, hinein in den Buſch. Die drei Wanderer hatten ſich kaum gerührt. Nachdem die Rufe in der Ferne verhallt waren, ſagte V.: „Ihr glaubt gar nicht, wie häßlich ihr ausſeht; es iſt ſchon wirklich kein Wunder mehr. Ihr habt keine Bärte, ihr habt verblichene Zotteln am Kinne hängen.“

Die beiden anderen antworteten: „Glaubſt du, bei dir wäre irgend etwas beſſer?!“ Sie redeten dann gefliſſentlich von nichts anderem als von dem tapferen Mute der jungen ſchwarzen Mutter, die erſt ihren Aufſchrei getan habe nach dem Erfaſſen des Kindes, die die erſte geweſen ſei, die den Lauf auf ſie zu gewagt habe.

*

Das fünftemal, da ſie auf Feld trafen im Buſche, geſchah die Sache mit dem Goldſtücke. Sie waren an dieſem Tage ſehr müde, einer von ihnen hatte die Nacht in ſehr ſchwerem Fieber gelegen, Fieber hatte auch der zweite, dem dritten taten die Füße weh. Das Feld lag in der Morgenſonne, Weiber und vielleicht Männer waren bei der Feldarbeit. Die drei ſagten untereinander: „Ach was! Vorüber! Den Weg für heute wiſſen wir.“ Sie verſuchten alſo vorbeizuſchleichen. Aber die Schwarzen witterten und merkten, daß irgend etwas außergewöhnlich ſei im Buſch; und dann wurden ſie wohl geſehen. Es gab das alte Gezeter: „Bulamatari, Bulamatari, Bulamatari!“ Es erſchraken auch Tierſtimmen im Buſch und es gab ein großes Flüchten.

Der Jäger ſagte: „Die Bande iſt zu dumm!“

Die beiden andern ſagten: „Sie haben aber etwas zurückgelaſſen ...“

Die drei blieben halten, ſie ſahen, daß es ein Kind war, ſo ein Toddel von zwei Jahren mit einem dicken, ſchwarzen Wollkopfe und fetten, glänzenden Schultern und Armen und einem fetten, glänzenden, kleinen Trommelbauche. Sie warteten, ſie dachten beide an das mutige junge Weib vom vorvorhergehenden Tage. Sie dachten: ‚Wer wird jetzt wiederkommen?‘

V. ſagte: „Na, jemand wird doch das kleine ſchwarze Scheuſal holen, das wäre doch ...“

Obgleich ſie aber nicht näher gingen und ſich nicht rührten, um nicht zu ſtören und nicht zu hindern, kam niemand. Vielmehr blieb der Buſch jetzt ſtill, fünf Minuten, zehn Minuten, eine Viertelſtunde, eine halbe Stunde. Der Buſch blieb ſtill bis auf die Laute der Inſekten und einen einzigen, fernen, nicht nachgemachten, vorſichtigen Vogelruf. Da geſchah folgendes. Da gingen die drei häßlichen, verwilderten Männer mit den Bärten, die in Zotteln von ihren Geſichtern hingen, mit den tiefen Löchern in den hungrigen Wangen, mit zerlumpten Röcken und Stiefeln, mit den ausgefranſten Hoſen und den Fieberaugen hin zu dem Kinde. Sie gingen vorſichtig, um es durch raſche Bewegungen nicht zu erſchrecken. Sie ſagten: „Wir wollen es nicht anfaſſen, es brüllt doch nur.“ Sie blieben vor dem Kinde ſtehen. Sie hielten den dünnen Geldbeutel, der jetzt der gemeinſame Geldbeutel war. Sie entnahmen dem Geldbeutel ein goldenes Pfundſtück. Sie ſagten: „Es muß ſo liegen, daß der kleine Teufel es nicht greift und nicht in den Mund ſteckt und nicht ſchluckt, und daß ſie es richtig ſehen, wenn ſie wiederkommen.“ Sie ſagten: „Wiederkommen werden ſie ſchnell genug, ſobald wir nur aus dem Wege ſind.“

Danach gingen die drei unverzüglich weiter und verſuchten nicht zu beobachten, was nun geſchähe. —

*

Das iſt das Ende der Geſchichte vom Goldſtück. Das Ende der Geſchichte von F. und M. und V. ſteht anderswo zu leſen. Das Ende ihrer Geſchichte, inſofern es irgendein Ende und eine ganze Auflöſung gibt vor dem Tode, war, daß ſie nicht nach Spaniſch-Guinea gelangten, ſondern im Fieber von Askaris gefangen genommen wurden und nach Gefängnis und Qual und langer Not ſchließlich in die Heimat kamen.

Und nun möchte ich zur Geſchichte vom Goldſtücke, die ich nachſchrieb, noch etwas ſagen: Es mag doch zugehen, daß, wenn irgend etwas ganz Verwunderliches geſchieht, durch die Menſchenſeele in die himmliſche Muſik ein Klingen hineinſtößt, daß Gott und alle Engel aufhorchen und der Seligkeit vergeſſen, brennenden und ſogar ſehnſüchtigen Auges niederſchauen auf die Erde. Denn ſo unergründlich reich wie die Menſchen trotz allen ihren Armſeligkeiten und Scheußlichkeiten iſt nichts.

Welche Farbe macht blaß?

Von Dr. R. von Ehrhardt

Unsere Zeit der Städte sucht wie keine andere die Sonne, liebt ihr warmes Gold und ihren rötlichen Schein. Rot ist Blut, ist Leben. Kein Maler, mögen auch seine blassen, fülligen Körper uns Heutigen widerstreben, hat das Rot so gefeiert wie Rubens. Auf den hellen Gliedern seiner Amphitrite, seiner Leukippostöchter leckt der Scharlachschein des Gewandes belebend empor. Purpur aus dem Safte der Meeresschnecken war die gepriesenste Stoffarbe der Antike, beneidet, wer sie tragen durfte. Goethe findet im Rot Ernst und Würde sowohl wie Huld und Anmut vereinigt. Nicht ohne Grund hat es seinen Platz auf Polstern und Wänden von Theatern und Festsälen behauptet, unter Lampions und Sonnenschirmen wärmt sein Schein.

Grün ist nur pflanzliches Leben. Am grünen Tisch, an grünbeschirmter Lampe vollzieht sich die Arbeit des Geistes. Grüne Wiesen verlangen frischeste Gegensätze. Ein grüner Festsaal würde alles warme Leben aus sich verscheuchen; eine so leichenhafte Lichtattacke ist nicht einmal mit dem Rotstift zu parieren, der in grünem Licht ja schwarz erscheint.

Das Blau der gealterten Madonnen haben wir uns erlaubt, zu unserer Modefarbe zu dämpfen. Aber in dem blausilbernen Spiegelsaale von Amalienburg fühlen wir uns fremd-verloren, die Pompadour des Louvre ist uns zu vergeistigt in ihrem blaßblauen Bücher-salon, den nur ein ziegelroter Buchschnitt belebt, und Battonis Magdalena wäre unerträglich fade ohne das Inkarnat ihrer gar nicht büßerischen Bäckchen.

Niemand möchte heute blaß sein. Hatten jene Zeiten keinen Geschmack im Punkte Teint? Ja und nein. Blaß waren sie alle, soweit man die Galerien durchschweift, mochten auch Leonardo und die späteren Venezianer ihnen etwas Gold anhauchen. Blaß sein war allezeit ein Attribut der vornehmen Klasse, bis nach Indien und Japan hin. Man puderte und färbte sich eher weiß als farbig. Erst unsere Zeit nahm Abschied von den schneekühlen Jungfrauen und ging ins Sonnenbad.

Zum andern ist der Mensch im Kleid, mag man auch streiten — zumindest der individuelle Mensch im eigenen Kleid — eine relativ junge Sache, eine Angelegenheit von Spinnmaschine und mechanischem Webstuhl, von Teerfarben und Kunstseide. Das hausgesponnene, teuer erworbene Kleid, das in der Truhe bewahrt noch auf die nächste Generation übergeht, läßt keinen Raum für die persönliche Note. Man nutzte, was man hatte. Ghirlandajo stellt blasse Frauen in Gewändern unbedenklich dissonierenden Rots nebeneinander, Dürer gibt einer rotgekleideten Beterin eine blaue Kapuze mit orange Innenfutter, dazu ein grünliches Kopftuch. Die Pudertöpfchen der Reifrockzeit schweben wie eine Sache für sich über den modisch getönten Stoff-Ungetümen. Der Körper steckt nur im Kleid. Es dient ebensowenig seiner Form wie seiner Farbe.

Heute gilt die persönliche Gesamterscheinung. Unsere Farbenreihe hat sich zu einer Klaviatur feinster Übergänge ausgedehnt. Aber wer spielt sie?

Die Brünette wird selten falsche Tasten anschlagen; goldbraune Haut schreckt weder vor Vergleichen mit lebhaftestem Rot zurück noch vor ihrem spektralen Gegenüber Violett und Blaugrün, und gedämpfte Mischfarben heben ihre Wärme sogar noch. Ein brauner Nacken, von duftigem Heliotrop eingefaßt, vergißt sich schwer.

Auch den Blasseren unter den Brünetten steht vieles noch zu Gesicht, was eine ausgesprochen Blondblasse kaum tragen kann. Man denke an bunte spanische Schals, an indische Kattune, an das giftige Grün und das krasse Blau, das gelbliche Niggergirls sich mit Effekt umwerfen. Die Haarfarbe ist dabei eine zweite Frage; eine fahle Südländerin kann empfindlicher sein gegen Farben als eine frische Blondine vom Ostseestrande.

Was bleibt den Blassen übrig, den pigmentarmen Schmerzenskindern der Mode, die von der See oder vom Gletscher höchstens einen Sonnenbrand, aber keine Farbe davontragen? — Man denkt zunächst an die farblosen Töne Schwarz, Weiß und Grau. Schwarz und Weiß haben sich durch alle Zeiten neutral erhalten; im Gesellschaftsanzug des Herrn ist wie in der alten spanischen Tracht die Teintfrage glücklich ausgeschaltet.

Vom reinen Weiß laufen die Möglichkeiten weiter auf zwei Linien zum Cremeweiß und Beige, zum Grau und Silber. Ein fahles Gelb gibt noch gute Wirkungen, solange es sich nicht zu weit von der Gesichtsfarbe entfernt. Orange und Lachsrosa sind die deutlichsten Vergleichsmaßstäbe für die Wärme der Haut; eine ausgesprochen Silberblonde wird sie nur wählen, um etwa ihre Eigenart noch besonders zu unterstreichen.

Auf der andern Seite beginnt die Gefahr bei den Farbgegensätzen: je bläulicher das Grau, um so mehr läßt es seine orangene Ergänzungsfarbe vermissen. Für das menschliche Auge, das (nach Goethe) stets zu einer Befriedigung in der Totalität strebt, ergänzen sich zu Weiß die Farbenpaare Blaugrün und Rot, Blau und Orange, Blauviolett und Gelb, Violett und Gelbgrün. Das

Der Raucher. Gemälde von Lesser Ury

weiße Resultat dieser „Farbenaddition" läßt sich beobachten am Farbenkreisel, am Verschwimmen von Farbfleckchen in pointillistischen Gemälden u. dgl., nicht aber in der Durchsicht farbiger Gläser oder in der Farbmischung auf der Palette: hier ergibt Grün und Rot Schmutziggrau bis Schwarz.

Stärker, bleibender wird stets die Vergleichs- und die Kontrastwirkung sein. Gainsboroughs blue boy bedarf schon eines warmen Fleischtones, um gegen seine blaue Seide nicht zu blaß abzufallen. Von dem stereotypen Himmelblau und Rosa sind wir in unsern Kinderkleidern gottlob abgekommen. Selbst der allgemeine Geltung beanspruchende blaue Anzug steht dem wetterfesten Seemann und Militär weitaus besser als dem blauen Konfirmanden.

Von Rot sind zunächst die gelblicheren Scharlach und Hellrot, wenn auch schon etwas gewagte Vergleiche, noch eher am Platze als volles Rot. Schon Goethe bemerkt in seiner Farbenlehre, „daß Frauenzimmer bei ganzen Farben in Gefahr kommen, eine nicht ganz lebhafte Gesichtsfarbe noch unscheinbarer zu machen, wie sie denn überhaupt genötigt sind, sobald sie einer glänzenden Umgebung das Gleichgewicht halten sollen, ihre Gesichtsfarbe durch Schminke zu erhöhen". — Der Rotmangel eines nicht einmal allzu blassen Gesichtes, das selbst in Schwarz noch ganz munter erscheint, kann durch ein gegengesetztes Rot unter Umständen erst zum Vorschein kommen. Wer möchte der blassen Eleonore von Toledo des Kaiser-Friedrich-Museums in Karmin begegnen?

Zwischen der gelb-rötlichen und der bläulichen Reihe steht das pflanzenhafte Grün. Sein Widerschein ist ebenso unvorteilhaft wie das Fehlen seines Komplements Purpur. Was sich viel draußen bewegt, Jäger und Lodentourist, kann Grün vertragen. Ist nun die Wangenröte aber da, so scheint sie uns Heutigen zu reinem Grün ein ähnlich trivialer Akkord wie die süße Terz der „zweiten Stimme". Dürers Rot und Grün, Vermeers Blau und Gelb sind dem Geschmack von heute oft allzu komplett-harmonisch. Modenbilder des Biedermeier zeigen noch eine Vorliebe für ein Nebeneinander von Grün und Rot, Meergrün und Rosa in der Kleidung. Eine eigene Wirkung erzielt die Dame in Grün mit ihrem brandroten Haar auf Krauß' bekanntem Pierrotbilde. In der Tat bleibt lichtes, namentlich gelbliches Grün eine Möglichkeit für die Blassen, aber selbst das stumpfe Mandelgrün läßt das Verlangen nach einer frischeren Haut nicht ganz schweigen. Helene Fourments schneeige Büste, aus dunkelgrünem Samt auftauchend, strömt für unser Empfinden eine geradezu tödliche Kühle aus. Der blau- und flaschengrüne Anzug steht am besten zu brauner Haut und schwarzem Scheitel.

Vom physikalischen Gesichtspunkt aus harmlos, von der Mode aber mehr dem Alter und — der Geistlichkeit vorbehalten ist der andere Mischling: Blau-Rot, Violett. „Die weibliche Jugend," bemerkt Goethe, „hält auf Rosenfarb und Meergrün, das Alter auf Violett und Dunkelgrün. Die Blondine hat zu Violett und Hellgelb, die Brünette zu Blau und Gelbrot Neigung, und sämtlich mit Recht." Wieder begegnen hier gepaart die dem Teint nächststehende und die zugehörige Komplementärfarbe. Aus dem Violett soll weder das konkurrierende Rot noch das gegnerische Blau zu laut gegen das empfindliche Blaß antönen; wir neigen zum matteren Lila bis Lavendel. Auch wo nach dem Dunkel hin das Rot sich ins Weinrot verliert, scheint es seine Schärfe zu mildern und von seiner Wärme sogar wie scheidende Sonne dem Körper etwas mitzuteilen; Tizians blasse Venus ruht ungestört auf sattem Purpur.

Ähnlich zweischneidiger Natur ist das vieldeutige Braun vom stumpfen Schwarzbraun über die rötlichen Mitteltöne bis zu den fahlen gelbverwandten, die an Beige angrenzen. Selbst Terrakotta und Rosenholz bergen noch einige rötliche Tücken in sich; wie milchblaß wirkt Romneys junger Kavalier in seinem zimtbraunen Rock! Schokoladenbraun vermag eine wahre Gelbsucht hervorzurufen. Nicht jeder Büromensch ist für solche Stoffe qualifiziert, mögen sie auch noch so angenehm an Kaffee und Zigarren erinnern. Ein blasser Kopf zeigt sich viel sympathischer in Grau oder Beige. Ohne viel Vorteil ist mancher Großstädter versehentlich in braune Knickerbocker gestiegen. Gegen das Dunkel hin wird das launische Braun zahmer, ähnlich dem Weinrot, bis im Schwarz sich alle Gegensätze versöhnen.

Das sind nur Grundzüge, von denen Material und Beleuchtung, Glanz und Rauheit, helle Sonne, gedämpftes und künstliches Licht eine Fülle Abstufungen ergeben. Die Farbwirkung glatter (nicht schillernder oder faltiger) Seide ist zuverlässiger als die von rauhem Stoff, schwarzer Samt schwärzer als schwarze Seide. Der Abend und unsere meisten Lichtkörper — Kerzen leider nur noch selten —, auch gelbgetönte Wände bealücken die Blassen mit einer zarten Vergoldung; gleichzeitig erheben sie Violett ins Rötliche, Blau ins Grünliche.

Und dann sprachen wir ganz allgemein nur von einfarbigen Flächen. Wo nicht gerade Stoff an Haut stößt, wo Kragen und Besätze Trennungsstreifen oder Übergänge schaffen, ist viel an Farbigkeit erlaubt. Bis das Auge von Schuh' und Gürtel zum Teint hinfindet, hat es manch andere Welle in sich aufzunehmen. Daß Farbe überhaupt erst als Fleck im neutralen Rahmen zur Geltung kommt, mahnt die Dame ebenso zur Vorsicht, wie es den nüchternen Herrn mit einer farbigen Krawatte tröstet. Eine leise Melierung, ein zarter Webstreifen oder schottisches Karreau — und wir fühlen uns farbiger als die purpurnste Dame der Renaissance. —

Neues vom Büchertisch

Romane, Novellen u. a. Von Karl Strecker

Wilhelm Schäfer: Novellen (München 1928, Georg Müller) — Albrecht Schaeffer: Die Geschichte der Brüder Chamade (Leipzig 1928, Insel-Verlag) — Albert Otto Rust: Count und Kanso (München 1927, J. Kösel & Fr. Pustet) — Walter v. Molo: Die Legende vom Herrn (München 1927, Alb. Langen) — Gustav Frenssen: Möwen und Mäuse (Berlin 1927, Grotes Verlag) — Rudolf G. Binding: Reden und Rufe (Frankfurt a. M. 1927, Rütten & Loening)

Eine der vielen Unzuträglichkeiten im Betriebe des deutschen Buchgewerbes liegt darin, daß etwa 75 v. H. aller Bücher in den letzten Wochen vor Weihnachten erscheinen. Die Redaktionen, gewillt, alles Wesentliche schnell zur Kenntnis ihrer Leser zu bringen, sehen sich bei der Überfülle der Beachtenswerten genötigt, fast täglich Sammelberichte zu bringen, Dutzende von kurzen Anzeigen, die sich gegenseitig verdrängen und von denen nicht eine im Gedächtnis haften bleibt.

Zum Glück folgt eine Zeitschrift von längerem Atem nicht der irreführenden Meinung, nur in einem Wintermonat seien wertvolle Bücher hastig und in Summa zu erledigen, sie darf mit Lesern rechnen, die das ganze Jahr hindurch gute Bücher als Freunde suchen. Eine Empfehlung hier kommt nie zu spät.

Ein gewichtiges Werk: Wilhelm Schäfers stattlicher Band Novellen. Nicht alles ist neu in diesem Werke, die ersten Erzählungen sind schon in Sonderausgaben erschienen. Unbekannt waren mir „Winckelmanns Ende", „Hölderlins Einkehr" und das „Fräulein von Rinken". Die erste schildert den Begründer der Kunstwissenschaft auf seiner verhängnisvollen letzten Reise, die er 1768 in Begleitung des Bildhauers Cavaceppi von Rom nach Deutschland antritt. Sehr fein sind die Seelenstimmungen Winckelmanns auf der langen Reise vom Dichter eingefangen: sein unaufhörliches Schwanken zwischen den beiden Magneten: den Gefilden der Antike und der nordischen Heimat. Täglich fast kehrt dieser innere Kampf wieder und täglich wechselt Schwermut, von einer unerklärlichen Bedrücktheit begleitet, mit dionysischer Heiterkeit. Hier wird Schäfer — es ist der einzige Einwand, den ich gegen die Erzählung habe — etwas breit. Manche feine Bemerkung über Kunst und Leben, über das Wesen der Deutschen, die Eindrücke der Landschaften und Bildwerke, die sie erleben, entschädigen nicht ganz für die achtzig Seiten, die wir zurücklegen müssen, um endlich nach Triest zu gelangen, wo Schäfer sich auf seine Meisterschaft besinnt: die gedrängte Fülle, die dichterische Stoßkraft, das bilderreiche Hinfluten einer gewaltigen Sprach- und Darstellungskunst. Die leichtbeschwingte Stimmung Winckelmanns ist hier der wundervolle Auftakt zu seinem tragischen Ende. Von dem Augenblick an, da der Mörder ihm den drosselnden Strick um den Hals wirft und mit dem Messer auf ihn einsticht, belauscht der Dichter jeden Gedanken, jedes Gefühl des tödlich Verwundeten bis zu seinem letzten Atemzug. Als ihm schon die Stimme versagt, fühlt er sich befreit von aller Erdenschwere, er fühlt nun die Freiheit, die in der Schönheit ganz ohne Gestalt wird, bis endlich seine Seele der Erde vergißt als ihrer Fremde. Nur andeuten läßt sich hier ein dichterisches Final, das einzig ist in seiner Schönheit und Größe.

Schäfers Hinneigung zu den Seelengeheimnissen problematischer Naturen tritt noch stärker in „Hölderlins Einkehr" hervor. Auf seiner Fußwanderung von Bordeaux, wo er ein halbes Jahr Hauslehrer gewesen (1802), zu Beginn seiner Geisteskrankheit, kommt dieser seltsamste aller Dichter an das Schloßgut eines kunstliebenden Grafen in der Nähe von Paris. In ärmlicher Kleidung, mit zerrissenen Schuhen, langgewachsenem Haar und Bart macht er doch einen tiefen Eindruck auf die Schloßbewohner, vor allem auf die kleine Comtesse Charlotte, die, fast noch ein Kind, die Welt wie ein Bilderbuch ansieht. Ihr Herz weiß, daß kein Kleid den Fremdling zum Landstreicher machen kann, daß seine Seele bestimmt ist, „im Glanz der Götter zu sein und in flackerndem Schatten das Licht ihres ewigen Daseins über die Erde zu tragen". Eine Prosadichtung von hohem Reiz, von lichten Wolken herab wieder zur Erdennähe gebracht durch einen feinen, verhaltenen Humor. Der fehlt auch der letzten Erzählung nicht und wandelt ihren Ernst ins Tragikomische: „Das Fräulein von Rinken". Den dankbaren Stoff fand Schäfer in einer bayrischen Zeitschrift von 1818. Zwei einsame Lebensmüde kreuzen auf dem Chiemsee ihre Nachen, die sie zur letzten Fahrt tragen sollen. Erschrocken springt das Fräulein auf, tritt fehl, stürzt ins Wasser und versinkt. Der andere Todeskandidat, ein Leutnant, springt aus seinem Kahn ihr nach, beide kommen mit dem Leben, das sie abwerfen wollten, davon und werden ein Pärchen. Aber der Chiemseeschiffer kennt einen bösen Spruch: „Holst du dir eine heraus aus dem Wasser,

hängt sie dir an, bis du sie wieder hineinwirfst.“ So ähnlich kommt es auch: der Offizier versäumt in ihren Armen seine Soldatenpflicht, wird fahnenflüchtig, und da beide nicht voneinander loskommen, gehen sie gemeinsam ins Wasser. Dichterisch ist dies die schönste der drei Novellen, psychologisch voll überraschender Feinheiten, überlegen in der Behandlung des Stoffes, mit einem wechselnden Helldunkel von Humor (zartester Gattung) und Ernst, das nur einem großen Künstler gelingt. Schäfer hat der Erzählung eine besondere Form gegeben, ein seltsames Mittelding zwischen Vers und Prosa: jede Zeile in fünf Hebungen, die aber ohne Metrum sind, sondern den sinngemäß zu betonenden Silben entsprechen. Einbürgern dürfte sich diese Form, obwohl ich sie in der deutschen Sprache dem Hexameter vorziehe, kaum; Schäfer scheint mit ihr schalkhaft dem „Vorwurf“ zu begegnen, den man ihm gemacht hat: daß seine Prosa verkappte Poesie sei. Indem er so die Kappe abzieht, setzt er sie, mit Schellen verschönt, seinen Tadlern auf.

Albrecht Schaeffer, in Ostpreußen geboren, siebzehn Jahre jünger als der Rheinländer und nicht nur durch ein f von ihm getrennt, steht ihm als Künstler nahe, insofern als er ein Meister der Schilderung ist und eine ernste Natur, die das Wesentliche sucht. Die große Ruhe, Ausgeglichenheit, Sicherheit Schäfers hat er nicht, oder noch nicht, man glaubt mitunter in seinen Erzählungen Vorbilder zu erkennen, freilich nur bester Art, Kleist, Keller, auch wohl Jean Paul und in seinem neuen Roman: Die Geschichte der Brüder Chamade — Dostojewskij. Dabei bleibt Schaeffer aber vollkommen selbständig, und die Erinnerung an die Brüder Karamassow wird hauptsächlich durch das Kriminalistische des Stoffes und die geheimnisvolle Verschleierung der Vorgänge hervorgerufen, freilich auch durch den großen Zug des Erlösungsbedürfnisses und den Glauben an die Opferkraft der Liebe. Die drei Brüder Chamade heißen Gaston, Raoul und Alexander. Gaston ist Arzt und von abschreckender Häßlichkeit, entstellt durch eine Art Wolfsrachen, der ihm auch nur ein undeutliches Sprechen erlaubt. Da er der einzige Arzt in dem Städtchen ist und in seinem Beruf tüchtig, hat er bald eine große Praxis, um so mehr, als er auf bare Vergütung seiner Tätigkeit weniger Wert legt, als auf die Hergabe irgendeines alten Familienbesitzes, eines Erzeugnisses irgendwelcher Kunst oder Kunstfertigkeit. Er ist nämlich ein fanatischer Sammler, und sei es nur ein alter Stich, ein schönes Seidentuch, ein Möbel, oder ein altertümliches Spinnrad — er nimmt es als Honorar und häuft seine Schätze. Da stirbt plötzlich unter verdächtigen Umständen Luise, die Schwägerin und heimliche Liebe seines ins Ausland gegangenen Bruders Alexander. Ein wertvolles Bild, das in ihrem Besitz und von Gaston sehr begehrt war und von dem sich später eine Kopie findet, lenkt den Verdacht auf den Arzt. Es wird bei der wieder ausgegrabenen Leiche Vergiftung festgestellt, und Gaston verübt im Untersuchungsgefängnis Selbstmord. Später lenkt sich der Verdacht auf seinen verbummelten Sohn Victor, hauptsächlich wegen eines anderen verdächtigen Todesfalles. Aber hier stehen wir unversehens in dem Gewebe einer Kriminalerzählung, deren Fäden sich unmöglich in einer Inhaltsangabe verfolgen lassen. Schließlich ergibt sich, daß der dritte Chamade, der Priester Raoul, der Missetäter ist, er bekennt seine Schuld und geht mit seinem Bruder Alexander, der daheim wie im Ausland vergebens sein Glück gesucht hat, in das Kloster der Trappisten.

Daß diese Vorgänge, die vorgeblich auf eine alte französische Quelle zurückführen, mit vollendeter Kunst erzählt sind, bedarf bei Schaeffer kaum der Erwähnung. Ein heller Glanz bricht am Schluß aus den Begebenheiten hervor: Schaeffers unzerstörbarer Glaube an die Güte im Menschendasein und an die Siegesmacht der Liebe. In das Bekenntnis Raouls spielt (im schon erwähnten Anklang an Dostojewskij) die Macht des Teufels düster hinein, aber sie wird durch göttliche Lebensbejahung überwunden: Kein fratrem nominare —: Den Verdammten Bruder nennen, Selber schuldig sich bekennen, Über alles hebt's hinan.

Auf dem Boden ähnlicher Gottesverbundenheit steht ein mir bisher unbekannter Schriftsteller Albert Otto Rust mit seinem Roman Count und Kanso. Seinem Helden, Dieter Amberg, ergeht es ähnlich wie dem Cornelius Friebott in Grimms „Volk ohne Raum“. In der Heimat hat es Dieter Amberg nicht leicht, in Amerika, wo er einen Lehrstuhl sucht, erlebt er, namentlich in Neuyork, nur Enttäuschungen. Der Deutsche sieht sich überall zurückgesetzt. Um sein Leben zu fristen, geht er an die kanadische Grenze, wo er im Urwald eine Stelle als Sägefeiler — ein keineswegs beliebter Posten — findet. Schon auf der langen Bahnfahrt, wo er im Speisewagen die Bekanntschaft eines griesgrämigen alten Millionärs und seiner hübschen Frau macht, erkennt er, daß ihm weder seine Empfehlungen, die er aus Deutschland mitgebracht hat, noch auch seine Kenntnisse hier im Urwald etwas nützen, Japanisch und Chinesisch sind beinahe die beiden einzigen Sprachen, die er nicht versteht und die gerade sind auch die beiden einzigen, von denen er hier Vorteil haben könnte. Ein hartes Los erwartet ihn. Bald sind von der schwierigen Arbeit mit Feile und Säge seine Hände voller Wunden und Risse, aber er arbeitet trotz aller Schmerzen weiter, denn in seiner Not hat er Gott gefunden, dessen tätige Hilfe nach inbrünstigem Gebet für ihn greifbare Wahrheit ist. Schlimme Erfahrungen macht er

mit den Menschen dort in der Einöde: Verkommenheit, Trunksucht, Roheit, krasser Egoismus sind an der Tagesordnung, und ein älteres Ehepaar, einst reiche baltische Grundbesitzer, jetzt zu niedrigstem Dienst verdammt, erschüttert ihn durch die Tragik ihres Schicksals. Aber hier vermag die Stärke seiner an Gott aufgerichteten Seele Wunder zu tun, er hält den Mann vom Selbstmord zurück und rettet ihn für das Leben. Auch sonst wirkt Dieter segensreich in dieser trostlosen Umwelt. Es gelingt ihm, durch Landkauf Siedlungen für die Weißen zu schaffen, denn inzwischen ist jener alte Millionär, dem diese Wälder gehören, gestorben, und seine junge Frau erinnert sich beim Wiedersehen des sympathischen Mannes aus dem Speisewagen, der ihr so gut gefallen hat, beide werden ein Paar, und Dieter Amberg kann nun seine großen Pläne einer edelkommunistischen Arbeitergemeinschaft in großem Stil durchführen. Alles nicht durch äußeren Zufall, sondern durch die innere, mit Gott verbundene Kraft seines Wesens.

Man befürchte keine Frömmelei in dem Buch, es ist das Bekenntnis eines aufrechten Mannes zu dem Wert sittlicher und seelischer Kräfte im Leben, und dies Bekenntnis hat obendrein die Vorzüge eines knapp, klar und anschaulich geschriebenen Romans.

Zur Innerlichkeit ruft auch Walter v. Molos neues Werk: Die Legende vom Herrn. Ein Jesusroman. Wer das Wirken W. v. Molos überblickt, wird nicht überrascht sein von diesem Buch. Nach seinen drei großen Schillerromanen, nach der Romantrilogie aus der preußischen Geschichte mit Friedrich im Mittelpunkt erscheint es nicht verwunderlich, daß er auch das Neue Testament bearbeitet hat, und zwar in pietätvoller Weise. Er bekundet, was von einem kultivierten Menschen zu erwarten ist, Ehrfurcht vor den unsterblichen Worten des dichterischen Sprachmeisters Jesus und läßt ihnen meistens ihre ursprüngliche Form. So liest man mit der inneren Freude an der Schlagkraft und Bildhaftigkeit dieser Gespräche und Predigten, nur hie und da verstimmt durch Erfindung, die nicht immer mit dem Sinn und der Wesensart des Nazareners im Einklang steht, durch Einwände und Reden seiner Jünger, die gegenüber den Worten Christi ebenso überflüssig erscheinen, wie das Einflechten von Natur- und Situationsschilderungen. Was ist z. B. damit gewonnen, wenn das Wandern Christi mit seinen Jüngern illustriert wird durch die Bemerkung: „In fernen Dörfern bellten Hunde.“ Stutzig aber wird man, wenn auf die bekannte Frage, ob man dem römischen Kaiser die Steuer zahlen solle, die Antwort Christi hört: „Gebt dem Kaiser das gemünzte Blech, das seiner wert ist, und gebt Gott, was Gottes ist.“ Ei, ei. Hier spricht offenbar der kluger Manager der Zeit und verdreht die Worte Christi. Denn das ist ja gerade das Feine und Diplomatische jener Antwort, daß Jesus der gestellten Falle entschlüpft, indem er nichts gegen den Kaiser sagt. Man wird skeptischer im Lesen und findet, je weiter man kommt, daß dies alles im Urtexte schöner, größer und reiner wirkt, daß man besser tut, das Neue Testament zur Hand zu nehmen. Als Kuriosum wird man sich den Waschzettel des Verlages aufheben, der Molo neben Michelangelo stellt und nicht anders tut, als hätte der Verfasser dieses Buches die Erscheinung Christi erst ganz begriffen, ihn uns erst geschenkt.

*

Gustav Frenssen nennt sein neues Buch, das eine schmächtigere Fortsetzung seiner „Grübeleien“ darstellt, Möwen und Mäuse. Es ist in vielem erfreulicher als sein letzter Roman, nur darf man es nicht allzukritisch lesen, dann wird man nämlich finden, daß von freiem Möwenschwung weniger darin ist, als von — anderem ... Aber Frenssen ist immer ernst, ehrlich und nachdenklich, auch bei den oft unscheinbaren Begebenheiten im Leben seiner nordischen Landsleute, bei literarischen oder politischen Zeitereignissen oder Lese-Eindrücken. Tiefbesorgt sieht er die Schäden unserer Zeit. Es lähmt seine Hoffnungen, wenn die Jugend heute schon ruft: „Meine Zeitung! Unsere Zeitung! Unsere Partei!“ Damit, meint Frenssen sehr richtig, sind diese jungen Leute von der Möglichkeit ausgeschlossen, Persönlichkeiten zu werden. Tiefbekümmert erkennt er, wie das deutsche Wesen, schon vor dem Kriege arg bedrängt, nach dem Zusammenbruch eine arge Schädigung seines Glaubens und seiner Kraft erfahren hat. „Es sank zusammen, wurde mutlos, unsicher, mißtrauisch, ungläubig gegen sich selbst. Und da gewannen jene seiner Bedränger, denen sich nun noch amerikanisches Geld und amerikanische Zivilisation anschloß, eine größere Wucht; ja, die Macht dieses Fremden ist noch im Wachsen. Sie kneten und formen mit vielen Kräften an dem weich und müde gewordenen deutschen Volk, das anfängt zu glauben, daß dies Fremde sein eigenes Wesen wäre.“ Aber Frenssen hält doch an dem Glauben fest, daß der Geist der schönen Jugend von 1914 diese Mächte einmal überwinden wird.

Das sind so einige Lichtblicke in dem Grüblerwerk. Auch über sein eigenes Schaffen denkt Frenssen immer wieder nach. Er bestätigt da indirekt einen Einwand, der hier gegen seinen „Otto Babendiek“ gemacht wurde, indem er schreibt: „Ich müßte vielleicht die vielen kleinen Geschichten, die in meinen großen Erzählungen eingebaut sind, wie Epitaphe in Mauern, einmal loslösen und für sich zeigen.“ Oft kommt der Verfasser auf seine beiden Versuche zurück, Christus (in Hilligenlei) und Bismarck zu gestalten. Wie eine Mutter, die sich um ihre am wenigsten geratenen Kinder die meisten Gedanken macht, blickt er immer wieder

Bergsee. Gemälde von Joseph Rollschbach
(Kunstausstellung Wien, 1850 u. öfters)

auf diese beiden mißlungenen Geisteskinder zurück und sucht sie zu verteidigen, ohne zu überzeugen. Da tauchen denn oft neben den Mäusen auch Grillen auf, und man erkennt, daß es doch eine Welt für sich ist, in der die Gedanken dieses bedeutenden Erzählers kreisen.

Ein hellerer Klang kommt aus einer ähnlichen Sammlung, die Rudolf G. Binding als Rufe und Reden in die Welt schickt. Hier blitzt schon eher etwas von dem hellen Gefieder einer Möwe beschwingt aus der Höhe auf. Ein schönes, stolzes Buch, durchaus deutsch und doch keineswegs nationalistisch. Wenn Binding hier zur „Deutschen Jugend vor den Toten" spricht, so rührt er an die unerschöpflichen Kräfte, die im Tiefsten eines Volkes, aber auch der Menschheit ruhen und in Bereitschaft sind. Würde man heute, sagt er, jene Toten des Weltkrieges aufrufen wollen mit einem sie ganz erfüllenden Wort, so würden sie unter diesem Wort: Vaterland — den Inbegriff des Gemeinsamen, des Sicheren, des zu Sichernden verstehen, mehr und ernster als die Jugend anderer Zeiten, Tatsache und Form in einem. Die Einsichtigen der Jugend reden nicht vom Krieg und nicht von „Nie-wieder-Krieg". Sie stehen ruhig und unbekümmert unter den Gesetzen des Landes und der Verhältnisse. Ohne die Mängel und manches Unbefriedigende in ihren Reihen zu leugnen, haben sie das Recht, diese Mängel als Trübungen am Rande eines gewaltigen Stromes von Jugendlichkeit mit sich zu führen, der in der Tiefe reißend und unaufhaltsam mit aller seiner Wucht ins Freie führt.

Der Arzt und seine Sendung.

Von Prof. Dr. Claus Schilling

Beim Durchlesen eines Buches, wie das von Liek über „den Arzt und seine Sendung" (Lehmann, München) wird einem wieder einmal so recht deutlich vor Augen geführt, wie seltsam eigentlich die Stellung des Arztes zu seinen Kranken ist. In vielen Fällen ein blindes Vertrauen — man bedenke, was eine Narkose bedeutet! — und eine völlige Unkenntnis der Schwierigkeiten der Diagnose und Therapie; oft aber auch verbissenes, ablehnendes Mißtrauen, das restlos zu beseitigen dem Arzt bei weitem nicht immer gelingt, Angst vor der hohen Rechnung, falsche Schamhaftigkeit, Leichtsinn u. a. m. Auf seiten des Arztes aber in ungezählten Fällen das Bewußtsein, nicht helfen zu können, weil das wissenschaftliche Rüstzeug versagt, die Notwendigkeit, den Kranken bewußt zu täuschen. Immer wieder starrt uns das dunkle Rätselauge der Sphinx entgegen! Der Jurist, der Sozialpolitiker kämpft gegen die Mängel menschlicher Einrichtungen an; dem Arzte aber steht ein viel gewaltigerer, ihm proteusartig entschlüpfender Gegner gegenüber: die Natur selbst. Gegen diesen Feind hat er nur selbstgeschaffene Waffen zur Verfügung, die er mit Kräften der Natur, mit den Kräften seines Geistes gewinnt; denn Wissenschaft ist ja auch nur ein Naturprodukt des menschlichen Geistes und wie dieser begrenzt. Da mutet dieser erschütternden Kenntnis gegenüber denn Liek's Buch gar eng und vom Augenblick inspiriert an.

Hätte Liek sich darauf beschränkt, uns seine persönlichen Erfahrungen aus der Praxis mitzuteilen, so würde man diese mit Gewinn und mit Vergnügen lesen, und mancher jüngere und ältere Kollege würde sich diesen echt menschlich empfindenden Arzt zum Vorbild wählen. Aber Liek verquickt solche Schilderungen mit einer sehr herben Kritik. Er unterscheidet zwischen „Ärzten" und „Medizinern"; das Ideal des erstgenannten ist ihm der Landarzt, während er unter einem „Mediziner" einen autoritätsgläubigen, unselbständigen, operationsgierigen Handwerker versteht, der im Kranken gewöhnlich nur ein Opfer seiner diagnostischen und therapeutischen Gelüste und Eitelkeiten, vor allem aber seines Honorarhungers sieht. Aus solchen Medizinern besteht die Mehrzahl der staatlich zugelassenen Heilwerker, auch der Lehrer der Heilkunde. Die sozialen Versicherungen haben ihren Zweck verfehlt: sie nützen dem Versicherten kaum, zwingen die Ärzte zu einer ihrer unwürdigen Arbeitsweise u. v. a.

Kritik hat gewiß ihre Berechtigung, und nicht bloß wir Ärzte, sondern auch viele Laien sind keineswegs blind für die Gebresten des Ärztestandes und seiner Auguren; sie haben Molière und Shaw mit schmunzelndem Verständnis gelesen. Aber Kritik bestehender Verhältnisse sollte doch eigentlich nur ein Mittel sein zu dem Zweck, die Ursachen der Mißstände zu erforschen, um daraus die Mittel und Wege zu entwickeln, wie jenen Übeln abzuhelfen sei. Und ein solches Tiefergraben, ein Hinter-die-Dinge-sehen, bleibt uns der Autor an vielen Stellen schuldig. Wohl betont Liek immer wieder die Bedeutung der Persönlichkeit des Arztes; aber, du lieber Gott, wie oft trifft man im täglichen Leben auf Persönlichkeiten? Diese werden geboren; Eugenik, Erziehung und Unterricht können sie nicht schaffen, nur fördern oder hemmen. Und auch wir Ärzte stehen unter dem überwältigenden Einfluß der wirtschaftlichen, technischen und politischen Verhältnisse unserer Zeit. Die Entwicklung dieser Verhältnisse mit einigen noch so wohlgemeinten „man sollte" und „man müßte" aufhalten oder ablenken zu wollen, ist vergebliches Bemühen. So sagt uns denn Liek nicht viel wesentlich Neues, und seine Verbesserungsvorschläge, wie die Verstaatlichung der Ärzte im Bereich der sozialen Versicherungen, die Ablehnung der Kassenpraxis, stoßen an harte Tatsachen.

Illustrierte Rundschau

Amtliche Graphik — Zwei Kostüme — Algraphie von Heinrich Wolff — Dietz Edzards „Offenbarung" — Arbeiten aus der Stuttgarter Kunstgewerbeschule — Modemarionetten — Zu unsern Bildern

Mit unserer „amtlichen Graphik", gegen deren Rückständigkeit und Geschmacklosigkeit u. a. ein so ausgezeichneter Künstler und Fachmann wie Ehmcke vor zehn Jahren zu Felde zog, ist es auch heute noch nicht weit her. Die Sachkenntnis und der Wille des Reichskunstwarts vermögen sich nicht überall durchzusetzen, und gerade graphische Massenartikel wie Briefmarken und Geldscheine, die jeder in die Hand bekommt und die in alle Welt gehen, sind noch lange nicht so schön, wie sie sein sollten und wie sie andere Völker, die an sich auch nicht den guten Geschmack gepachtet haben, aufzuweisen vermögen. Aber das Streben, diese und andere wichtige Aushängeschilder unserer Art und Arbeit nicht mehr dem Zufall zu überlassen, ist doch weiter verbreitet als vor zehn oder gar zwanzig Jahren. So hat z. B. die Stadt Nürnberg für die Schuldverschreibungen ihrer Anleihe von 1927 ein Preisausschreiben erlassen und stand mit diesem vernünftigen Beschluß nicht vereinzelt da. Den 1., 2. und 3. Preis gewann ein und derselbe Künstler: Carl Fabriz. Wir zeigen das mit dem ersten Preise ausgezeichnete Blatt; es ist sachlich, übersichtlich, voll Ernst und Würde, wie es sich für eine Schuldverschreibung gehört, trotz aller Schlichtheit schwer nachzuahmen und — was uns hier das Verdienstlichste erscheint — von nürnbergischem Geiste erfüllt, dem Geist handwerklicher Gediegenheit und industriellen Fortschritts.

Neuzeitliche Schuldverschreibung
Entwurf von C. Fabriz

★

Die den Lesern seit langem vertraute Modezeichnerin Marlice Hinz hat einen geistreichen Einfall gehabt: sie stellt ein Kostüm, das auf einem der großen Berliner Bälle des vorigen Jahres Aufsehen erregt hat, neben ein Kleid aus den siebziger Jahren, und es zeigt sich eine überraschende Verwandtschaft. Dabei muß betont werden, daß das Ballkleid von 1927 nicht vereinzelt war. Unsere Damenmode zeigt auch an weniger deutlichen Beispielen die Neigung, die Pfade der sachlichen Schlichtheit zu verlassen. Man befreundet sich wieder mit dem Unregelmäßig-Launischen, mit Falten und Raffungen. Ein Glück, daß wir Sport treiben und so vor Fischbeinmiedern geschützt sind.

★

In dem graphischen Schaffen des Königsberger Professors Heinrich Wolff nehmen Algraphien einen bedeutenden Platz ein. Wer Hans Thomas Graphik kennt, dem ist auch diese Technik geläufig. Es handelt sich um ein Flachdruckverfahren, ähnlich dem Steindruck, nur daß die in lithographischer Kreide oder Tusche ausgeführte Zeichnung nicht auf den Stein, sondern auf eine Aluminiumplatte gebracht wird. Anfang der neunziger Jahre erfunden, bot das Verfahren den großen Vorteil, daß eine Aluminiumplatte wegen ihrer Leichtigkeit viel bequemer zu handhaben, zu verschicken und aufzubewahren ist als der Stein. Der Künstler, einst Thoma, jetzt Wolff, freut sich, daß ihm die Algraphie eine reichere und farbigere Aussprache als die Lithographie ermöglicht. Wolffs „Fischerboote" wirken so stark, daß man diese Graphik malerisch nennen muß. In dieser Schwarz-Weiß-Kunst steckt ein Leben, das sonst nur die Farbe zu geben vermag.

★

Dietz Edzard gehört zu den wenigen, die die Mode des Expressionismus überlebt haben, weil diese Art des künstlerischen Schaffens für sie eben keine äußerliche Mache, sondern innerer Zwang war. Ihr schönster Zug: die religiöse Inbrunst ist das Erlebnis seiner „Offenbarung". Auf der vielgespaltenen, aber höchst anregenden Ausstellung, die vor einigen Jahren in Aachen religiöse Kunst zeigte, hat dieses Gemälde starkes Aufsehen erregt. In einem gro-

Großes Abendkleid von 1877

ßen Gefühl gesammelt, schreitet der Prophet bewundert, bestaunt, verspottet und im Letzten ewig unverstanden durch die Masse zu seinen Füßen. Seine weit geöffneten Augen sehen nicht; sie schauen. Diese Edzardsche „Offenbarung" knüpft an kein Schriftwort, an keine Vorstellung der Bibel an. Der Verstandesmensch wird wenig mit ihr anfangen können. Er wird den Maßstab seiner taghellen Wirklichkeit an das Geheimnis dieser Augen, Schultern und Hände legen und den Kopf schütteln. Andern, denen es einmal vergönnt war, an der dunklen Pforte zu lauschen, die zu den Geheimnissen Gottes führt, wird es um so mehr bedeuten.

*

An der Staatlichen Kunstgewerbeschule zu Stuttgart besteht auch für Frauenarbeit eine Abteilung, deren sich der Direktor Bernhard Pankok fürsorglich annimmt. Prof. Laura Eberhardt gibt dort etwa 100 Schülerinnen Unterricht. Mit welch erfreulichem Erfolg zeigen die gebatikten Decken und Tücher, Arbeiten ihrer Schülerinnen Ellen Moosmann und Lotte Scheufler. Man sieht, wie man einer durch viele häßliche und liederliche Arbeiten in ihrem Ruf leidenden Technik neue, eigentümliche Wirkungen von hoher und dauerhafter Schönheit abzugewinnen vermag.

„Die Mode der Dame" hieß eine Ausstellung in Berlin. Ihr Schlager waren ein paar Dutzend Kabinen, in denen das Leben der Damen „von morgens bis Mitternacht" mit Puppen und tausend schönen und kostbaren Dingen aufgebaut war. Sehr lustig waren die vom Sachlichkeitsgedanken geschaffenen Modemarionetten in dem einen Raum: menschliche Körper in mathematische Formen gebracht und dennoch höchst lebendig, zugleich feine Ironie auf die Seelenlosigkeit all der Herrlichkeiten, solange sich nicht eine schöne Frau ihrer erbarmt.

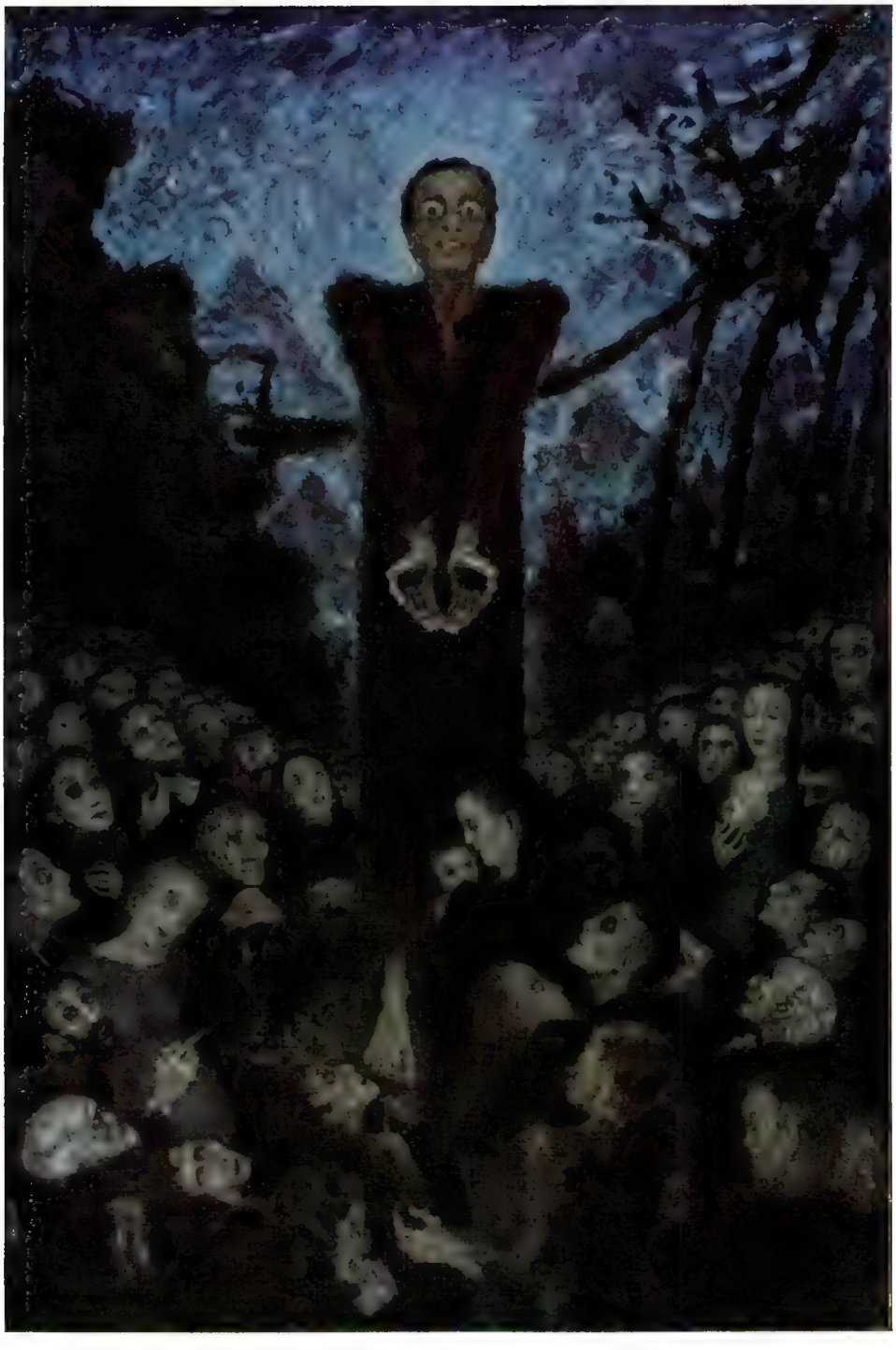
*

Karl Foersters Aufsatz „Der Steingarten der sieben Jahreszeiten" vereint die Erfahrungen eines Fachmannes und Gartenkünstlers mit den treuen Studien des fleißigen Malers und Zeichners (eines Sohnes unseres Arthur Kampf), den feinen Federskizzen von A. Bartning und eine Anzahl Farbaufnahmen aus dem längst berühmt gewordenen Bornimer Garten des „Stauden-Foerster". Ein Buch des Verfassers, demnächst im Verlag der Gartenschönheit erscheinend, erweitert das Thema „Der Steingarten" und wird allen Gartenliebhabern, die sich auf diesem Gebiete praktisch betätigen wollen, besonders willkommen sein.

Großes Abendkleid von 1927, getragen auf dem Ball des Berliner Tennis-Klubs „Blauweiß"

Fischerboote. Algraphie von Prof. Heinrich Wolff-Königsberg

Zu dem Titelbilde von Ivo Salinger schreibt uns der Grazer Kunstschriftsteller Dr. Bruno Binder, der Künstler male Bildnisse in Bildern, d. h. er vermeidet es, die Darzustellenden in der gefälligen und leicht veraltenden Mode zu porträtieren, sondern steckt sie in die Tracht, die ihnen am besten steht. Der Künstler glaubt, so auch das Seelische weit unmittelbarer zu erfassen und wiederzugeben, und wenn man sich hüten wird, sein Rezept weiter zu empfehlen: seinem Schaffen ist es dienlich gewesen. Nach unsrem Bilde schuf Salinger, einer der besten jungen österreichischen Graphiker, auch eine sich auf die Figur beschränkende Radierung, die bei Ludwig Möller in Lübeck erschienen ist. — Den Reichtum englischen Landlebens verrät „Der Ausritt" von G. Spencer Watson, einem Künstler, der eine der Überlieferungen englischer Kunst bewahrt: er hat Verständnis für Pferde (zw. S. 8/9). — Von Chemnitz wissen die meisten nur, daß es eine mächtige Fabrikstadt ist. Ihre malerischen Schönheiten hat Alfred Kunze entdeckt. Seit über zwanzig Jahren schafft dieser Meister in der Stadt der rauchenden Essen. Sie ist seine Heimat. Hier ist er 1866 geboren. Hier hat er die erste Anleitung im Zeichnen erhalten. Hierher ist er nach ausgedehnten Reisen zurückgekehrt, um als Kaufmann und Künstler zu wirken. Ein Maler der Wirklichkeit, aber kein Naturalist, denn selbst das einfachste Motiv wächst auf seiner Leinwand zu einer Vision (zw. S. 16/17). Die Stadt Chemnitz, die sich seit Jahren unter Opfern bemüht, ihren Bürgern auch Schönheit nahezubringen, ist auf Alfred Kunze mit Recht besonders stolz, und die Chemnitzer Kunsthütte hatte ihm vor bald zwei Jahren im Städtischen Museum eine umfassende Sonderausstellung gewidmet. Hier rühmte man ihn mit den herzlichen und treffenden Worten, deren Berechtigung auch unser Bild erweist: „Wie der Baumstamm, seiner Erde verwurzelt, langsam Jahresring an Jahresring setzt, so hat auch Alfred Kunze, der Heimat tief verhaftet, sich Kreis um Kreis weiter hinaus gebreitet... Er gleicht den meisterlichen Handwerkern früherer Zeit, die mit freier und klarer Bedächtigkeit eine immer weitere Beherrschung ihrer Mittel, eine immer größere Vertiefung ihrer Kunst erlangten." Was Kunze so wohltuend auszeichnet, ist die Einheit der Naturbetrachtung und die Naturbeseelung. Wer über sie verfügt, ist dem Streit um Modern und Unmodern entrückt, und dieses Vorzugs erfreut sich auch noch ein anderes Landschaftsbild dieses Heftes. — Das Überirdische in der Natur weht uns aus der einfachen und dennoch durch Farbe und Licht mächtig aufgewühlten Marschenlandschaft des Düsseldorfer Professor Max Clarenbach an, eines Schülers von Eugen Dücker, aus dessen weitherziger und gründlicher Lehre so viele Meister hervorgegangen sind (zw. S. 40/41). — Eine Bronze voll stürmi-



Offenbarung. Gemälde von Dietz Edzard
(Ausstellung religiöser Kunst, Aachen)

Neue Batikdecken
aus der Klasse Pankok-Eberhardt an der Staatl. Kunstgewerbeschule zu Stuttgart

Beim Frühstück. Raum aus der Berliner Ausstellung „Die Mode der Dame"
Eingerichtet von den Deutschen Werkstätten, A.-G. in Berlin

Tänzerin. Pastell von Prof. Bennewitz von Loefen
(Die russische Tänzerin Tatjana Barbakoff)

Varietéprobe. Studie von Ernst Stern

scher Bewegung überließ uns Mathias Gasteiger zur Wiedergabe (zw. S. 56/57). — Lesser Urys „Raucher" erneuert in diesen Heften das Gedächtnis an einen Maler, zu dessen Würdigung sie frühzeitig beigetragen haben und dessen Bedeutung viel größer ist, als das heutige, schnellebige Geschlecht ahnt. Adolph Donath hat das bewiesen. Ury war ein impressionistischer Landschafter, als es noch nicht Mode war, im Anfang der achtziger Jahre. Er hat das malerische Berlin entdeckt und die Grenzen der Pastellmalerei erweitert. Und er hat biblische und soziale Monumentalbilder von einzig dastehender Kraft geschaffen. Unser „Raucher" ist ein farbig und gegenständlich ansprechendes Werk aus der neuen Schaffenszeit des ungemein fruchtbaren und mannigfaltigen Meisters. — Johann Kölschbach, geb. 1892 in Köln, hat in Düsseldorf studiert und ist als Expressionist 1913 in Bonn zuerst öffentlich aufgetreten. Seine Arbeit und seine Liebe gehören seiner rheinischen Heimat. Der hier abgebildete „Bergsee" (zw. S. 104/105) war ursprünglich als Kaminbild in eine Stuckumrahmung gearbeitet. — Die Rundschau beschließen zwei Bilder von der Bühne: Das in Farbe und Bewegung gleich geschmackvolle Pastell der Barbakoff von Bennewitz von Loesen und die lustige Varietéprobe von Ernst Stern. Auch die heitere und die oberflächliche Kunst ist Arbeit. Wir sollen es nur nicht merken. **P. W.**

Herausgeber: **Paul Oskar Höcker** und **Dr. Paul Weiglin**
Verantwortlicher Schriftleiter: **Paul Oskar Höcker** in Berlin — Künstlerische Leitung: **Rudolf Hofmann** in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing** in **Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig** in **Leipzig** — Für Österreich Herausgabe: Herm. Goldschmiedt G. m. b. H. in Wien I. Verantwortlich: Dr. Emmerich Morava in Wien I, Wollzeile 11 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50

Vasenol
Körper-
Puder
VASENOL
Körper-
Puder

RUDO

Was hat Mm mit Ihrer Zukunft zu tun?

In die Hände meine Lieben
Wurde Euch Mm geschrieben!
Was die Hände sonst noch künden
Ist in einem Buch zu finden,
Das Matheus Müller sendet,
Wenn Ihr Euch an diesen wendet!

Alle Mm-Freunde erhalten
die interessante Broschüre

„Was sagen mir die Handlinien"
von Issberner-Haldane

gegen Einsendung dieses Abschnittes
kostenlos und portofrei zugesandt.

An
Matheus Müller Sektkellerei
Eltville a. Rh. 89

Name: .....

Ort: .....

Wohnung: .....

Matheus Müller + Eltville a. Rh.
Seit 1811

Berliner Bühnen

Das Jahr beginnt mit Schaumkonfekt, likörgefüllten Pralinen und einem Schuß Sekt. Man will's dem Publikum möglichst leicht machen, aus den Revuen ins Theater heimzufinden. Aber der große Kassenerfolg stellt sich nur dort ein, wo die Revue dem Theater aufgepfropft wird. So ist ein Sieg aus dem Großen Schauspielhaus zu berichten. Ernst Charell hat die melodienreiche, vielgespielte Fallsche Operette „Madame Pompadour" von Prof. Ernst Stern mit einer kostbaren, farbenprächtigen Ausstattung versehen lassen und mit der Massary neu herausgebracht. Die Sunshine-Girls, allerlei farbige und weiße Tanzsterne und ganze Bataillone nackbeiniger Statistinnen unterbrechen durch Ballettszenen, Aufmärsche, lebende Massenbilder den Gang der Handlung. Für die Komik sorgen die bei den Berlinern beliebtesten Kräfte: Heidemann, Westermeier, Bendow, Picha, die Werkmeister; Walter Jankuhn singt und spielt mit hübschem Tenor und viel Geschmeidigkeit den in die Leibgarde der Pompadour geschmuggelten Liebhaber. Und die genialste Darstellerin großen Formats, die das reichsdeutsche Theater heute besitzt, gibt die Bombenrolle der Pompadour. Man kann Zeitkritiker hören, die dieses unerhörte Aufgebot an Geld und Arbeit, Namen und Material ganz selbstverständlich lieber einem deutschen Klassiker zugewendet wissen möchten. Aber man muß doch schon damit zufrieden sein, daß das Riesenkapital hier wenigstens mit soviel Geschmack ausgegeben wird. Und die meisterliche Sprechkunst der Massary, ihr geistreicher, zündender Coupletvortrag, die Anmut und Dezenz, die auch in den gefährlichsten Augenblicken nie versagt, kann allen Kräften der deutschen Schaubühne als bestes Vorbild dienen. Unsagbar viel Fleiß und großer künstlerischer Ernst haben diese schwere leichte Kunst zustandegebracht.

Max Pallenberg hat im Metropoltheater ein weniger blendendes Ensemble vorgefunden. Dieser einstmals klassische Tempel der heiteren Muse scheint ebenso unrettbar dem Pleitegeier verfallen wie die mit ihm so dicht verbundenen Tanzpaläste der Behrenstraße. Letztes Aufzucken: ein tollkühner Direktor überklebt die Berliner Litfaßsäulen mit Riesenplakaten, eine von Fulda neubearbeitete Aufführung von Offenbachs „Schöner Helena" wird angekündigt, Schillings am Dirigentenpult, die Strozzi in der Titelrolle ... Aber die Pariser Kühnheit des dritten Kaiserreichs wirkt heute doch schon unsagbar ledern, und man verträgt die Stilmischung nicht mehr: Das musikalisch wunderschöne Liebesduett des zweiten Aktes paßt nicht zu dem Possenunfug. Und da eine trostlos zusammengestoppelte Tanz-, Chor- und Statisten-Weiblichkeit kaum imstande ist, über das Leichenbegängnis zweiter Klasse hinwegzutäuschen, bleibt eben nur der Solokomiker Pallenberg als Menelaos: überwältigend komisch vertrottelt, beinahe der Clown Grock, stellenweise erschütternd irrenhausreif.

Ein an Extempores ebenso unerschöpflicher Komiker, der schnoddrig berlinernde Max Adalbert, gibt im Berliner Theater in einem Lustspiel „Der Herr von ...", das Fritz Fried-

mann=Frederich für ihn verfaßt hat, einen jungen Agenten, der am Stammtisch renommiert: wenn er nicht Emil Krause hieße, sondern ein Herr von Soundso wäre, dann würde es ihm (bei seinem Mundwert!) mit Leichtigkeit gelingen, Millionengeschäfte zu machen. Eine Wette wird abgeschlossen, Krause zieht in der Rolle des Stammtischgenossen v. Toussaint auf Abenteuer aus, gerät natürlich in die bei Krause wie bei Adalbert selbstverständlichen komischen Verlegenheiten, tut tausend Mißgriffe, wird aber schließlich doch Generaldirektor irgendeines Konzerns und führt eine reiche Braut heim. In einer Zeit, in der Prinzen für Automobilfirmen reisen, ist die Sache nicht eben unwahrscheinlich; und letzten Endes läuft natürlich doch alles auf eine Schmeichelei für den gesund=philiströsen Menschenverstand der Bürgerwelt hinaus. Aber es ist immerhin ein Fortschritt gegen früher, daß „das Vorderhaus" nicht so ganz in der Karikatur ertrinkt. Besonders Olga Engl und Lotte Klinder wußten sich die Sympathie des für Adalberts Komik mit Lachstürmen quittierenden Publikums zu sichern.

Eine französische Komödie, um einige Stockwerke höher im Geschmacksgenre, gibt Carola Neher Gelegenheit, ein besseres Kokottchen mit viel Liebenswürdigkeit auf die hübschen Beine zu stellen. „Coeur=Bube" heißt das Stück, Jacques Natanson der Verfasser. Simone hat einen zahlenden Freund Michel, von Max Gülstorff verkörpert, und hält sich fürs Herz daneben noch den Schmierenschauspieler Emile. (Oscar Sima spielt ihn köstlich.) Nun gibt sie ihm aber den Laufpaß, denn der blutjunge Henri (Franz Lederer) ist ihr Coeur=Bube geworden. Doch das neue Glück wird jäh gestört. Henri, der mittellose Student, merkt plötzlich, daß er von dem Geld des reichen Freundes mit ausgehalten wird, und Michel, der ihn ertappt, bestätigt es ihm. Aber nur keine Angst: Michel hat in dieser großen Szene die französische Träne in der Kehle (man spricht in Paris solch ergreifende Dinge wohl auch heute noch wie zu Zeiten der göttlichen Sarah mit dem Stockschnupfen) und er lädt den jungen Nebenbuhler ein, sich's nur ja bequem zu machen, denn — oh, mon Dieu — er will auf seine späten Tage ja nur noch quelques rayons de soleil — und Simone, dieses süße Kind, soll glücklich sein und bleiben . . . Dieses labbrige Zeug hat im Schlußakt der hervorragende Gülstorff glaubhaft zu machen, er tut einem leid. Aber die ersten beiden Akte, die ganz in fröhlich=verliebter Konversation plätschern, werden sehr amüsant gegeben.

Und nun zu „Evelyne". Eine Operette von Bruno Granichstädten im Deutschen Künstler=Theater, nach einem Neuyorker Roman in Film=Manier zurechtgeschnitten, mit Revue=Einlagen und Jazz durchsetzt. Die romanübliche junge Milliardärin, von der Fadheit ihrer Umgebung angewidert, gereizt durch das niederschmetternde Urteil des Hausarztes, sie könne nicht arbeiten, übergibt ihr ganzes Vermögen nebst allen Vollmachten ihrem Generaldirektor und wandert mit 2½ Dollars ins Erwerbsleben aus. Heimlich folgt ihr Tom Flips, einer ihrer Hausmusikanten. Sie geht in Stellung als Verkäuferin, verliebt sich in ihren Chef, wird von ihm verschmäht, entlassen, zieht vom Kochofengeschäft als Tanzgirl in ein Revue=Theater, scheitert auch hier, wird Mädchen für alles in einem Kolonialwarenladen, dann Mannequin, gerät in eine Einbrecherbande, wird beinahe eingesteckt, und zu allem Pech trifft sie noch die Nachricht, die Bank, auf der ihr Vermögen deponiert ist, hat falliert.

Da gibt es nun eine rührende Gruppe: Evelyne, die Zeitungsausruferin geworden ist, Tom Flips, der Schuhputzer, und der frühere Lehrherr, verarmt, aber von Liebe zu der erst Verschmähten erfüllt, sie sitzen frierend auf der Straße am Weihnachtsabend, zünden ihr Miniaturbäumchen an, die Glocken spielen . . . Und es ist überflüssig zu versichern, daß der Generaldirektor Evelynes Vermögen in letzter Stunde noch gerettet hat und daß das Schlußbild in dem feenhaft erleuchteten Palast Evelynes zwei glückliche Paare zeigt . . .

Stürmischer Erfolg. Dr. Reinh. Bruck hat die Allerwelts-Marlittiade ganz entzückend inszeniert. Die acht Bilder sind virtuos aufgezogen. Die Musik hat man ja schon oft gehört, aber sie gibt die Unterlage für ein paar prickelnde Tanzschlager von Rita Georg, Max Hansen und Edith d' Amara. Senta Söneland, Arthur Schröder, Oscar Sabo und ein großer Stab von hübschen Mädels, die angenehm müllernde Bewegungen ausführen, machen den Abend zu einem fröhlichen Ereignis in der theaterkunstarmen Saison. **P. O. H.**

Kleist ist auch heute noch unbequem. Das Staatstheater hatte im Gedächtnisjahr seiner Geburt, nicht ungemahnt, die „Penthesilea" in einer stark zusammengestrichenen und lieblosen Aufführung nur eben herausgebracht. Die staatliche Bühne des Schiller-Theaters bot das unendliche Sehnsucht nach dem ewig Verlorenen weckende Bruchstück „Robert Guiskard". Auf der zyklopisch getürmten Bühne wogt das pestgeschlagene Heer. Des unübertrefflichen Kraußneck greiser Armin ist sein Sprecher. Über ihm thront düster, flatterhaarig, den Blick auf die Krone von Byzanz gerichtet, Guiskard, der alte Löwe. Walther Franck spielt ihn, noch zu jung für diese Rolle, die Stimme zu hell, ein verkleideter Alter, sehr gescheit, ein kluger Bändiger seiner Leidenschaft, selbst wo er von ihrem Sturm getrieben scheint.

Der Spielleiter Jürgen Fehling hatte mit dem „Guiskard" Büchners „Wozzek" gekuppelt. Franck war auch der armselige Held dieser genialischen Tragödie, wieder zu bewußt, zu hell. Das dumpfe Grübeln der getretenen Kreatur wird in seiner Darstellung zu spitzfindiger Rabulistik. Das grausige Stück wurde der Anlaß zu einem Theaterskandal. Riß es zu stark an den Nerven? Kaum. Aber man schlug einen falschen Weg zur Vergegenwärtigung ein. Man wählte nicht das Kostüm der 30er Jahre, sondern ließ die Soldaten in Friedensuniformen etwa aus dem Jahre 1890 aufmarschieren, und da man heute alles politisch wertet, was auch nur entfernt so angesehen werden kann, fühlten sich viele gekränkt und kamen nicht zum Genuß eines großen naturalistischen Kunstwerks. Überflüssig wurde manches vergröbert. Wozzek läßt sich zu Disziplinwidrigkeiten hinreißen, die Büchners Text nicht vorsieht, die des Helden Charakter fälschen und das Stück beenden würden, wenn sie nicht unbegreiflicherweise ungesühnt blieben. Schade um diese Verfehlungen. Wie prachtvoll in ihrer bedenkenlosen Sinnlichkeit war Lucie Mannheim als Marie und was für ausgezeichnete Karikaturen entwarfen Albert Florath als Hauptmann, Aribert Wäscher als Doktor.

In der Königgrätzer Straße führte Barnowsky Wedekinds „Schloß Wetterstein" auf. Es ist auch in dieser Erneuerung eine Ruine geblieben. Das Kostüm der 90er Jahre, in dem Agnes Straub reizend aussah, täuschte anfänglich über Veraltetes und Unmögliches hinweg. Der Stern des Abends war Pamela Wedekind

Musikplatten und Musikapparate

sind erhältlich in d. offiz. Verkaufsstellen des Lindström-Konzerns: **Odeon-Musik-Haus G. m. b. H., Berlin W. 8, Leipziger Strasse 110 ★ Parlophon-Haus, Berlin NW. 7, Friedrichstr. 91 ★ Columbia-Musik-Haus, Berlin W. 15, Kurfürstendamm 29 ★ Odeon-Musik-Haus, Breslau, Schweidnitzer Strasse 43a ★ Columbia-Musik-Haus, Frankfurt a. M., Goethestr. 19,** ferner in allen anderen Odeon- und Parlophon-Musik-Häusern Deutschlands.

CARL LINDSTRÖM A.-G. BERLIN SO. 36.

SILBERNE
BRUCKMANN BESTECKE
Links: Entwurf Professor Karl Groß, Dresden
Mitte: Sogen. Sächsisches Hofmuster / Rechts: Reicheres Barock
IN DEN FACHGESCHÄFTEN ERHÄLTLICH
neben anderen guten Mustern. Echt Silber mit Marke „Adler". Versilbert mit Marke „Lokomotive"
BRUCKMANN A.-G. / HEILBRONN a. N. Gegründet 1805

Kunst- und Gebrauchsgegenstände
aus
echtem Meißner Porzellan
haben durch künstlerische
und technische Vollendung
unvergleichlichen Wert
Staatliche
Porzellan-Manufaktur Meißen
Eigene Niederlagen:
LEIPZIG C 1, Goethestr. 6
DRESDEN-A. 1, Schloßstr. 36

als die große Liebeskünstlerin Effie. Sie hatte ein paar herrliche Momente, genau wie der Dichter: sobald das Drama zum Brettl wird. Aber selbst wenn sie sich zum Schluß mit Kortner im Spiele maß, kroch dem Zuschauer der Ekel über den widernatürlichen Schmutz und die Langeweile über die unmögliche Verworrenheit dieses Schauspiels an.

Aus einem französischen Moderoman haben Colette und Marchand die Komödie „Chéri" gemacht, Anlaß für glänzende Leistungen Ida Wüsts und Rosa Valettis. Beides alternde Kokotten. Die eine hat sich schon zur Ruhe gesetzt und spielt Bridge; die andre kämpft mit Erfolg gegen ihr Schicksal: sie muß ihren kleinen Geliebten hergeben, das ist eine Niederlage, aber noch lange nicht die endgültige, und wenn Ida Wüst sich mit einigem Entsetzen im Spiegel betrachtet und sich dann doch wieder herzurichten beschließt, vergißt man lachend die üble Gesellschaft, in die uns das Theater am Kurfürstendamm geführt hat.

Wieviel braver sind die Amerikaner. Sie freuen sich an Dymows „Bronx-Expreß", Grillparzers „Traum ein Leben" ins Neuyorker Judenviertel verpflanzt. Dem braven Knopfmacher Hungerstolz (Steinrück) zeigt ein Traum die Gefahren des Reichtums, und selig kehrt er zu seiner Sarah (Ilka Grüning) zurück. Eine ähnlich volkstümliche Wirkung erstrebt des Tschechen Langer Komödie „Ein Kamel geht durch das Nadelöhr", im entlegenen Thalia-Theater allerliebst gespielt. Ein reicher Junge verliert seine Blödigkeit und wird ein tüchtiger Kerl, indem er ein armes Mädchen heiratet. Reizend die Prager Typen, das Ganze witzig, mehr als das: humorvoll gesehen und gestaltet.

Friedrich Holländers spritzige neue kleine Revue „Bei uns — um die Gedächtniskirche rum" geht leider bloß den Kurfürstendamm an, wo sie mit Meyerink, Anni Mewes, Willi Schaeffers und andern zu Jazz gespielt, gesungen, getanzt wird. Geschmack, Geist, Witz, alles ist da, aber das Ganze eben doch Literatur für Literaten und am wirkungsvollsten in einer vergnügten Nacht im Romanischen Café als Kabarett. **P. W.**

Karl Hagemeister 80 Jahre alt

Der Herr Professor wohnt in Werder, nicht weit von der Kirche, im Hause seines Bruders. Es ist ein einfaches Haus, wie es in vielen märkischen Straßen steht. Man betritt ein zweifenstriges Zimmer im Erdgeschoß. Ein Arbeitstisch mit vielen Pastell- und Kreidestiften, denn mit dem Malen in Öl und vor der Natur geht es nicht mehr so recht. Es ist für den alten Herrn zu anstrengend geworden. Er sitzt auf einem Sofa, über ihm in goldenem Rahmen eine prachtvolle Welle, nicht weniger schön als das Bild in der Nationalgalerie, das gerade jetzt der Kunstverlag Hugo Richert in Berlin-Zehlendorf in einem schönen Farbenlichtdruck herausgebracht hat. In der Ofenröhre steht gemütlich die Kaffeekanne. In einem zweiten kleineren Zimmer hängt ein Baumweg mit einem Mädchen. Hagemeister hat es in den 80er Jahren zusammen mit Schuch gemalt. Sein Porträt von Schuchs Hand bewahrt er in einer Truhe mit andern Kostbarkeiten auf.

Hagemeister ist ein echter Märker. Aus seinem bärtigen Gesicht blicken scharfe und gute Augen. Er gibt nicht viel auf sein Äußeres und sieht wie ein alter Ackerbürger aus. Wenn man ihn be-

ſucht, beginnt er bald von ſeiner Malerei zu erzählen, holt eine Taſchenlampe und geht in den Keller. „Da werden Sie Ihr Wunder erleben. Halten Sie ſich man bloß feſt,“ ſagt er. Und es iſt ein Wunder. Da ſtehen zu Dutzenden die Bilder, Ölgemälde, aber auch große Paſtelle auf Leinwand, ſorgfältig fixiert. Er erklärt: „Ich bin ein norddeutſcher Menſch. Ich trete vor die Natur und nehme zuerſt und allein die Stimmung in mich auf. Wenn ich ſie nach etwa einer Viertelſtunde hab', mal' ich in einem Sitz das Bild, vom Himmel angefangen bis in den Vordergrund. Dann ſtimmt alles. Das iſt eine ſchöpferiſche Kunſt, rein und groß wie die Natur, keine ängſtliche Pimpelei. So habe ich viele Monate in Lohme zugebracht und die See, die Sturmflut ſtudiert, bei jedem Wetter und vor der Natur, nicht im Atelier gemalt wie die Stadtmaler, die eine Studienreiſe von vier Wochen machen und dann daheim Bilder fabrizieren. Was ſie machen, iſt beſtenfalls harmoniſch. Was ich ſchaffe, iſt organiſch. Darum halten ſich auch meine Bilder neben allem Großen. Es ſind Werke, die die Jahrhunderte überdauern. Ich bin über Courbet hinausgekommen.“

Er war ein Schüler Prellers, des Malers der Odyſſee. Wie lange iſt das her. Schuch, Leibls Freund, war ſein Kamerad. Vielfältig hat ſich die Kunſt gewandelt, ſeit er zu ſchaffen begann. So ſpät kam der Ruhm. Eng iſt ſein Leben. Aber dieſer Mann in dem gelben Kittel, der grauen Hoſe und in Filzpantoffeln iſt ein Fürſt im Reich der Kunſt, und glückwünſchend neigt ſich vor ihm, wer in der Kunſt noch etwas Weſentliches und Unentbehrliches ſucht. — gl —

Die Ehe im Spiegel der Statiſtik

* Da faſt alle Männer und Frauen früher oder ſpäter heiraten (nur ein Siebentel der das 15. Lebensjahr überſchreitenden verbleibt bis zum Tode im Ledigenſtande) iſt die Ehe eine ungemein wichtige und gerade gegenwärtig viel diskutierte Angelegenheit. Trotzdem dürfte es nur wenig bekannt ſein, daß Eheleute mit einer längeren Lebensdauer rechnen können als Ledige, insbeſondere iſt die Lebenserwartung der Männer für die Verheirateten in allen Altersklaſſen günſtiger als für die Junggeſellen. Während z. B. nach den deutſchen Aufzeichnungen die ledigen 35jährigen Männer durchſchnittlich nur noch 27 Jahre leben, dürfen die gleichaltrigen Verheirateten auf 32 weitere Geburtstage hoffen, d. h. ſie haben die Ausſicht, 5 Jahre älter zu werden. Die Statiſtiker erklären die längere Lebensdauer der Ehemänner mit dem günſtigen Einfluß des Familienlebens auf die Geſundheit, meinen aber auch, die Ehe bedeute inſofern eine gewiſſe Ausleſe, als kränkliche Menſchen oft ledig bleiben, während die kräftigeren meiſt heiraten.

Das früher beobachtete Heiratsalter hat ſich in der Nachkriegszeit inſofern verſchoben, als einmal die Heiratshäufigkeit der jungen Leute unter 22 Jahren außerordentlich anwuchs, aber auch die Spätehen der Männer viel häufiger vorkommen. Ebenſo hat die Zahl der ungleichen Paarungen erheblich zugenommen, insbeſondere die Fälle, in denen die Frauen um mehr als 5 Jahre älter ſind als ihre Partner.

In allen Ländern, nicht nur in den vom Krieg betroffenen, iſt eine Hochflut von Scheidungen eingetreten, die in Deutſchland 1921 ihren

Reizende Photos

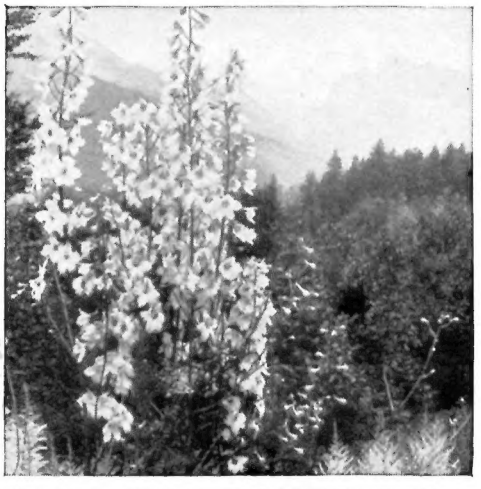
liefern

Hauff-Platten und Films

Hauff-Photo-Literatur gratis im Fach-Geschäft, oder direkt von der Fabrik

J. Hauff & Co. G. m. b. H. Feuerbach-Stuttgart

KARL FOERSTER
BORNIM bei Potsdam-Sanssouci
Moderne winterharte Blütenstauden



KARL FOERSTER & Co.
Gartengestaltung G. m. b. H.
BORNIM

Der grosse Bilderkatalog 1928/29, erweitert um viele Bilder und fast 100 Neuaufnahmen von Pflanzenarten und -sorten, wird gegen M. 2.— versandt. ★ Bestellungen und Schriftwechsel unter Bezugnahme auf diese Zeitschrift erbeten.

Gipfel erreichte und nach einem kleinen Rückgang in den beiden folgenden Jahren 1924 einen neuen Anſtieg zeigt. Gegenüber dem Vorkriegsſtand hat ſich die Scheidungsziffer verdoppelt, im Vergleich mit 1900 ſogar verdreifacht. Aber Deutſchland bleibt ſelbſt in ſeinem Rekordjahr hinter anderen Staaten noch weit zurück. Während man bei uns auf je 100 000 Einwohner 63,7 Scheidungen zählte, ſind für Öſterreich 83 ermittelt und für die Vereinigten Staaten ſogar 149, alſo das 21,3 fache! Außerordentlich gering iſt dagegen die Scheidungsziffer in England, wo auf 100 000 Einwohner nur 6,8 Scheidungen entfallen. Für die deutſchen Verhältniſſe iſt weiter charakteriſtiſch, daß die Scheidungshäufigkeit in den Städten viel höher iſt als auf dem Lande. An der Spitze ſtehen Hamburg und Berlin, die das drei-, bzw. vierfache des Reichsdurchſchnitts melden. Eine Gliederung der geſchiedenen Ehen nach ihrer Dauer zeigt die ſtärkſte Zunahme für die 1—5 jährigen, bei denen Scheidungen dreimal ſo oft vorkommen als vor dem Kriege. Neben dieſen jungen Ehen ſind aber auch gerade die älteren ſtark gefährdet; ſo hat ſich die Scheidungshäufigkeit der 20—25 jährigen Ehen mehr als verdoppelt und die der noch länger beſtehenden beinahe verdreifacht. Dr. phil. Käthe Lux.

Der Wünsche Erfüllung,
der Farbechtheit Krone:
Indanthren

Indanthren

Anekdoten

Treptow

Alte Berliner Sammler werden ſich noch des Geheimen Sanitätsrats Treptow erinnern, deſſen Wohnung und Sprechzimmer unter einer Überlaſt von Kunſtwerken jeder Art ſtöhnten, und deſſen Zeit zwiſchen einer ausgedehnten ſammleriſchen und einer ausgedehnten ärztlichen Praxis ſo geteilt war, daß es nicht zweifelhaft blieb, welche Praxis er mehr liebte. Treptows Sammlungen haben ſich in ſeiner ſehr zahlreichen Familie zerſplittert, wo ſich ihre Beſtandteile heute befinden, läßt ſich nicht mehr feſtſtellen.

Eines Vormittags wurde Treptow mitten aus einer ſehr intereſſanten Auktion im alten Hauſe Lepke in der Kochſtraße telephoniſch zu einer Patientin gerufen. Als er noch ganz im Banne der „Fünf Mark mehr“ das Schlafzimmer der Patientin betrat, lag dieſe im Bett und ſtöhnte heftig.

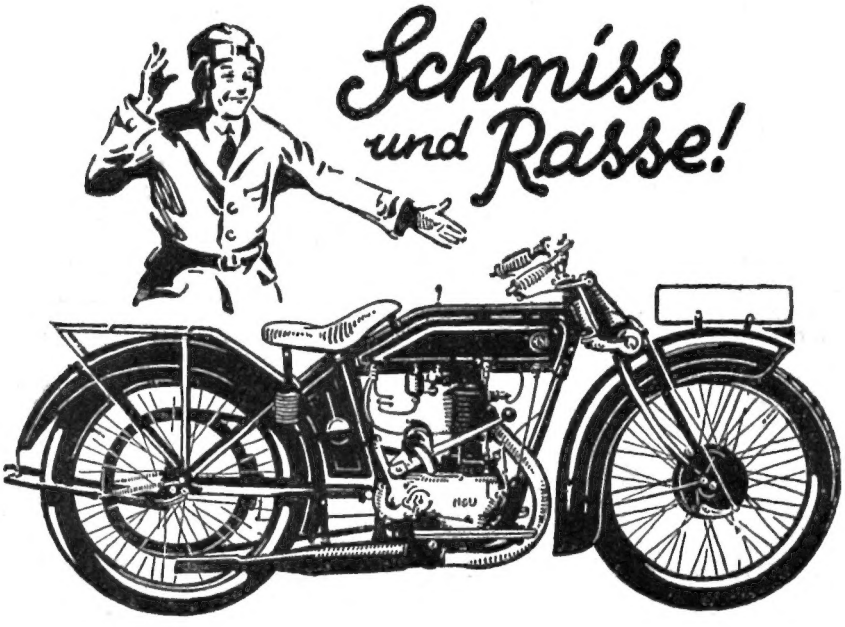
„Ach, Herr Geheimrat, ich habe ſoviel Stiche!“

„Stiche?“ ſagte Treptow haſtig und zerſtreut. „Viel Stiche? Wo hängen ſie?“

*

Ein jetzt auch ſchon alter Berliner Arzt, der u. a. ein wunderſchönes großes Paſtell beſitzt, das ein junges Ehepaar auf einer Gartenbank darſtellt und aus der Frühzeit des 19. Jahrhunderts ſtammt, erzählt die Geſchichte ſeiner Erwerbung: „Ein Händler ſagte mir, es hinge irgendwo bei einer alten Dame in der Friedrichſtraße. Ich ging hin, es gefiel mir, und ich fragte nach dem Preis. Aber die alte Dame wollte keinen Preis nennen, ſie betonte immer nur weinerlich, ich ſolle das Paſtell um Himmelswillen mitnehmen, was ich dafür gebe, ſei ganz gleichgültig. Schließlich einigten wir uns auf einen billigen Preis und ich fragte ſie, warum ſie das hübſche Bild ſo billig weggebe. Da erklärte ſie unter Tränen: ‚Das Paſtell hing über dem Bette meiner toten Mutter. Als ſie im Sterben lag, wurde ſie von Herrn Geheimrat Treptow behandelt. Immer wenn er an dem Krankenbette ſaß, ſah er nur das Paſtell an und nicht meine Mutter. Ich bin heute überzeugt, meine Mutter würde noch leben, hätte das Bild nicht über ihrem Bette gehangen. Und nun kann ich es nicht mehr ſehen.‘“

Schmiss und Rasse!

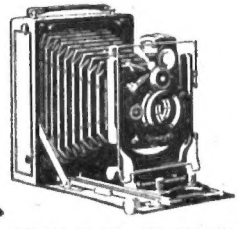


Diese neue NSU-Maschine, 250 ccm, bekommt durch den dritten Gang die Eigenschaften des mittelstarken Motorrades. Sehen Sie sich beim Händler das Modell einmal an. Sie können das wirklich billige Rad sofort mitnehmen. Und dann wird Ihnen die Zahlung sehr leicht gemacht. Sie werden sich nicht mehr besinnen. Ihre Entscheidung wird nur auf NSU fallen. Sie dürfen, gerade als Erstfahrer, die grösste Hoffnung auf das neue Modell setzen. Sie werden nicht enttäuscht, im Gegenteil, Sie werden entzückt sein!

Also bitte: **NSU** Greif zu!

NSU VEREINIGTE FAHRZEUGWERKE A.G. NECKARSULM

Zeiss Ikon



Cameras

Films

Bilder aus der Jugend

Ihrer Kinder, von Reisen u. Ausflügen, von schönen, lustigen oder erhabenen Erlebnissen – all das bleibt Ihnen unvergessen, wenn Sie photographieren. Das sollte auch für Sie selbstverständlich sein! Knipsen Sie mit einer Zeiss Ikon-Camera; es ist einfach und erfolgsicher. Photodruckschriften kostenlos. — Jeder Photohändler beratet Sie.

Zeiss Ikon A.-G., Dresden 68

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.